

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

3/2004

	In eigener Sache	174
Manfred Fuhrmann	Was ist und wozu brauchen wir Allgemeinbildung?	175
Konrad Adam	Die Alten Sprachen und ihre Gegner	177
Thomas Gutschker	Aristoteles und der moderne Verfassungsstaat	180
Dietmar Schmitz	Latein und Griechisch als Basis für Spanisch	189
Joachim Klowski	Einstellungen von Fachwissenschaft und Fachdidaktik zu Nepos	195
Rainer Weißengruber	Antike Texte in Übersetzungen - Crux oder Auxilium?	203
Manfred Glock	Ehestreit und Sprachmoral. Zu Homer und Petron	211
Winfried Schindler	Kunst und Natur. Zu Martial III 35	222
Michael Wenzel	... hat wohl mal 'n Hang fürs Küchenpersonal – zu Martial XII 58	227
Heinz Munding	Gräzistisches aus heutiger Sicht (3)	229
	Personalia	231
	Zeitschriftenschau	232
	Besprechungen	237
	Leserforum	258
	Varia	259
	Adressen der Landesvorsitzenden	267

Deutscher Altphilologenverband

In eigener Sache

Das vorliegende Heft bringt außer zwei weiteren Beiträgen zum DAV-Kongress (K. ADAM und TH. GUTSCHKER) einige Aufsätze sowohl zu grundsätzlichen Fragen als auch zu spezielleren Themen des altsprachlichen Unterrichts. Allen Autoren sei an dieser Stelle wieder herzlich gedankt. – Durch das Unterrichtswerk *Auspicia* scheint in Bayern eine Art „Lehrbuchkrieg“ ausgebrochen zu sein (vgl. Besprechungen). Es stehen sich, grob vereinfacht, eine eher „neokonservative“, der formalen Bildung verpflichtete, und eine „progressive“, einem zeitgemäßen „Multivalenzkon-

zept“ verpflichtete, Position gegenüber. Hierzu liegen der Redaktion einige heftige mündliche und schriftliche Reaktionen vor. Nicht alles lässt sich hier veröffentlichen. Im Sinne einer fruchtbaren Diskussion (zum Wohl der betroffenen Schülerschaft) sind aber auch widerstreitende Stellungnahmen willkommen, die, wie es im Impressum heißt, „die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes“ wiedergeben. Die aufgeworfenen Grundsatzfragen bedürfen jedenfalls noch weiterer Klärung und Verständigung.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

47. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im **FORUM CLASSICUM** veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.forum-classicum.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>
StD Dr. Helmut *Meißner*, Hubstraße 16, 69190 Walldorf

Schriftleitung: Univ.-Prof. Andreas *Fritsch*, Freie Universität Berlin,
Didaktik der Alten Sprachen, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin; E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die Redaktion gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StR Michael *Hotz* (Anschrift s. u.)
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
OSTr Dr. Dietmar *Schmitz*, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen
Wiss. Ass. Dr. Stefan *Kipf*, Schillerstr. 12, 14532 Kleinmachnow
4. Zeitschriftenschau:
Univ.-Prof. Dr. Eckart *Mensching*, Technische Universität Berlin,
Klassische Philologie, Ernst-Reuter-Platz 7, 10587 Berlin;
StD Dr. Josef *Rabl*, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin;
StR Martin *Schmalisch*, Deidesheimer Str. 25, 14197 Berlin

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 15,-; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 4,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StR Rüdiger *Hobohm*, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: ruediger.hobohm@altmuehlnet.de

Anzeigenverwaltung: StR'in Christina *Martinet*, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53, E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Am Schulfang 8, 84172 Buch a. Erlbach.

Was ist und wozu brauchen wir Allgemeinbildung?

Eine Definition und fünf Thesen zu einem umstrittenen Gegenstand

Bildung

Bildung, näherhin Allgemeinbildung ist die Teilhabe des Einzelnen an der Welt, in der er lebt: an den natürlichen Bedingungen, die ihn umgeben, an der Kultur, in der er sich vorfindet. Diese Teilhabe vollzieht sich nicht einfach durch Hinnahme, sondern durch Verstehen, Reden und Handeln; sie muss also erlernt werden, und um den je Heranwachsenden hierzu in hinlänglichem Maße zu verhelfen, haben die modernen Staaten die allgemeine Schulpflicht eingeführt.

Das Wort ‚Bildung‘ ist eine deutsche Spezialität: allein das Deutsche unterscheidet zwischen ‚Bildung‘ und ‚Kultur‘. Die Westeuropäer kennen nur den Begriff *culture, cultura – education, éducation, educazione* entspricht der ‚Erziehung‘. Man hat die in anderen Sprachen unbekannte Doppelheit der Bezeichnungen als ‚Sonderweg‘ der Deutschen charakterisiert und für negative mentalitätsgeschichtliche Erscheinungen verantwortlich gemacht: sie habe insbesondere einem Bildungsideal Vorschub geleistet, das, allzu sehr ‚inneren Werten‘ verpflichtet, die politische und soziale Praxis aus dem Blick verlor. Dem kann entgegengehalten werden, dass die deutsche Unterscheidung einen objektiv gegebenen Sachverhalt spiegelt: der einzelne Mensch ist gebildet und bildet sich („Bildung“ umfasst beides) vor allem durch sein Verhältnis zum spezifisch Menschlichen der Menschheit, zur Kultur.

An sich schließt ‚Kultur‘ alles ein, was die Menschen treiben und hervorbringen: die gesamte Zivilisation, Industrie und Technik, die Welt der Spezialisten und Berufe. Die ‚Bildung‘ pflegt sich jedoch auf einen engeren Kulturbegriff zu beziehen: auf die Dinge, die nicht bestimmten Zwecken der Daseinsbewältigung dienen, an denen unabhängig von Berufen alle Angehörigen einer Gruppe oder Schicht, eines Volkes oder einer Völkergemeinschaft partizipieren. Bildung hat einen Kernbereich der Kultur zum Gegenstand: die Religion, die Moral, die Philosophie und die

Grundlagen der Wissenschaften, die Politik, die Geschichte, die Sprachen, die Literaturen und die Künste. Die Bildung beruht auf einer repräsentativen Auswahl aus alledem, auf einem hieraus abgeleiteten ‚Bildungskanon‘.

Die Begriffe ‚Bildung‘ und ‚Kultur‘ werden erst seit dem 18. Jahrhundert in dem jetzt üblichen Sinne verwendet; sie setzen die Aufklärung, die Säkularisierung des gesamten öffentlichen und großenteils auch des privaten Lebens voraus. Im Mittelalter, in der ganz von der christlichen Religion durchdrungenen Ära, gab es ‚Geistliche‘ und ‚Gelehrte‘, aber keine ‚Gebildeten‘, und wenn man heute von der ‚Kultur des Mittelalters‘ spricht, dann betrachtet man diese ‚Kultur‘ von einem modernen, außerhalb des einstigen Selbstverständnisses befindlichen Standpunkt aus.

1. These: Bildung ist kein Privileg einer Elite

Die Bildungsdebatte der jüngsten Jahrzehnte hat sich vornehmlich – im Namen der sogenannten Chancengleichheit – mit Abiturientenquoten und den Voraussetzungen für akademische Berufe befasst. Sie hat dadurch implizit der Meinung Vorschub geleistet, dass ‚Bildung‘ mit ‚höherer Bildung‘ gleichzusetzen sei. Dem ist nicht so. Es gibt seit eh und je unterschiedliche Bildungsgrade. Volksbildung ist echte Bildung, vorausgesetzt, dass sie enzyklopädisch ist, dass sie einen wenn auch eingeschränkten Kanon aus allen für die Bildung relevanten Bereichen der Kultur vermittelt. Auch die Grund- und Hauptschule darf sich nicht – so wenig wie die Realschule und das Gymnasium – mit bestimmten Sektoren menschlichen Wissens und menschlicher Fähigkeiten begnügen; sie muss ihre Zöglinge in einen vollständigen Umkreis aus den Natur- und Geisteswissenschaften sowie aus den musischen Fächern einführen.

Die ‚höhere Bildung‘ ist dadurch bedingt, dass jede Kultur, vor allem die hochentwickelte Europas, aus Bereichen von verschiedener Zugänglichkeit, von leichter oder schwieriger Erlernbar-

keit besteht. Fremdsprachen, jedenfalls wenn sie durch die Schule vermittelt werden sollen, sowie abstrakte Materien wie Mathematik oder Physik haben sich als besonders schwer zugänglich erwiesen; sie bleiben somit herkömmlicherweise im wesentlichen der ‚höheren Bildung‘ vorbehalten.

2. These: Bildung darf nicht der Berufs- oder Ausbildung geopfert werden

Neuerdings wird wieder vielfach die Forderung erhoben, die Bildungsanstalten sollten sich stärker an den Bedürfnissen der beruflichen Praxis, insbesondere im Wirtschaftsleben, orientieren. Diese Forderung greift zu kurz. Die Welt verändert sich so schnell, dass frühzeitige Spezialisierung der jeweiligen Praxis nur nachjagen würde, ohne sie je einzuholen.

Sowohl die Grund- und Hauptschule als auch das auf das Universitätsstudium vorbereitende Gymnasium sind nach Herkunft und Wesen allgemeinbildende Schulen. Man hat hieran zumal in den letzten Jahrzehnten beim Gymnasium gerüttelt und versucht, die Lehrpläne nach Maßgabe bestimmter Berufsrichtungen zu differenzieren. Viel Erfreuliches ist nicht dabei herausgekommen. Auch für das Gymnasium sollte nach wie vor gelten, dass es von Anfang bis Ende Allgemeinbildung zu lehren hat. Die Universitätsdisziplinen setzen eine gewisse Reife der Persönlichkeit voraus und sind untereinander so verschieden, dass es unmöglich ist, ihre Anfangsgründe auf der Schule vorwegzunehmen. Eine gediegene Allgemeinbildung ist noch stets das beste Instrument, die Vielfalt der Fächer, die von der Medizin bis zur Ingenieurkunst und von der Orientalistik bis zur Volkswirtschaft reicht, zu erschließen. Und es schadet nichts, dass sich die jungen Leute erst mit achtzehn oder neunzehn Jahren dem Abitur unterziehen. Die Erfahrung lehrt, dass Verkürzungen in der Schulzeit meist nur zu Verlängerungen in der Studienzzeit führen.

3. These: Nichts ist wichtiger als das Selbstverständliche: Deutsch

Auch der korrekte Gebrauch der Landessprache fällt nicht vom Himmel; er will gelehrt und gelernt sein, zunächst im Elternhaus, dann auch in der Schule. „Im Elternhaus?“ mag man hier

fragen – auch wenn die Eltern Einwanderer sind, auch wenn sie beide einem Beruf nachgehen, auch wenn das Kind täglich stundenlang mit dem deutsch-englischen Kauderwelsch der heutigen Werbesprache konfrontiert wird?

Dem Staat ist hier eine wichtige und schwierige Aufgabe zugewachsen. Ohne eine gemeinsame Sprache gibt es keine Kommunikation, und ohne Kommunikation keine Solidarität innerhalb der staatlichen Gemeinschaft. Mit der Sprache steht und fällt die Existenz eines Volkes, einer Kultur: die Griechen überdauerten mitsamt ihrer Sprache alle Wechselfälle der Geschichte von ALEXANDER DEM GROßEN bis zum heutigen Tag; die Römer gingen gegen Ende der Antike innerhalb weniger Jahrzehnte unter, da es ihnen nicht gelang, die germanischen Eindringlinge zu assimilieren.

Auch der Einzelne bedarf für sich selbst, für sein Fortkommen, insbesondere für seinen Beruf, hinlänglicher Kenntnisse seiner Muttersprache. Das gilt auch für Handwerker und auch für diejenigen, die eine ‚einfache‘ Position anstreben: wer sich schwere sprachliche Schnitzer zuschulden kommen lässt, zieht im Konkurrenzkampf den Kürzeren. Und erst recht gilt das für die künftigen Akademiker: von ihnen wird erwartet, dass sie die Landes- und Amtssprache perfekt beherrschen, in Wort und Schrift, in vorbereiteter und in freier, improvisierter Rede. Wer studieren und einen wissenschaftlichen Beruf ausüben will, muss nicht nur in der Orthographie und Grammatik des Deutschen völlig sicher sein; er muss auch über einen umfangreichen Wortschatz verfügen, wie er sich nicht nur durch flüchtige Lektüre von Zeitungen und sonstigen Alltagstexten, sondern nur durch die intensive Beschäftigung mit anspruchsvoller Literatur erwerben lässt. Die klare und treffende Darstellung von Sachverhalten ist ebenso gefragt wie die Fähigkeit, komplizierte Gedankengänge aufzunehmen und wiederzugeben.

4. These:

Ohne Staatsbürgerkunde kein Staatsethos

Unser Zeitalter steht im Zeichen des Individualismus; das spiegelt sich auch in unseren Ansprüchen an das Bildungswesen. Hierbei ist vorausgesetzt, dass, wie die Sprache, so auch die staatliche Gemeinschaft ohne eigene Anstrengung

ihrer Mitglieder unbeschränkt fortexistiert, in reibungslosem Funktionieren, stets nach den Regeln von Recht und Gesetz. Diese Voraussetzung ist gefährlich; sie konnte sich einstellen, weil die staatlichen Institutionen, wenn sie einmal geschaffen sind, den Willen ihrer Schöpfer auf kürzere oder längere Zeit zu überdauern vermögen. Auch die Staatsordnung bedarf, wie die Sprache, der bewussten Aufrechterhaltung durch ihre personalen Träger – sie gerät in Gefahr, wenn das Selbstverwirklichungsstreben der Einzelnen zu bedenkenloser Wahrnehmung der eigenen Interessen und schließlich zu Korruption und Gewalt ausartet.

Jedem Bürger eines Staates, ja, jedem, der ständig in einem Lande lebt, obliegt daher eine gewisse Pflicht zur Solidarität, und diese gebührend zu vermitteln, ist weithin Sache der Bildung. Daher sollte zu den obligatorischen Bestandteilen des Lehrplans der öffentlichen Schulen vor allem das Gebiet zählen, das sich direkt mit dem Staat und seiner Herkunft befasst: der Staatsbürger- und Geschichtsunterricht. Unsere freiheitliche Staatsordnung hat sich erst in den letzten zwei Jahrhunderten stufenweise durchgesetzt. Die Schule hat die Aufgabe, den Weg, den Europa von der Französischen Revolution bis heute gegangen ist, nachzuzeichnen, und hierbei sollte sie auch auf die Vorbilder Bedacht nehmen, die diesen bahnten: auf die attische Demokratie und die römische Republik.

5. These:

Gebildete sind keine besseren Menschen

Diese These bedarf kaum einer Erläuterung: sogenannte ‚einfache‘, d. h. verhältnismäßig

Die Alten Sprachen und ihre Gegner

Wer als Liebhaber der Alten Sprachen vor einem Kreis von Altphilologen den Wert des Humanistischen Gymnasiums verteidigt, dem geht es wie dem Pfarrer, der vor lauter Frommen predigt. Gläubige zu bekehren, ist eine leichte, aber keine reizvolle Aufgabe. Sich mit den Ungläubigen anzulegen, verlangt und bringt wahrscheinlich mehr, ist hier jedoch unmöglich, da die geschworenen Gegner der Alten Sprachen zu

wenig gebildete Leute haben nicht selten klarere Begriffe von Recht und Unrecht und vernehmen die Stimme der Vernunft und des Gewissens deutlicher als mancher ‚hochgebildete‘ Akademiker. Und doch hat Bildung mit Moral zu tun: ein erheblicher Teil ihrer Inhalte gilt moralischen Problemen. Das Verhältnis von Bildung oder richtiger von Gelehrsamkeit und Moral war während der christlichen Ära unproblematisch: die Bibel, durch die Predigt ausgelegt, galt für jedermann und war nicht, wie viele moralisch relevante Stoffe der Moderne, dem engeren Kreise ‚höher‘ Gebildeter vorbehalten.

Mit der Geschichte befasst man sich nicht nur, um zu erfahren, wie es einst gewesen und im Laufe der Zeit zum heutigen Zustande gekommen ist; man bemüht sich auch um ein gerechtes Urteil über das Handeln der Protagonisten, und hierbei pflegen ethische Kriterien eine wichtige Rolle zu spielen. Vor allem aber ist die Literatur ein reicher Fundus für moralische Konflikte, und manche Werke, wie die „Antigone“ von SOPHOKLES oder der „Michael Kohlhaas“ von KLEIST, scheinen geradezu um einer schier unauflösliehen sittlichen Problematik willen konstruiert zu sein.

Aus dem Gesagten ist zu folgern, dass Bildung die Menschen zwar nicht besser macht, dass sie aber, je mehr sie in die Breite und Tiefe geht, desto mehr für die Risiken und Versuchungen sensibilisiert, denen menschliches Handeln unterliegen kann. Denen, die auf diesem Gebiet über ein reicheres Wissen verfügen, wird hiermit zugleich ein größeres Maß an Verantwortung für ihr Tun und Lassen auferlegt.

MANFRED FUHRMANN, Überlingen (Bodensee)

dieser Tagung nicht erschienen sind. Ungläubige besuchen keine Kirchentage. Was also tun? Ich mache es im Kleinen wie SOKRATES es seinerzeit im Großen vorgemacht hatte, als er in seiner Verteidigungsrede die Ankläger, die nur im Hinter- oder Untergrund von sich reden machten und vor Gericht nicht auftreten wollten, stellvertretend herbeizitierte, um mit ihnen dasselbe Frage- und Antwortspiel zu treiben, mit dem er seine Athener

gegen sich aufgebracht hatte. Die Gegner sollten ihre Gründe nennen, öffentlich Rechenschaft ablegen über das, was sie öffentlich angezettelt hatten: *logon didonai*.

So ähnlich will ich es auch machen. Die Frage ist: Mit wem unter den zahlreichen Verächtern der Alten Sprachen beginnen? Mit dem Kaiser, dem der Humanismus suspekt war, weil er an seinen Schulen weder junge Griechen noch junge Römer, sondern junge Deutsche erziehen lassen wollte? Mit dem Führer und Reichskanzler, der sich die Jugend schnell wie die Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl wünschte und deshalb mit einer Schule, die ein anderes Menschenbild schon im Namen führte, nichts anfangen konnte? Oder mit dem Generalsekretär und Staatsratsvorsitzenden, der ganz zu Recht davon überzeugt war, dass die Kenntnis der griechischen und römischen Antike seinem Erziehungsideal, der Ausbildung zur sozialistischen Persönlichkeit, im Wege stehen würde? Ich verzichte darauf, es wäre ja doch nur die Erinnerung an gehabte Schmerzen, an Gegner, die wir glücklich losgeworden sind. Das Kaiserreich ist im Ersten, das Dritte Reich im Zweiten Weltkrieg untergegangen, die ruhmreiche DDR ist still in sich zusammengesackt so wie der ganze rote Osten. Nur die alten, die angeblich toten Sprachen haben, wenn auch angeschlagen und unter Mühen, überlebt.

Die alten Gegner haben freilich Nachfolger gefunden. Und mit denen muss ich mich auseinander setzen, ob ich nun will oder nicht. Die neuen Gegner, das sind die PISA-Gläubigen, die Funktionalisten, für die Bildung auf das zusammenschrumpft, was sich zum Zwecke des Produzierens und Konsumierens praktisch verwerten lässt. Sie finden sich überall, auf der Linken und auf der Rechten, in der GEW genauso wie beim BDA. Was DIETER HUNDT von unseren Schulen oder Hochschulen erwartet, klingt zum Verwechseln ähnlich dem, was EVA-MARIA STANGE dazu meint. Beide wollen ja auch dasselbe, den anspruchlosen, den gehorsamen, den einsatzfähigen und einsatzwilligen Arbeitnehmer, der tut, was man von ihm erwartet, und ganz zufrieden ist, wenn man ihn mit Fragen nach dem Wozu und dem Warum das Ganzen, nach den Aufgaben des Staates, dem Wesen des Menschen und dem

Sinn des Lebens gnädig verschont. Anspruchslose Leute sind leicht zu führen und zu verführen, zu ködern und zu gängeln, zu beschäftigen und zu kommandieren, und weil es das ist, was die Gewerkschaftsvorsitzenden und Verbandspräsidenten vor allem wollen, sind ihnen die eigenwilligen Absolventen einer eigenwilligen Schule suspekt.

Man muss ihnen darin beipflichten. Mit ihrer Aversion gegen das Humanistische Gymnasium sind sie aus ihrer Sicht im Recht. Denn mit bedingungslosen Jasagern kann dieser Schultyp, vorausgesetzt, er hat seine Schüler etwas vom Wesen der Antike spüren lassen, in der Tat nicht dienen. HARTMUT VON HENTIG hat das sehr schön formuliert, als er zu einer Zeit, in der er den Alten Sprachen noch näher stand als der modernen Pädagogik, die Vorwürfe der Funktionalisten mit der Frage parierte, ob wir nicht heute, gerade heute eine Schule bräuchten, „in der der Mensch mehr zum Widerstand als zur Anpassung, mehr zur Einsicht als zur Information, mehr zum Absoluten als zum hier und jetzt Gültigen erzogen wird: mehr zu Antigone als zu Kreon“. Man mag darüber streiten, ob und wieweit ein derart hochgesteckter Vorsatz unter den obwaltenden Bedingungen zu erfüllen ist; darüber, dass Hartmut von Hentig ein wünschenswertes Ziel beschrieben hat, doppelt wünschenswert in einer Zeit, die in Gestalt der Massenmedien über ungeahnte Möglichkeiten zu Drill und Konformismus verfügt, sollte Einigkeit herrschen. Sich den Zweifel nicht ausreden zu lassen, darauf vorbereitet zu sein, aus Zweifel Verweigerung und aus der Verweigerung Widerstand gegen das entstehen zu lassen, was man mit einer *contradictio in adiecto* die Kultur-Industrie nennt, wäre eine, vielleicht sogar die wichtigste Aufgabe von Bildung heute.

Aber hat die Schule und haben die Fächer, die wir hier verteidigen, diesen Auftrag denn erfüllt? Haben sie die unabhängigen, die großzügigen, die selbstsicheren und urteilsfähigen Naturen hervorgebracht, denen man gern folgt, weil sie selbst tun, was sie von anderen verlangen? Es also anders machen als der berühmte Philosoph, der Vorhaltungen über die Art seines Lebenswandels mit der Frage zurückwies, ob der Inquisitor denn schon einmal einen Wegweiser gesehen

habe, der in die Richtung ging, in die er wies? Die Frage so zu stellen, heißt sie zum guten Teil verneinen. Unter den Schlägen und Wechselfällen des vergangenen Jahrhunderts hat sich das Humanistische Gymnasium nicht viel besser behauptet als die Konkurrenz; viel schlechter allerdings auch nicht. Die meisten von uns werden sich an Lehrer erinnern, deren Darbietungen sich in kleinlichen Kommentaren und großspurigen Phrasen erschöpften. Aus dem Gerede von der edlen Einfalt leiteten sie das Recht auf einen einfältigen Unterricht ab, der uns den Zugang zur Antike eher verstellt als eröffnet hat. Die erbaulichen Maximen, mit denen sie ihre Festtagsreden garnierten, kannten wir immer schon im Voraus; schon deshalb konnten wir sie ja auch nicht ganz ernst nehmen. Es waren Leute, denen das Altertum nichts sagte und die folglich, wie NIETZSCHE sarkastisch bemerkt, auch über das Altertum nichts zu sagen hatten.

Aber die Sache, die antike Kultur, ist besser als ihre Vertreter. Deswegen lohnt die Sache die Verteidigung. Es war nicht nur Zweckoptimismus, sondern seine Erfahrung als Theatermann, die WOLFGANG SCHADEWALDT seinerzeit von der „unverwüstlichen“ Antike sprechen ließ. Man muss für Troja und Athen, für Rom und Griechenland nicht werben, sondern sollte es machen wie die Archäologen, die ja die Sache im Vertrauen darauf, dass sie für sich spricht, einfach nur vorzeigen; dann ist das meiste schon gewonnen. Die Antike stellt dieselben Fragen, die uns auch heute noch umtreiben, beantwortet sie aber bündiger als heute und ist deswegen prädestiniert zum Gegenstand von Unterricht. Sie ist genauso wenig überholt wie die alten Sprachen nur deshalb tot sind, weil sie kaum noch einer spricht. Wäre es anders, wir hätten auch LESSING, KLEIST und HEINE für tot zu erklären, denn wer spricht heute noch wie sie, so gut und reich und schön wie sie? Man muss nur auf die Sache setzen, dann zeigt sich ganz von selbst, wie modern sie ist und dass der Fortschritt, wie NESTROY einmal gesagt hat, immer größer aussieht als er ist.

Den besten Beleg dafür liefert die modernste von allen modernen Wissenschaften, die Bildungsforschung, die sich stolz empirisch nennt.

Einer ihrer rühmlichsten Vertreter, SAUL B. ROBINSON, Verfasser des kleinen, aber einflussreichen Heftchens über die Curriculumrevision. Dort verlangte er den „empirischen Nachweis“ für den Bildungswert der klassischen Sprachen; und weil er den nicht finden konnte, verwarf er beides, den Bildungswert und die Bildungsidee. Da seither einige Zeit ins Land gegangen ist, dürfen und wollen wir es jetzt genauso machen wie er und seine Adepten, die Bildungsforscher, und nach dem empirischen Nachweis für den Wert der von ihnen propagierten Ideen und Einfälle fragen. Beweispflichtig ist ja doch immer derjenige, der mit dem Anspruch auftritt, es besser zu machen. An diesem Anspruch haben es die Bildungsreformer wahrhaftig nicht fehlen lassen, und Zeit genug, ihn einzulösen, hatten sie auch. Was also haben sie erreicht?

Ich spreche keineswegs im eigenen Namen, wenn ich die Antwort gebe: nichts. Die pomposen Ankündigungen, mit denen ROBINSOHN und seine Freunde die Pädagogik reformieren wollten, haben bis heute keine Ergebnisse gezeitigt. Mit Blick auf das vage Programm, das da eher geraunt als versprochen worden war, mag man das begrüßen; das ändert aber nichts an der kläglichen Bilanz. Die Bildungsforscher sind die empirischen Beweise, die sie von allen anderen mit großer Geste gefordert haben, selbst schuldig geblieben. Statt sich oder ihr Fach zu bewähren, haben sie DAVID HUME bestätigt, der meinte, nichts sei für die Launen der Mode anfälliger als die angeblich definitiven Lösungen der Wissenschaft. Warum hört man nichts mehr von dem Jahrhundertversuch mit Gesamtschulen und Gesamthochschulen? Wo sind die Sprachlabors geblieben, auf die keine Schule, die etwas auf sich hielt, verzichten wollte oder durfte? Wie steht es um die Koedukation, die vor 20 Jahren *trendy*, vor 10 Jahren *out* war und gegenwärtig wieder *in* zu werden scheint? Um von der liebsten Vogelscheuche der Empiriker, der Schulangstforschung, ganz zu schweigen. Wer sich den kurzlebigen Produkten der Erziehungswissenschaft zuwendet, verliert schnell den Überblick. Weil ich den nicht verlieren will, bin ich den Alten Sprachen treu geblieben.

KONRAD ADAM, Berlin

Aristoteles und der moderne Verfassungsstaat

Zehn zeitlose Einsichten

Einleitung

„Die Moderne kann und will ihre orientierenden Maßstäbe nicht mehr Vorbildern einer anderen Epoche entleihen, sie muß ihre Normativität aus sich selber schöpfen. Die Moderne sieht sich, ohne Möglichkeit der Ausflucht, an sich selbst verwiesen.“¹ Wenn es stimmt, was JÜRGEN HABERMAS hier behauptet, dann wäre das Interesse an der Antike nur mehr antiquarisch zu rechtfertigen, was dem gängigen Vorwurf an den Humanismus entspricht: Bildungsbürgerliche Nostalgie sei das, Verklärung der fernen Vergangenheit.

Dieser Vorwurf ist im einzelnen sicher nicht ganz falsch, davon wird noch die Rede sein. Ebenso ist Habermas' Diktum nicht ganz falsch: wenn man es nämlich nimmt als Dokument moderner Selbstbeschreibung. Die Moderne – hier weit verstanden als Neuzeit – schöpft ihr Selbstbewusstsein aus der Abgrenzung gegen das Mittelalter, also: gegen die Scholastik, mithin auch gegen jenen Philosophen, den THOMAS VON AQUIN schlicht den Philosophen nennt, nämlich ARISTOTELES.

Zum Beleg nur ein Zitat von THOMAS HOBBS. Der schreibt im „Leviathan“ – jenem Werk, das die moderne Staatsphilosophie begründet, „daß in der Naturphilosophie kaum etwas gesagt worden ist, das so absurd wäre wie das, was nunmehr ‚aristotelische Metaphysik‘ genannt wird, oder etwas, das mit der Regierungsgewalt unverträglich wäre als vieles von dem, was Aristoteles in seiner ‚Politik‘ gesagt hat, oder etwas, das weniger Kenntnisse verriete als ein großer Teil seiner ‚Ethik‘“.² Vernichtender lässt sich ein Erbe nicht ausschlagen.

Bei HEGEL findet sich gut 200 Jahre später in den „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie“ ein Reflex auf dieses (beinahe) verlorene Erbe, und dieser Reflex ist kritisch: „Ein Grund, von Aristoteles weitläufig zu sein, liegt darin, daß keinem Philosophen soviel Unrecht getan worden ist durch ganz gedankenlose Traditionen, die sich über seine Philosophie erhalten haben und noch an der Tagesordnung sind, obgleich er lange Jahrhunderte der Lehrer aller Philosophen war.

Man schreibt ihm Ansichten zu, die gerade das Entgegengesetzte seiner Philosophie sind. Platon wird viel gelesen; Aristoteles ist in neuerer Zeit fast unbekannt, und es herrschen die falschesten Vorurteile über ihn.“³ Hegel unternahm einen bedeutenden Versuch, den Griechen zu rehabilitieren; die Grundannahme seiner Philosophie, das schöpferische Zu-sich-selbst-kommen des Geistes, ist eine gewagte Wiederaufnahme des Gedankens einer νόησις νοήσεως, des Selbstdenkens der Vernunft, dem Höhepunkt der aristotelischen Metaphysik. Auch sonst gibt es in der Neuzeit etliche Nebenlinien der Philosophie, in denen Aristoteles eine Rolle spielt, auf die ich hier aber nicht weiter eingehen kann.

Entscheidend ist dieses: Eine echte Rehabilitation der aristotelischen Philosophie, und zwar insbesondere seiner praktischen Philosophie – Ethik, Politik und Rhetorik – ereignet sich erst nach 1945. Dann freilich mit einer Wucht, die überraschen muss und nach einer eigenen Erklärung verlangt. Zuerst sind es die Schüler MARTIN HEIDEGGERS, die den Griechen wiederentdecken: LEO STRAUSS, HANNAH ARENDT, HANS-GEORG GADAMER. Die ersten beiden waren vor den Nationalsozialisten in die Vereinigten Staaten geflüchtet und begründeten dort einflussreiche Schulen der Politikwissenschaft; zu nennen ist in diesem Zusammenhang auch ERIC VOEGELIN, ein Emigrant und Neoaristoteliker auch er. Gadamer leitet in Deutschland seit Ende der fünfziger Jahre die Wiederentdeckung der praktischen Philosophie ein, zusammen mit JOACHIM RITTER und – für die Politikwissenschaft – DOLF STERNBERGER. Alle drei bedenken die Grundlagen des modernen Staates neu, indem sie auf Aristoteles (und teilweise auch auf Platon) zurückgehen. Einen weiteren aristotelischen Diskurs, der bis in die Gegenwart hineinreicht, finden wir bei zwei amerikanischen Philosophen, ALASDAIR MACINTYRE und MARTHA CRAVEN NUSSBAUM.⁴

Der Grund für diese neue Popularität des Aristoteles liegt klar auf der Hand: Es ist die Erfahrung des Totalitarismus, die es nach 1945 geboten, ja notwendig erscheinen lässt, den

Horizont der Moderne zu sprengen. Alle, die dies versuchen, teilen dieselbe Ansicht: Der Totalitarismus – man könnte auch sagen: der Untergang aller humanistischen und republikanischen Traditionen – mag eine Verirrung der Moderne sein, aber diese Verirrung ist kein Zufall. Sie ist vielmehr in der Moderne selbst angelegt, in ihrer Ausgrenzung bestimmter Phänomene und Traditionen, in ihren rationalistischen Zuspitzungen und Übertreibungen. Das ist kurz gesagt die These, welche HORKHEIMER und ADORNO auf die griffige Formel von der „Dialektik der Aufklärung“ gebracht haben.

Bei den Versuchen, Abstand zur Moderne zu gewinnen und griechisches Denken zurückzugewinnen, lassen sich zwei Wege unterscheiden:

E r s t e n s, der Weg der Totalopposition, eine Erneuerung jener „*Querelle des anciens et des modernes*“ aus der französischen Klassik. Auf diesem Weg wird die Moderne als solche verdammt, wodurch alles Antike umso heller strahlt. So frappierend die Einsichten sein mögen, die dann zu Tage treten, es haftet ihnen ein nicht zu tilgender Makel an: Antikes und Modernes steht vermittlungslös und unversöhnlich nebeneinander, und die (Wieder-)Entdeckung des Alten bleibt eine Geschichte des Verlusts. Mehr noch: Die Totalopposition übernimmt jene Abgrenzungslogik der Neuzeit, nur mit umgekehrtem Richtungssinn. Von den Aristotelikern des 20. Jahrhunderts, die ich gerade genannt habe, sind mehrere in diese Falle gelaufen, insbesondere LEO STRAUSS, zum Teil auch ERIC VOEGELIN, HANNAH ARENDT und ALASDAIR MACINTYRE. Darum sahen sie sich auch mit dem Vorwurf der „Polis-Nostalgie“ konfrontiert, was im Einzelfall stimmt, die Originalität ihrer Werke jedoch nicht erschöpft.⁵

Z w e i t e n s, der andere Weg ist der eines vermittelnden Rückgriffs, der sich der konstitutiven Unterschiede zwischen Antike und Neuzeit bewusst bleibt und dennoch nach einem Gemeinsamen sucht. Vorzüglich ist diese Haltung beschrieben in einem vergilbten Vorlesungsmanuskript von DOLF STERNBERGER, das im Deutschen Literaturarchiv Marbach lagert: „Wir verstehen die klassischen Texte eigentlich nur dann und nur insoweit wirklich aus dem

Grunde, als der Sinn uns aus unserer eigenen Erfahrung durchsichtig wird. Es ist immer gut zu lernen und sich einzuprägen, was die großen Autoren vorgetragen haben, aber das eigentliche Verstehen – wenn einem plötzlich ein Licht aufgeht – erwächst erst dann, wenn wir bemerken, daß der klassische Autor unsere eigene Erfahrung deutet. Woraus mit Notwendigkeit folgt, daß gerade das eigentliche und tiefere Verständnis immer nur ein partikulares Verständnis sein kann – man faßt es an einem Zipfel, es wird partienweise hell an dieser und jener Stelle, in einem gewissen Sinne und Grade.“⁶ „Erfahrung“ ist hier der zentrale Begriff: Die Anknüpfung an antikes Denken ist hermeneutisch reflektiert, ein Dialog mit der Überlieferung, der ausgeht von einem Gemeinsamen, gleichwohl aber die Differenz der Horizonte damals und heute herausarbeitet. Dass es ein solches Gemeinsames gibt, darf annehmen, wer davon ausgeht, dass sich die Natur des Menschen in zweieinhalbtausend Jahren nicht komplett verändert hat.

Die folgenden zehn aristotelische Einsichten, die das Wesen des modernen Verfassungsstaats besser erhellen als genuin moderne Theorien, verdanken sich diesem zweiten Weg: Antike und Moderne nicht gegeneinander auszuspielen, sondern produktiv miteinander zu verbinden.

1. Die Begründung eines republikanischen Gemeinwesens bedarf eines eigenen Aktes, eines Zusammenschlusses zwischen den Individuen – aber dieser Zusammenschluss ist nicht widernatürlich.

Zur Erinnerung: Die Neuzeit vertritt mit HOBBS die These, dass im Naturzustand der Krieg aller gegen alle herrsche. Die Individuen begründen den Gesellschaftszustand durch einen Herrschaftsvertrag, indem sie ihre individuellen Rechte aufgeben und diese einer souveränen Gewalt übertragen. Qua Vernunft erkennt der einzelne, dass er seine eigene Natur, sein egoistisches Streben nach Macht zügeln muss, um nicht dauerhaft in Furcht und Gefahr zu leben. Der Staat zeichnet sich dann aus durch den Besitz des unumschränkten Gewaltmonopols, und sein Herrscher benötigt jene Staatskunst, die Hobbes ihm mit dem „Leviathan“ lehrt.

Dagegen steht ARISTOTELES' berühmte Kennzeichnung des Menschen als ζῷον πολιτικόν, als von Natur aus politisches Lebewesen. Das Gemeinwesen ist keineswegs gegen die Natur gerichtet, vielmehr erfüllt sich diese erst in ihm. Es dient dem guten Leben im Unterschied zum bloßen Überleben im Haus. Politik wird positiv gesehen, im Hinblick auf humane Ziele, nicht negativ, wie bei Hobbes, im Hinblick auf die Abwehr individueller Ansprüche. Gegen diese teleologische Erklärung des Gemeinwesens wird oft eingewendet, dass sie den Übergang vom Natur- in den Gesellschaftszustand nicht wirklich erkläre bzw. überspringe. Der Staat, jenes kunstvolle Gebilde aus Institutionen, scheint regelrecht von selbst zu entstehen, durch Verwirklichung der humanen Natur.

So einfach macht es sich Aristoteles aber nicht. Entstände die Polis wie von selbst, wäre sie dem Menschen gewissermaßen einprogrammiert und müsste überall existieren. Aristoteles weiß hingegen sehr wohl, dass die Polis, wie er sie kennt, eher die Ausnahme als die Regel des Zusammenlebens von Menschen ist – daher seine vielen Verweise auf die „Barbaren“. An einer Stelle preist er ausdrücklich den, „der das Gemeinwesen zuerst wirklich ins Leben rief“, als den „Urheber der höchsten Güter“ (Politik I.2, 1253a31). Aristoteles weiß somit um die Bedeutung eines Gründungsaktes – nicht anders als Hobbes. Und in der „Politik“ sagt er einmal, dass die bloßen Mauern noch keine Stadt machen (III.3, 1276a26). Von einer Stadt lässt sich erst sprechen, wenn sie über eine Verfassung und eine Bürgerschaft verfügt. Die Identität der Stadt steht und fällt mit der Verfassung – ändert sich diese, ist auch die Stadt nicht mehr dieselbe. Verfassung, πολιτεία, meint im griechischen Sinne die geschriebenen wie ungeschriebenen Regeln des Zusammenlebens. Sie zu untersuchen, zu vergleichen und zu beurteilen, steht im Mittelpunkt der „Politik“, des ersten wissenschaftlichen Verfassungsvergleichs, den wir kennen.

Aristoteles gesteht somit ein Moment des Künstlichen bei der Begründung des Gemeinwesens durchaus zu, aber er reduziert es nicht darauf – und gewinnt daraus einen Begriff von politischer Freiheit (einer Freiheit nicht nur von Gewalt, son-

dern zum politischen Gestalten), der bei Hobbes nicht mehr gedacht werden kann.

2. Das Gemeinwesen beruht auf der wesenhaften Pluralität seiner Mitglieder. Diese lässt sich nicht aufheben, sondern nur vermitteln.

Die Begründung staatlicher Herrschaft bei Hobbes folgt einem Analogieschluss, der von PLATON her bekannt ist: So wie bei jedem einzelnen der rationale Seelenteil die begehrenden und animalischen Teile der Seele beherrschen muss, so muss im Staat der Herrscher die Untertanen im Zaun halten.

Auch Aristoteles kennt Phänomene der Herrschaft, nämlich im Verhältnis zwischen Mann und Frau und – stärker noch – im Verhältnis zwischen dem Hausherrn und dem Sklaven. Durch solche Sozialbeziehungen entstehen Haus und Dorf, noch nicht aber die Stadt, die Polis. Sie ist der Zusammenschluss von Gleichen, die einander nicht beherrschen, sondern im Wechsel regieren. Aristoteles unterscheidet deshalb strikt zwischen der Herrschaft unter Ungleichen (ἀρχή δεσποτική) und der Regierung unter Gleichen (ἀρχή πολιτική, I.7).

„Gleich“ meint aber nicht identisch. Die Polis, heißt es in Politik II.2, „ist von Natur her eine Vielheit“ (πλήθος γὰρ φύσει ἐστὶν ἡ πόλις, 1261a18). Diese Vielheit, so Aristoteles weiter, sei nicht nur eine der Zahl, sondern auch eine der Art (ἐξ εἶδει), denn aus ganz gleichen Menschen könne keine politische Gemeinschaft entstehen (οὐ γὰρ γίνεται πόλις ἐξ ὁμοίων, a22–24). Worauf es daher ankommt, ist nicht die Aufhebung der Gegensätze – dann verschindet die Polis –, sondern ihre Vermittlung. In Aristoteles' Worten: die Erziehung zur Gemeinschaft und die Gestaltung von Einheit – politischer Einheit.

Vielheit, Pluralität ist nicht deckungsgleich mit Pluralismus. Pluralismus meint in der Neuzeit die Vielfalt von Interessen und individuellen Zielen. Diese Vielfalt scheint schon bei Hobbes unendlich groß zu sein – viel zu groß, um jemals im freien Diskurs der Bürger vermittelt werden zu können. Deshalb ist die starke, ordnende Hand des Herrschers unbedingt vonnöten. Aristoteles ist da bescheidener: Er erkennt die Wesensver-

schiedenheit der Menschen an, hält sie aber nicht für so groß, dass eine sinnvolle Kommunikation über individuelle Ziele ausgeschlossen ist.

3. Politik dient nicht nur der Vermittlung einzelner Interessen, sondern diese Interessen entstehen überhaupt erst im politischen Diskurs.

Interesse heißt wörtlich: *inter esse*, was dazwischen ist. Schon der Wortsinn führt auf eine bedenkenswerte Spur: Interessen gibt es überhaupt nur da, wo Menschen miteinander Umgang pflegen. Sie entstehen in gemeinsamer Praxis, gemeinsamen Lebensformen. Das heißt: Interessen sind ihrem Wesen nach intersubjektiv konstituiert. Das liegt auch daran, dass sie nur sprachlich artikuliert werden können, Sprache aber ebenfalls intersubjektiv sein muss, um Kommunikation zu gewährleisten.

Aristoteles artikuliert diesen Zusammenhang bei seiner Bestimmung des Menschen als ζῷον λόγον ἔχον, dem Wesen, das über Sprachvermögen verfügt. Darin sieht er den entscheidenden Unterschied zu anderen Lebewesen, die wie Bienen zwar in Sozialgemeinschaften zusammenleben, aber nicht im vollen Sinn politische Gemeinschaften bilden. Denn nur weil der Mensch sprachbegabt ist, heißt es in *Politik* I,2, ist er „fähig, sich vom Guten und Schlechten, von Recht und Unrecht Vorstellungen zu machen. Die Gemeinschaftlichkeit dieser Vorstellungen ruft das Haus und die Polis ins Leben“ (1253a15-19).

Aristoteles setzt also voraus, dass es über einige wenige Grundlagen des Zusammenlebens immer schon Einigkeit gibt. Diese Einigkeit ist aber nicht vorgegeben, sondern sie entsteht diskursiv. Ebenso ist es dann im Gemeinwesen selbst: Alle einzelnen politischen Entscheidungen werden von den Bürgern diskutiert, und im Austausch ganz unterschiedlicher Perspektiven treten Interessen ebenso hervor wie sie auch vermittelt werden. Dabei ist klar: Ein Interesse existiert überhaupt nur insofern, als es kommuniziert werden kann.

Im Unterschied zu dieser Auffassung eines intersubjektiv begrenzten Pluralismus wird in der Neuzeit die Vielzahl von Interessen ins schier

Unendliche gesteigert – so weit, dass stets von „individuellen Interessen“ die Rede ist, eigentlich ein Widerspruch in sich. Es scheint, als brächten Menschen ihre Interessen immer schon mit, bevor sie mit anderen in Kontakt treten. Möglich ist dann bestenfalls eine zufällige Überschneidung; der Regelfall ist ein Konflikt, die Einigung wird zur Ausnahme.

Gewiss zeichnen sich heutige Gesellschaften durch eine Pluralisierung von Lebensstilen aus, die der antiken Polis unbekannt war. Trotzdem erinnert uns Aristoteles daran, in aller Vielfalt das Gemeinsame zu suchen, das, was sinnvolle Praxis überhaupt erst möglich macht und sie unausgesprochen trägt: sei es die gemeinsame Sprache, seien es Riten oder Regeln des Umgangs, die befolgt werden, ohne jemals in Frage zu stehen.

4. Was Individualität ist, zeigt sich nicht im privaten, sondern erst im öffentlichen Raum.

Dass der Antike die Vielfalt moderner Gesellschaften fremd ist, gilt häufig als prinzipieller Einwand und als Grenze, die einen Rückgriff auf ihre politischen Konzepte unmöglich erscheinen lässt. Dabei wird jedoch übersehen, in welchem Maße die griechische Kultur agonal geprägt war, dem Wettstreit der Individuen verpflichtet, in dem der einzelne nach Auszeichnung strebt, sogar nach Unsterblichkeit. Uniforme Homogenität hat es in den Poleis nicht gegeben, gerade dort nicht.

Im Unterschied zur Neuzeit ist Individualität jedoch keine Privatsache, sondern etwas, das sich erst und allein im Umgang der Gleichen enthüllt, also im Licht der Öffentlichkeit. Im Privaten begegnet der Einzelne sich selbst, aber die meisten dieser Erfahrungen entziehen sich der Kommunikation; d. h. sie erlangen nie welthafte Wirklichkeit. Das unterscheidet Subjektivität von Individualität, die den Blick des anderen voraussetzt. Der Blick des anderen: Das heißt auch, dass sich der Handelnde im öffentlichen Raum in einer Weise zeigt, deren Wirkungen er selbst nicht zu kontrollieren vermag. Wer und wie jemand ist, darüber befinden die anderen. Individualität schließt deshalb den Verzicht auf Autonomie und Souveränität ausdrücklich ein; sie erkennt bei allem Willen zur öffentlichen Auszeichnung die Abhängigkeit vom Urteil der anderen an.

Weil das so ist, besitzt gerade das Politische für die Griechen und für Aristoteles eine so hohe Wertschätzung: Es ist der Bereich *par excellence*, in dem sich der Einzelne auszeichnen kann. Aristoteles erkennt das ausdrücklich an – und unternimmt dennoch den Versuch, das Ethos seiner Zeit begrifflich zu erfassen. Dabei übernimmt er allerdings nicht einfach den Maßstab der homerischen Welt, die Ehre, sondern fragt nach dem Guten. Dass es da gewichtige Unterschiede gibt, zeigt sich etwa bei seiner Untersuchung des Mutes, der ἀνδρεία (NE III.11). Wirklich tapfer will Aristoteles nur den nennen, der ohne äußeren Zwang und im vollen Bewusstsein der Gefahr handelt. Wer sich ohne Not in Gefahr begibt, ist nicht mutig, sondern bloß leichtsinnig. Durch die Frage nach den Motiven und den Optionen des Handelnden gewinnt Aristoteles einen kritischen Abstand zum aristokratischen Ethos der Polis. Gleichwohl kehrt er sich nicht von der Polis ab, sondern betrachtet sie nur in einem anderen Licht.

5. Im Raum des Politischen gibt es keinen absoluten, von den Akteuren unabhängigen Maßstab.

Dies ist gewissermaßen die epistemologische Begründung dafür, warum Aristoteles sich anders als Platon nicht von der Polis abwendet und sie Maßstäben unterwirft, die er außerhalb menschlicher Praxis gewinnt. JOACHIM RITTER hat das epistemologische Verfahren des Aristoteles in seiner praktischen Philosophie als *Hypolepsis* bezeichnet: Er sichtet die Vielzahl von Meinungen, unterzieht sie einer kritischen Würdigung, um schließlich die bessere von den schlechter begründeten und die Phänomene weniger erfassenden Meinungen abzuheben.

Aristoteles beschreibt dieses Verfahren an einer Stelle der *Nikomachischen Ethik* so: „Man muß hier, wie in allen anderen Fällen, die Phänomene darlegen (τιθέντας τὰ φαινόμενα) und, indem man sich zuerst durch die Unklarheiten arbeitet (διαπορθήσαντας), auf diese Weise die Wahrheit möglichst aller unserer Überzeugungen über solche Erfahrungen (πάθη) aufzeigen; falls dies nicht möglich ist, die der meisten und der herausragendsten (τὰ πλεῖστα καὶ τὰ κυριώτατα). Wenn es gelingt, die Probleme zu lösen, und

wenn die plausiblen Überzeugungen (ἔνδοξα) übrigbleiben, hätten wir genug gezeigt.“ (NE VII.1 1145b2–7)

Die plausiblen Überzeugungen, das sind die ἔνδοξα – also jene Aussagen, die Aristoteles auch in der Rhetorik und Topik in den Blick nimmt. Solchen ἔνδοξα kommt praktische Wahrheit zu, die Aristoteles von theoretischer Wahrheit unterscheidet. Das heißt nicht, dass sie weniger wahr sind, sondern nur: dass sie den höchsten Grad an Exaktheit im Bereich des Handelns zum Ausdruck bringen, und das heißt, sie gelten meistens, aber nicht immer. Hingegen ist im Bereich theoretischen Erkennens das Wahre immer wahr, unabhängig von den kontingenten Umständen, in denen es sich zeigt.

Dass sich die Wahrheit nach dem Gegenstand und nach der Seinssphäre bemisst, ist aus Sicht der Neuzeit ein Skandal. Der cartesianische Rationalismus unterwirft Praxis dem Maßstab strenger Theorie. Das ist möglich, weil die Neuzeit Praxis stets im Modus der *Poiesis*, des Herstellens, denkt, über das auch bei Aristoteles exakte theoretische Aussagen möglich sind.

Dieser Unterschied zeigt sich besonders deutlich in dem, was Aristoteles und was die Neuzeit unter Naturrecht versteht. Die einschlägigen Aussagen des Aristoteles finden sich im fünften Buch der *Nikomachischen Ethik*. Dort trifft er zwei fundamentale Aussagen: (1.) Das natürliche Recht hat überall dieselbe, von menschlicher Zustimmung unabhängige Geltung (1134b19f). (2.) Nur bei den Göttern unterliegt das Natürliche keiner Veränderung, im Bereich des Menschlichen ist alles Natürliche veränderlich. Die zweite Aussage führt zu einem Paradoxon: Für den Menschen ist sowohl das Naturrecht als auch das konventionelle Recht veränderlich, obwohl beide wesensverschieden sind (1134b19–33). Dieses Paradoxon hat fast alle Interpreten des Aristoteles herausgefordert, gerade in der Neuzeit, für die es ein echter Skandal ist, dass das Rechte von Natur veränderlich sein soll.

Vielleicht ist die Auflösung aber gar nicht so schwierig, wenn man das Beispiel des Aristoteles ernst nimmt: Wer Wein oder Öl kaufe, bevorzuge größere Maße, der Verkäufer hingegen kleinere (1135a1–3). Damit ist nicht gemeint, dass jeder

den anderen zu betrügen suche. Vielmehr gibt es für Käufer und Verkäufer einen gemeinsamen Maßstab, der jedoch eine Schwankungsbreite umfasst, innerhalb derer jeder den größten Vorteil sucht. Man könnte also sagen: Es gibt einen Freiraum, in dem der Mensch nach Belieben Vereinbarungen treffen kann, doch findet er immer dort seine Grenzen, wo sich ‚die Natur der Sache‘ zur Wehr setzt. Was diese Natur ist, lässt sich aber nicht mit theoretischer Exaktheit benennen.

Für den politischen Raum ist diese Einschränkung von zentraler Bedeutung. Sie eröffnet erst das Feld des Argumentierens, des Suchens nach dem besseren Weg, nach dem Überzeugenden: jenem *πιθανόν*, das Ziel auch der aristotelischen Rhetorik ist.

6. Politische Vernunft schließt Emotionen ein.

Gefühle sind der neuzeitlichen Philosophie von Anfang an suspekt, DESCARTES zählt sie zur *res extensa* (der Welt der bewegten Dinge), von der er die *res cogitans* (die Welt des Geistes) strikt scheidet. Diese Trennung von Vernunft und Leidenschaft wird zu einem Strukturmerkmal neuzeitlichen Denkens. Auch bei Aristoteles vermag sich der *voûs*, die reine Vernunft, von der Seele, mithin von allen organischen Verschränkungen abzulösen. Das gilt aber nur für die theoretische, sich selbst schauende Vernunft – im Bereich der praktischen Vernunft ist das ganz anders. Dort sind Emotionen nicht nur unvermeidbar, sie gehören zum vernünftigen Handeln dazu.

In der „Rhetorik“ heißt es unmissverständlich: „Da aber das Objekt der Rede das Urteil ist – denn Urteile bestimmen ebenso die Beratung, wie der Richterspruch ein Urteil ist –, muss man notwendigerweise nicht nur auf die Argumentation sein Augenmerk richten, auf dass sie Beweis- und Überzeugungskraft besitze, sondern auch sich selbst und den Urteilenden in eine bestimmte Verfassung versetzen.“ (II.1 1377b20-28). Bestimmte Verfassung – das meint eine emotionale Gestimmtheit des Redners wie des Zuhörers, ohne die keine Rede je glaubwürdig erscheint.

In der „Poetik“ hat Aristoteles diese emotionale Rührung sogar in die Definition der Tragödie aufgenommen: Eine gute Tragödie muss so

beschaffen sein, dass die nachgeahmte Handlung beim Zuschauer Furcht und Mitleid (*φόβος* und *ἔλεος*) hervorruft, wie die berühmte Definition lautet. In der „Rhetorik“ werden diese beiden Gemütsregungen ausführlich analysiert – und Aristoteles zeigt, dass sie nicht arational oder gar irrational sind, sondern auf rationalen Überzeugungen beruhen.

Nehmen wir als Beispiel das Mitleid. Mitleid (*ἔλεος*) bestimmt er als Schmerzgefühl über ein erscheinendes, vernichtendes und leidbringendes Übel, das jemanden treffe, der es nicht verdiene, und das man auch für sich selbst oder einen der unsrigen erwarten müsse, und zwar wenn es in der Nähe erscheine (II.8, 1385b13–16). Es hängt somit von einer dreifachen Überzeugung ab: (a) es droht großes Übel in der Nähe, (b) das Übel trifft jemanden, der es nicht verdient, (c) es könnte auch uns treffen. Die dritte Überzeugung bildet das Bindeglied mit der Furcht. Wer Mitleid fühlt, versetzt sich nicht nur in die Lage des Betroffenen, er versteht sich selbst als möglichen Betroffenen. Auf diese Weise erweitert sich sein Selbstverständnis – und das ist Teil praktischer Vernunft.

MARTHA NUSSBAUM hat eine solche die Emotionen einbeziehende Rationalität, die Aristoteles vom Redner und vom Zuhörer, vom Tragödiendichter wie vom Zuschauer verlangt, mit der Rationalität des „kompetenten Moralbeurteilers“ verglichen, die der amerikanische Sozialphilosoph JOHN RAWLS in seiner „Theorie der Gerechtigkeit“ entwirft. Bei Rawls scheiden all jene Elemente aus, die Aristoteles für wichtig hält: Imagination, Emotion und Identifikation. Nussbaums Schlussfolgerung: Der durch die Tragödie geschulte Mensch wird im politischen Leben umsichtiger und milder urteilen als der vermeintlich „kompetente“, weil neutrale Moralbeurteiler des John Rawls.

7. Die Qualität politischer Beratung ist abhängig auch von der Quantität der Beratenden.

Aristoteles ist kein Freund der Demokratien seiner Zeit, aber er ist auch kein Anhänger des Philosophenkönigtums bei Platon, das sich im neuzeitlichen Absolutismus so großer Beliebtheit erfreut. Der größte Teil seiner Ethik dient der

Bestimmung des guten Mannes und des guten Bürgers. Im Idealfall – er wird in den Büchern 7 und 8 der „Politik“ dargestellt –, genügen alle Bürger dem hohen Maßstab des guten Mannes. Aristoteles ist freilich Realist genug zu erkennen, dass in diesem ohnehin unwahrscheinlichen Fall die meisten Bewohner der Stadt vom politischen Leben ausgeschlossen werden müssten: neben Sklaven, Metöken und Frauen auch Handwerker, Kaufleute und Bauern. Deshalb schlägt er einen zweiten Weg vor, den der bestmöglichen Polis, die er fortan nur *Politeia* nennt, also Verfassung schlechthin.

In dieser Verfassung sind die Anforderungen an die Bürger geringer. Aristoteles bemüht sich durch ausgefeilte institutionelle Regelungen das Beste zweier für sich genommen schlechter Staatsformen zu kombinieren: die Beteiligung möglichst vieler Bürger (Kennzeichen der Demokratie) und die Herrschaft der Wenigen (Kennzeichen der Oligarchie). Jene sollen an der Volksversammlung teilnehmen, aber doch nicht die höchsten Ämter ausüben dürfen, diese hingegen nicht im eigenen, sondern im Interesse aller regieren.

Warum aber ist es überhaupt ein Wert an sich, dass möglichst viele Bürger an der Volksversammlung teilnehmen? Man könnte sagen: das ist ihr Recht – und es dabei belassen. So ist es in der Neuzeit, wenn Autoren sich für die Demokratie stark machen. Auch Aristoteles weiß um die angestammten Rechte der Bürger seiner Zeit, er bemüht sich dennoch um eine tiefer gehende Begründung der Partizipation.

Seine Kernaussage lautet: Wenngleich kein Einzelner die volle ἀρετή besitzt, kann es doch sein, dass sich partikuläre Vorzüge (ἀρετή) und Einsichten (φρόνησις) in der Gesamtheit vereinigen und die Menge (πλῆθος) ein Mensch (ἕνα ἄνθρωπον) mit vielen Füßen, Händen und Sinnen wird, der einem einzigen besonders tüchtigen Mann überlegen ist (III.11, 1281a42 – 1281b7). Aristoteles bekräftigt diese erstaunliche Aussage wie so oft mit einer anschaulichen Analogie: Ein Schmaus, zu dem viele beigetragen haben, kann besser sein als ein Essen nur auf Kosten eines einzigen.

Aristoteles rechnet also nicht nur damit, dass die Angehörigen des δήμος Urteilsvermögen ent-

falten können, sondern er deutet einen Weg an, wie sich dieses Vermögen allein durch politische Praxis, d. h. unabhängig von formaler Erziehung herausbilden kann. Die gemeinsame Beratung gibt jedem Bürger die Möglichkeit, seinen eigenen Horizont zu überschreiten und sein Urteilsvermögen zu kultivieren. Und die Vielzahl der sich addierenden Perspektiven vermag sogar das Urteil des besonders tüchtigen Mannes in den Schatten zu stellen – das ist ein starkes und originelles Argument gegen die Expertokratie. Ein Argument, das man etwa jenen entgegenhalten müsste, die mehr Fachleute in den Parlamenten fordern bzw. für das Gemeinwesen wichtige Entscheidungen aus den Parlamenten herausverlagern wollen in kleine Expertengremien.

8. Der Verfassungsstaat erfordert den sozialen Ausgleich zwischen den Bürgern.

Die Ökonomie ist – schon dem Wortsinn nach – Hauswirtschaft und folglich behandelt Aristoteles sie in der Politik allein im Zusammenhang mit dem οἶκος. Man mag daran sehen, wie weit die griechische Polis vom modernen Staat entfernt ist: Wo bei uns die Politik immer mehr in ökonomischen Entscheidungen aufzugehen scheint, wird sie bei den Griechen von solchen gar nicht berührt. Die Hausherrn sind für sich genommen autark und können sich daher ganz der Politik widmen; Umverteilung von Reichtum spielt keine Rolle.

Das ist freilich ein Zerrbild der griechischen Wirklichkeit, eines, das man auch Aristoteles nicht vorwerfen kann. Tatsächlich findet sich der Hinweis auf eine Ökonomisierung der Politik schon bei ihm selbst, im ersten Buch der Politik (I.11, 1259a33-36). Und seine Bestandsaufnahme vieler Städte mit allen möglichen Verfassungen mündet in die Einsicht: „Es scheint nämlich zwei wesentliche Teile in den Städten zu geben, die Armen und die Reichen. Da überdies die Reichen für gewöhnlich die Minderheit, die Armen hingegen die Mehrheit bilden, scheinen diese beiden Teile der Städte einander entgegengesetzt zu sein.“ (*Pol.* IV.4, 1291b7–11). Das klingt schon beinahe marxistisch! Aristoteles sieht in den – wenn man so will – Klassengegensätzen der Poleis die Ursache für inneren Unfrieden – bis zum Umsturz von Regierungen. Und er lässt

keinen Zweifel daran, dass der kluge Staatsmann sich auch in Ökonomie auskennen muss, um den gesellschaftlichen Frieden zu wahren.

Man nehme als Beispiel nur, was Aristoteles Demokratien im 6. Buch der „Politik“ (VI.5) rät: „Wo der Staat die nötigen Einkünfte hat, da muss man es nicht machen wie jetzt die Demagogen, indem sie die vorhandenen Überschüsse verteilen. Denn auf diese Weise haben die Armen kaum empfangen und sind schon wieder derselben Unterstützung bedürftig, weil diese Art von Hilfe für die Mittellosen wie ein durchlöcheres Fass ist. Vielmehr muss der wahre Volksfreund darauf sehen, dass überhaupt die große Menge nicht gar zu arm ist, denn darin liegt die Schuld, wenn die Demokratie schlecht ist. Er muss also vielmehr auf Mittel sinnen, einen dauerhaften Wohlstand zu begründen. Und da dies auch im Interesse der Reichen liegt, so muss man die Überschüsse der Staatseinkünfte ansammeln und sie in großen Summen unter den Armen verteilen. Und das beste ist, wenn man so viel zusammenbringen kann, wie für einen jeden zur Erwerbung eines Gütchens, geht dies aber nicht, zur Begründung eines Handels oder eine Landwirtschaft ausreicht ...“ (1320a27-b1).

Heute heißt das „nachhaltige Entwicklung“: Menschen in die Lage versetzen, dass sie zunehmend Verantwortung für sich selbst übernehmen können. Bemerkenswert auch, was Aristoteles über den Zusammenhang von Eigentum und Autonomie impliziert. Man kann sogar sagen, dass Aristoteles hier eine Art Sozialstaatsgebot formuliert. Allerdings mit einer wichtigen Einschränkung: Umverteilung soll solche Unterschiede ausgleichen, deren Fortbestehen die Stabilität der Verfassung gefährden würde. Sie soll aber nicht Gleichmacherei sein. Für Aristoteles sind und bleiben die Bürger ὅμοιοι, Ähnliche, die niemals ἴσοι, exakt Gleiche (dem Maß nach), sein können. Deshalb lehnt er die Gütergemeinschaft des platonischen Staates ab: „Denn je mehr etwas vielen gemeinsam gehört, desto weniger wird dafür Sorge getragen. Vielmehr für das Eigene sorgt man vorzugsweise, für das Gemeinsame aber weniger oder doch nur, soweit es den einzelnen berührt, denn abgesehen von anderen Gründen vernachlässigt man dasselbe schon deshalb mehr, weil hier jeder denkt, ein anderer kümmere sich darum“ (II.3, 1261b33-37)

9. In einem wohlgeordneten Gemeinwesen ist die Wirtschaft von der Politik getrennt, jedoch so, dass die Politik den Primat besitzt.

Zu den Lehrstücken der „Politik“, die den jungen Marx besonders beeindruckt haben, gehört die Unterscheidung zwischen einer natürlichen und einer unnatürlichen Erwerbskunst (χρηματιστική, I.9-10). Für erstere gilt, dass sie sich den Zwecken der Hausverwaltung unterordnet, während letztere um des immer höheren Gewinns willen betrieben wird und folglich jede Zweckbindung verliert. Als Ursache des bloßen Erwerbsstrebens macht Aristoteles aus, dass sich die meisten Menschen nur um das bloße Leben, nicht jedoch um das gute Leben (εὖ ζῆν) sorgen.

Das klingt wie eine vernichtende Kritik des Kapitalismus. Allerdings ist dieser erst eine Erscheinung der Neuzeit. Aristoteles lebt und schreibt im Horizont einer Subsistenzgesellschaft, die nicht nach wirtschaftlicher Expansion drängt, sondern den Status quo der Besitzverhältnisse sichern will. Dazu benötigt sie Sklaven in großer Zahl, und Aristoteles hat versucht, die Sklaverei als Naturtatsache zu rechtfertigen. An dieser Stelle scheint sich eine Hürde zwischen Antike und Moderne aufzubauen, die schier unüberwindbar ist. Was immer Aristoteles über das Wirtschaften äußert, beruht auf einer überkommenen Gesellschaftsstruktur. Der moderne Kapitalismus ist erst entstanden infolge der Befreiung großer Menschenmassen aus Verhältnissen personaler Abhängigkeit, aus der Auflösung des Hauses im alteuropäischen Sinn. Wo nicht mehr Sklaven für das eigene Wohlergehen sorgen, wird Aristoteles' Theorie der natürlichen Erwerbskunst fragwürdig.

Trotzdem enthält sie einen Kern, der auch heute noch einleuchtet: Ein Leben, das sich im Mehrhaben-Wollen – die Untugend der *πλεονεξία* – erschöpft, wird niemand bei einiger Besinnung als gutes und erfülltes Leben bezeichnen. Ebenso wenig wird man ein Gemeinwesen wohlgeordnet nennen, wenn in ihm die Handlungslogik des Gewinnstrebens den öffentlichen Raum usurpiert. Der Anspruch des Aristoteles lebt in verwandelter Form fort: Wirtschaft und Politik sind getrennte Sphären; die Politik setzt der Wirtschaft Rah-

menbedingungen, wahrt die Oberaufsicht und greift nur insofern ein, als sie die Stabilität, den inneren Frieden des Gemeinwesens zu gewährleisten hat. Das ist der Grundgedanke der sozialen Marktwirtschaft, wie sie LUDWIG ERHARD für die Bundesrepublik entwickelt hat.

10. Das Gemeinwesen wird zusammengehalten durch einen Patriotismus, der sich auf die Verfassung bezieht.

In der neuzeitlichen Philosophie, zumal der politischen Philosophie, fehlt ein Begriff, dem Aristoteles in der „Nikomachischen Ethik“ noch zwei Bücher widmet: die Freundschaft. Aristoteles spricht darin von einer besonderen Art der Freundschaft, der *φιλία πολιτική*, der Bürgerfreundschaft. So heißt es im 8. Buch der Ethik: „Die Erfahrung lehrt, daß Freundschaft die Städte zusammenhält (*τὰς πόλεις συνέχειν ἢ φιλία*) und die Gesetzgeber sich mehr um sie als um die Gerechtigkeit bemühen, denn die Eintracht (*ὁμόνοια*) hat offenbar eine gewisse Ähnlichkeit mit der Freundschaft.“ (NE VIII.1, 1155a22–25).

Worin besteht nun diese Eintracht, die wörtlich ‚Gleichgesinntheit‘ (*ὅμο + νοεῖν*) meint? Aristoteles bestimmt dies, indem er die *ὁμόνοια* nach unten und nach oben abgrenzt, also gegen eine niedrigere und eine höhere Form der Gemeinsamkeit. Nach unten hebt er sie von der *ὁμοδοξία* ab, der zufälligen Gleichheit in den Meinungen, weil diese nicht gegenseitige Kenntnis erfordert und sich außerdem auf Dinge beziehen kann, die mit den spezifischen Angelegenheiten der Stadt nichts zu tun haben (IX.6, 1167a23–26).

Nach oben unterscheidet er die *Polis*-Freundschaft von der Freundschaft der *ἀγαθοί*, der Guten, deren Einklang so groß ist, dass sie im anderen sich selbst erkennen. Das Gute, nach dem sie streben, ist das philosophische Leben, das beinahe schon ein göttliches ist. Dieses Ziel – die Betätigung des reinen *νοῦς* – erlaubt gar nicht mehr die Schwankungen der *δόξα*, welche den politischen Diskurs ausmachen (IX.8–10). In diesem geht es nicht um das höchste *ἀγαθόν*, sondern um das *κοινῆ σύμφερον*, das allen Zutragliche, das zwar ein Teil davon, aber eben noch nicht das ganze Gute ist.

Darüber sagt Aristoteles: „In Städten herrscht Eintracht, wenn die Bürger über die gemeinsamen Interessen eines Sinnes sind (*περὶ τῶν συμφερόντων ὁμογνωμονοῦσιν*) und wenn sie sich zu einmütigem Handeln entschließen und das gemeinsam Beratene auch ausführen (*ταῦτὰ προαιρῶνται καὶ πράττωσιν τὰ κοινῆ δόξαντα*).“ (IX.6, 1167a26–28). Die Eintracht beziehe sich auf Dinge der politischen Praxis (*περὶ τὰ πρακτά*) und zwar solche von großer Tragweite, die außerdem eine Lösung zuließen, welche alle Bürger befriedige. „Zum Beispiel ist eine Stadt einträchtig, wenn alle den Beschluß fassen, daß die Ämter durch Wahl verteilt werden sollen oder daß mit Sparta ein Bündnis zu schließen sei oder das Pittakos regieren solle zu einer Zeit, wo dies mit dessen eigenem Wunsch zusammentraf (a28–32).“

Alle drei Beispiele betreffen Grund- und Richtungsentscheidungen der Polis: (a) die prozedurale Entscheidung, wie Ämter zu vergeben sind, (b) die strategische Entscheidung, mit wem man ein Bündnis eingeht, und (c) die politische Entscheidung, wer das Archontat übernimmt. Solche Entscheidungen sollen nach Aristoteles einmütig getroffen werden, denn sie betreffen auf eminente Weise das gemeinsame Wohl (*τὰ συμφέροντα*, b2). Was er ausdrücklich nicht verlangt, ist eine Übereinstimmung im Hinblick auf weitergehende Konzeptionen des Guten. Das ist Sache der *ἀγαθοί* – und solche Freunde, sagt Aristoteles, kann man immer nur wenige haben.

Ἐὁμόνοια und *φιλία πολιτική* – das meint modern gesprochen: Verfassungspatriotismus. Eine Haltung, die sich weniger auf das Herkommen bezieht als auf die Prinzipien des Gemeinwesens, die rational und affektiv zugleich ist, schließlich eine Haltung auch, die die aktive Teilhabe am Gemeinwesen – und sei es in Wahlen – fordert. Ist es da überraschend, dass der Erfinder und Begründer des Konzepts „Verfassungspatriotismus“, nämlich DOLF STERNBERGER, diesen hergeleitet hat aus einer Interpretation der aristotelischen *φιλία πολιτική*?

Das waren zehn Gedanken zur Bedeutung des Aristoteles für ein besseres Verständnis der Grundlagen unserer politischen Ordnung, einer

Ordnung, die sich einerseits weit vom antiken Vorbild entfernt hat (Massengesellschaft, Menschenrechte, Kapitalismus), ihm andererseits aber allein dem Begriff nach (πόλις/πολιτεία – Politik) verwandt bleibt. Mehr noch, dass Aristoteles uns weiterhin etwas zu sagen hat, liegt darin begründet, dass sich die menschliche Natur in den vergangenen zweieinhalb Jahrtausenden nicht maßgeblich geändert hat. Weil Aristoteles diese Natur – die Grundlage und das Unverfügbare jeder politischen Ordnung – in einer immer noch vorbildlichen Weise ergründet hat, ihre Vorzüge wie ihre Abgründe, ist sein Denken aktuell geblieben. Das haben nicht nur die Protagonisten des aristotelischen Diskurses im politischen Denken des 20. Jahrhunderts bemerkt. Auch JEAN-FRANÇOIS LÉOTARD, Vordenker der Postmoderne, bezeichnet den Stagiriten als jenen Denker, dem er sich von allen am nächsten fühle – wegen Aristoteles' tiefgründiger Reflexion über Pluralität.⁷

Anmerkungen:

- 1) Jürgen Habermas: Der philosophische Diskurs der Moderne, Frankfurt a. M. 1985, 16.
- 2) Hg. von Iring Fetscher, Frankfurt a. M. 1966, Teil IV, Kap. 46, 511.
- 3) Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie II, Werke, Bd. 19, Frankfurt a. M. 1971, 133.
- 4) Vgl. Thomas Gutschker: Aristotelische Diskurse. Aristoteles in der politischen Philosophie des 20. Jahrhunderts, Stuttgart/Weimar: Verlag J. B. Metzler, 2002.
- 5) Vgl. Thomas Gutschker: Polis-Nostalgie oder kritische Theorie der Moderne? Neue Beiträge zur Hanna-Arendt-Forschung, in: Philosophisches Jahrbuch 107 (2000), 498-510.
- 6) Maßstäbe des Regierens I. Legitimität und Kontinuität, Vorlesung im Wintersemester 1956/57, Ms., Nachlass Sternberger, Deutsches Literaturarchiv Marbach, 1. VL, 11.1.1957, 10.
- 7) Jean-François Léotard/Jean-Loup Thébaut: Au Juste, Paris 1973, 52, 58f. Ebenso bei Wolfgang Welsch: Unsere postmoderne Moderne, Berlin ⁵1997, 277-284.

THOMAS GUTSCHKER, Bonn

Latein und Griechisch als Basisfächer für das Erlernen der spanischen Sprache Überlegungen zum rationalen Erlernen des Spanischen als Quartärsprache

I. Einführende Überlegungen

Drei Gründe haben mich bewegt, zum o.g. Thema Stellung zu beziehen. 1. ELSBETH STERN versucht in mehreren Publikationen den Nachweis zu erbringen, dass „Latein ein weniger geeignetes propädeutisches Schulfach“ für das Erlernen von Spanisch als Französisch sei (Latein oder Französisch? Eine Untersuchung zum Einfluss der zweiten Fremdsprache auf das Lernen von Spanisch, in: Französisch heute, Heft 4/2002, 525).¹ Die von ihr vertretene These halte ich für sachlich falsch. Ich werde versuchen, meine Einwände kurz und knapp darzulegen. 2. KLAUS WESTPHALEN hat es unternommen, wesentliche Mängel der Untersuchungen von LUDWIG HAAG und ELSBETH STERN aufzuzeigen (Latein oder Französisch? – Überlegungen zum Bildungswert der zweiten Fremdsprache, in: FORUM CLASSICUM, Heft 1/2003, 3-11). Einige Überlegungen möchte ich den verdienstvollen Ausführungen WESTPHALENS hinzufügen. 3. Seit vielen Jahren

unterrichte ich Latein (und Griechisch), Französisch und Spanisch und kann daher auf gewisse Erfahrungswerte zurückgreifen, die zwar keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, die aber den Thesen von HAAG/STERN diametral entgegengesetzt sind.

Im folgenden Beitrag sollen einige Anregungen zum leichteren Sprachenerwerb und zum fächerverbindenden Unterricht präsentiert werden. Beim Erlernen einer dritten oder gar vierten Fremdsprache können die Schülerinnen/Schüler auf bereits vorhandene Kenntnisse der drei Lernbereiche: Spracherwerb, Wissenserwerb und Methodenerwerb zurückgreifen. Dies sollte systematisch erfolgen und nicht dem Zufall überlassen werden. Schülerinnen/Schüler, die sich nach Englisch und Latein in der differenzierten Mittelstufe für das Griechische entschieden haben, können beim Erlernen der spanischen Sprache zu Beginn der Oberstufe sowohl in sprachwissenschaftlicher als auch in literaturwis-

senschaftlicher Hinsicht auf viele Voraussetzungen zurückgreifen. Natürlich müssen auf dem eng begrenzten Raum einige Hinweise genügen, die aber deutlich machen, über welches Potential die Lerner bereits verfügen. Bei der Sprachenwahl Englisch, Französisch und Spanisch ergeben sich zwar auch Vorteile für den Lerner der dritten Fremdsprache, die aber bei weitem nicht als so günstig zu betrachten sind als die Fremdsprachenfolge Englisch, Latein (eventuell auch Griechisch), Spanisch. Während KLAUS WESTPHALEN seine Überlegungen auf die bildungstheoretische Seite konzentriert hat, möchte ich im folgenden sprachwissenschaftliche und lerntheoretische sowie literaturwissenschaftliche Aspekte zum o. g. Thema vorstellen.

II. Sprachwissenschaftliche Überlegungen

Bekanntlich ist das Spanische eine Tochter des Lateinischen, aufgrund vielfältiger Entwicklungen verfügt diese romanische Sprache aber auch über zahlreiche Elemente des Altgriechischen. Bei genauer Durchsicht der Architektur des spanischen Wortschatzes wird schnell deutlich, dass das Spanische sowohl in der Frühzeit als auch in der heutigen Zeit immer wieder Elemente des Griechischen und Lateinischen aufgegriffen hat. Insbesondere die Wortbildung bestätigt dieses Phänomen; vor allem auf dem heute so wichtigen Gebiet der Fachsprachen (Sprache der Wissenschaft allgemein, Sprache der Technik, der Medizin usw.) sind vielfältige Beziehungen zum Griechischen und zum Lateinischen zu beobachten. Während das Griechische lediglich als Substratsprache des Spanischen zu betrachten ist,² bildeten das klassische Latein und insbesondere das sogenannte Vulgärlatein die Basis für das heutige Spanisch.³ Zu berücksichtigen bleibt immer, dass bei Neubildungen stets auf griechische und lateinische Elemente zurückgegriffen wird. Die Kenntnis dieser Wortbildungsmuster sollten den Schülern auf keinen Fall vorenthalten werden, da sie das Erlernen jeder romanischen Sprache, insbesondere des Spanischen, eminent erleichtern. Das klassische Latein war in allen Epochen seit der Romanisierung der iberischen Halbinsel⁴ ein lexikalisches, grammatisches und syntaktisches Reservoir⁵. Zu differenzieren ist

zwischen *cultismos* (gelehrten Wörtern), welche nicht die übliche Lautentwicklung zwischen dem 3. und dem 8. Jahrhundert mitgemacht haben, und *semicultismos* (halbgelehrten Wörtern), etwa *iglesia* < *ecclesia* statt *igreja*.

Demgegenüber hat sich das Französische ganz anders entwickelt als die übrigen romanischen Sprachen. „Während das Altfranzösische (11.-13. Jh.) ihnen noch nahe steht, führen die raschen Veränderungen des Mittelfranzösischen (13.-16. Jh.) zu dem in seiner Struktur von der übrigen Romania stark abweichenden Neuf Französischen (17.-20. Jh.).“⁶ Dies gilt für die lexikalischen, grammatischen und auch syntaktischen Bereiche.⁷ An dieser Stelle können nicht alle Details der Veränderungen vom Lateinischen zu den einzelnen romanischen Sprachen aufgezeigt werden. So schreibt ELWERT: „Die Eigenart des Neuf Französischen ist nur erkennbar, wenn man vom Lautbild, nicht vom altertümlichen Schriftbild ausgeht. Im Vergleich mit den anderen romanischen Sprachen ist am auffälligsten die extreme Reduktion des Wortkörpers, z. B. italienisch *mese*/französisch [mwa]/*mois* (...). Durch die Verkürzung des Wortes gibt es keine proparoxytonen (italienisch *fégato*) und paroxytonen Wörter (ital. *mése*) mehr, sondern nur auf dem letzten Vokal betonte Wörter.“⁸ Wenn schon den meisten Franzosen das jeweilige lateinische Etymon verborgen bleibt, wieso sollten Schüler hier Bezüge aufdecken und daher leichter Spanisch lernen, wenn sie die französische Sprache einige Zeit erlernt haben, die sich in so vielen Punkten so weit von der Muttersprache Latein entfernt hat?

Einige grundsätzliche Lautentwicklungen sollten die Schülerinnen/Schüler kennenlernen (s. ELWERT⁹ bzw. DIETRICH/GECKELER S. 33ff.):

1. Betontes *e* und *o* des Vulgärlat. führt zu Diphthongierung sowohl in offener als auch in geschlossener Silbe (Beispiel: *venit* > *viene*; *rota* > *rueda*).
2. Die romanischen Auslautvokale bleiben in der Regel erhalten *casa* > *casa*, *forte* > *fuerte*, aber: *civitate* > *ciudad* (im Vergleich frz.: *cité*).
3. Lat. *au* wird zu *o* monophthongisiert, Beispiel: *auru* > *oro*, *paucu* > *poco*.

4. Anlautendes *f-* vor Vokal wird während des Mittelalters durch *h-* ersetzt (Einfluss des Baskischen), Beispiel: *facere* > *hacer*, *farina* > *harina*, *formica* > *hormiga*.
5. Die anlautenden lat. Nexus *pl-*, *kl-*, *fl-* werden zu *ll* palatalisiert, Beispiele: *plorare* > *llorar* (frz.: *pleurer*), *pluvia* > *lluvia* (frz.: *la pluie*), *clamare* > *llamar*, *flamma* > *llama* (frz.: *la flamme*).
6. Der Nexus *-kt-* wird über verschiedenen Zwischenstufen zu *-ch-* palatalisiert, Beispiel: *nocte* > *noche* (frz.: *la nuit*), *lacte* > *leche*, *directu* > *derecho* (frz.: *droit*).
7. Der lat. Nexus *-mb-* wird teilweise zu *-m-* vereinfacht, Beispiel: *palumba* > *paloma*.

Vom Lateinischen auf das Spanische zu schließen ist bei Kenntnis der o. g. Entwicklungen in den meisten Fällen viel einfacher als vom Französischen auf das Spanische.

Einige Regeln können den Schülerinnen/Schülern helfen, ökonomische Details des Spanischen zu erlernen. So gelten etwa die Regeln, dass Substantive auf *-o* normalerweise (99,9%) maskulin sind, solche auf *-a* feminin (97,1%)¹⁰. Allerdings gibt es die Ausnahme, dass griechische Lehnwörter und Lehnbildungen auf *-al-* maskulin sind: *el anatema* (Kirchenbann), *el aroma*, *el axioma* (ein anerkannter Grundsatz), *el cine(ma)*, *el cisma* (Kirchenspaltung), *el clima*, *el coma*, *el diagrama*, *el dilema*, *el diploma*, *el dogma*, *el drama*, *el enigma* (Rätsel), *el esperma*, *el idioma*, *el lema*, *el panorama*, *el paradigma*, *el planeta*, *el poema*, *el prisma*, *el problema*, *el programa*, *el síntoma* (Anzeichen, Symptom), *el sistema*, *el telegrama*, *el tema*, *el teorema*, *el trauma* (Trauma), aber: *la diadema*. Des Weiteren sind die Wörter griechischen Ursprungs auf *-sis/-itis* zu 99% feminin: *la gastritis*, *la neurosis*, *la prognosis*, *la psicosis*, *la tuberculosis*. Die medizinische Fachsprache enthält unzählige Beispiele dieses Musters.¹¹

Eine weitere sprachliche Beobachtung lässt sich im Bereich der Verben treffen; außerordentlich produktiv sind die spanischen Verben mit der Endsilbe *-izar/-etizar*, die aus dem Griechischen über das Lateinische ins Spanische gelangt sind und als Verben des Bewirkens zu begreifen sind: *alfabetizar*, *anatematizar* (mit dem Kirchenbann

belegen), *aromatizar*, *aristocratizar*, *aterrizar* (landen), *alunizar* (auf dem Mond landen), *automatizar*, *baptizar*, *catalanizar*, *climatizar*, *computerizar* (computerisieren), *democratizar*, *desestabilizar*, *desmoralizar*, *desmilitarizar*, *diezmar* (dezimieren), *dogmatizar*, *dramatizar*, *fanatizar*, *hipnotizar*, *minimizar* (bagatellisieren), *narcotizar*, *problematizar*, *profetizar*, *protagonizar* (die Hauptrolle spielen), *sincronizar* (synchronisieren), *sistematizar*, *traumatizar*, *trivializar*, *visualizar* und viele andere.

Bei sehr vielen spanischen Wörtern, die dem sog. elaborierten Stil zuzurechnen sind, können griechischkundige Lerner die semantische Bedeutung sofort erkennen, etwa: *el anarquismo*, *el árbol genealógico* (Stammbaum), *la aristocracia*, *la autonomía*, *la democracia*, *la diplomacia*, *la esterilización*, *la fantasía*, *la idea*, *la ideología*, *la monarquía*, *la poesía* usw.

Viele christliche Begriffe stammen aus dem Griechischen, meist über das Lateinische, unter Verwendung spanischer Wortbildungsmuster und vereinfachender Schreibweise (also anstatt *-th-*: *-t-*, anstatt *-ph-*: *-f-*; anstatt *-y-*: *-i-*): *el ángel* (Engel), *el apóstol*, *arquidiócesis* (Erzdiözese), *el asceta/la asceta* (Asket/Asketin), *ateo*, *el arzobispo*, *el bautizo*, *la Biblia*, *la blasfemia* (Gotteslästerung), *el catolicismo*, *católico*, *el cementerio* (Friedhof), *el cisma* (Kirchenspaltung), *la cripta* (Krypta), *el diablo* (Teufel), *el diácono* (Diakon), *el Dios*, *el evangelio*, *la idolatría* (Götzendienst), *la iglesia* (Kirche), *la liturgia* (Liturgie), *la metempsicosis* (Seelenwanderung), *la mística* (Mystik), *el monasterio* (Kloster), *el monoteísmo* (Monotheismus), *el obispo*, *el politeísmo* (Vielgötterei), *el profeta*, *el símbolo*, *el sincretismo*.

Bei der Wortbildung lassen sich im Prinzip zwei unterschiedliche Präfixgruppen unterscheiden: (1) lexematische, (2) kategoriale; bei der ersten Gruppe haben die Präfixe griechischen Ursprungs die Bedeutung eines Vollwortes, bei der zweiten modifizieren die Präfixe das Grundwort. Zunächst einige Beispiele für die griechische Variante, dann für die lateinische:

Griechisch:

Beispiele zu (1): *autodeterminación* (Selbstbestimmung), *gastrodiafanoscopia* (Magen-durchleuchtung), *geofísica* (Geo-physik),

heliocéntrico (helio-zentrisch), *hidrodinámica* (Strömungs-lehre, Hydro-dynamik), *neogriego* (neu-griechisch), *paleocristiano* (früh-christlich), *(p)sicoterapeuta* (Psycho-therapeut), *telefotografía* (Fern-bildübertragung). Diese Liste lässt sich ohne weiteres um zahlreiche Neubildungen aus den Bereichen Technik, Naturwissenschaften, Medizin usw. ergänzen.

Beispiele zu (2), wobei die Präfixe die Bedeutung des Grundwortes näher bestimmen, indem folgende Kategorien vorkommen können:

2.1. Quantität: *monogamia* (Ein-ehe), *poli-cromía* (Viel-farbigkeit), *panamericano* (auf ganz Amerika bezogen, panamerikanisch); 2.2. Dimension: *microbus* (Klein-bus), *macrocosmo* (Weltall, Makrokosmos); 2.3. Parteinahme: *antiabortista* (Gegner der Abtreibung); 2.4. Graduierung: *hipersensibilidad* (Über-empfindlichkeit), *hipofunción* (Unter-funktion); *arcángel* (Erz-engel; *arc-/archi-/arque-/arqui-/arzo-* mit der Bedeutung: erster, oberster, vorzüglichster, Ober-, Haupt-, Ur-, Erz-), *archiduque* (Erz-herzog), *arquetipo* (Ur-bild, Arche-typus), *arquitecto* (Archi-tekt), *arzobispo* (Erz-bischof); 2.5. Ähnlichkeit: *paramilitar* (paramilitärisch); 2.6. Negation/Privation: *ahistórico* (un-historisch).

Ein Wortbildungsmuster für den Bereich der Suffigierung sei am Beispiel der Adjektive vorgestellt, deren Produktivität ebenfalls sehr groß ist; *-tico*: *didáctico*, *práctico*, *táctico*, *-ético*: *alfabético*, *diabético*, *ascético*; *-utico*: *cosmonáutico*, *astronáutico*, *terapéutico*.

Lateinisch:

3.1. Quantität: *bi-*: *bilateral*, *bilingüe*, *bicameral*, *bicolor*; *di-*: *difásico* (zweiphasig), *digrafía* (doppelte Buchführung); *tri-*: *tricolor*, *tridimensional*, *trilingüe*, *trimestral*; *multi-*: *multicolor*, *multilateral*, *multimillonario*, *multinacional*; *pluri-*: *pluridimensional*, *pluridisciplinario*, *pluripartidismo* (Mehrparteiensystem), *plurifamiliar*; *omni-*: *omnipotencia*, *omnipresencia*, *omnisapiente*, *omnisciente*, *omnívoro* (Allesfresser); 3.2. Dimension: *mini-*: *el minibús*, *el minicomputador*, *la minifalda*, *el minifundio*, *el minifundista*, *el miniordenador*, *las minivacaciones* (Kurzurlaub); 3.3. Parteinahme: *anti-*: *antialcohólico*, *anticlerical*, *anticomunista*, *antidemocrático*, *antifascista*,

la antimateria, *el antimilitarismo*, *antisemita*; *contra-/contr-*: *el contraespionaje* (Gegenspiionage), *la contraluz*, *la contramedida* (Gegenmaßnahme), *contranatural*, *la contraofensiva*, *la contraposición*, *el contrapeso* (Gegengewicht), *la contrarreforma* (Gegenreformation); *pro-*: *procomunista*; *ultra-*: *ultrapesado* (überschwer), *ultrapirenaico* (jenseits der Pyrenäen), *ultrasensible*; 3.4. Graduierung: *sub-*: *la subalimentación*, *la subocupación*, *subestimar*; *infra-*: *la infraestructura*, *infravalorar* (unterbewerten); *super-*: *el supermercado*, *superdimensionado*, *superdotado* (hochbegabt); *vice-*: *el vicealmirante*, *el vicecanciller*, *el vicecónsul*, *el viceconsulado*, *el vicejefe*, *el vicepresidente*; 3.5. Ähnlichkeit: *equi-*: *equiángulo* (gleichwinklig), *equiláteo* (gleichseitig), *equidistante* (gleichweit entfernt); 3.6. Negation: *in-*: *inédito*, *inevitable*, *infeliz*; 3.7. Raum/Zeit/Richtung: *ante-*: *antecocina*, *antediluviano* (vorsintflutlich), *anteguerra* (Vorkriegszeit), *anteislámico*; *pre-*: *preclásico*, *precolombino*, *preconjugal*, *prehistoria*, *prenatal*, *prerromántico*; *pos-*: *posfranquismo* (Nach-Franco-Zeit), *posguerra* (Nachkriegszeit), *posromanticismo* (Spätromantik); *ex-*: *excombatante* (ehemaliger Kriegsteilnehmer), *la exhumación* (Exhumierung), *la expatriación*; *extra-*: *extraeuropeo*, *extrajudicial* (außergerichtlich); *inter-*: *la interacción*, *intercontinental*, *interalemán*; *tras-/trans-*: *transatlántico*, *transcontinental*, *transmarino*, *el traspatio* (Hinterhof), *el trasfondo* (Hintergrund), *el trasnochador* (Nachtschwärmer); *retro-*: *retroactivo* (rückwirkend), *el retrocoete* (Rückkehrrakete), *el retrocuento* (Rückwärtszähler).

Sind die Schüler mit diesen Wortbildungsmustern vertraut, gelingt es ihnen viel leichter, spanische Texte zu verstehen (passives Wortschatzverständnis), ja beim Einsatz zielorientierter Übungen können sie ihren aktiven Wortschatz erheblich bereichern.

III. Literaturwissenschaftliche Überlegungen

In den drei o. g. Lernbereichen bieten sich den Schülerinnen/Schülern große Chancen, über unterschiedliche Textsorten und literarische Genera Fortschritte zu erzielen. Die spanische

(und lateinamerikanische) Literatur bietet herausragende Texte, die im Unterricht behandelt werden können. Einer der bedeutendsten Texte der spanischen Literatur ist der „Don Quijote“ von MIGUEL DE CERVANTES (1547-1616), der seinen Roman als Satire auf die Ritterbücher konzipiert und dabei unzählige antike und zeitbezogene Motive verarbeitet hat. Seine humanistische Gelehrsamkeit zeigt sich z. B. in der Rede vom Goldenen Zeitalter (Buch I, Kap. 11), wobei Cervantes letztendlich auf den altgriechischen Dichter HESIOD zurückgeht. Er schreibt: „Klare Quellen und hüpfende Bäche boten den Durstigen wohlschmeckendes kristallklares Wasser in reichster Fülle dar. In Felsenritzen und hohlen Bäumen bauten die sorgsamen und klugen Bienen ihren Staat, und uneigennützig boten sie der Hand eines jeden die köstliche Ernte ihrer süßen Arbeit.“¹²

Auch die spanischen Autoren der folgenden Jahrhunderte greifen immer wieder auf die klassische Antike zurück. Dieses Phänomen ist bis zum heutigen Tag zu beobachten.

Aus Platzgründen soll die Rezeption der klassischen Literatur und ihres Gedankengutes auf dem lateinamerikanischen Kontinent knapp beleuchtet werden, wo seit der *conquista* (Eroberung) Amerikas 1492 die europäischen Ideen schnelle Verbreitung fanden. So wurde bereits 1538 in Santo Domingo (*República Dominicana*) die erste Universität gegründet, nach dem Vorbild der alten Universität von Madrid, *Alcalá de Henares*. Insbesondere Mexiko und Lima sind als Zentren der Pflege der antiken Kulturen in den ersten Jahrhunderten der *conquista* anzusehen. Dabei wurden auch zahlreiche griechische und lateinische Texte ins Spanische übersetzt. Das Interesse an diesen Kulturen setzte sich in den folgenden Jahrhunderten fort. Da im Unterricht vorwiegend die lateinamerikanische Literatur des 20. Jahrhunderts bearbeitet wird, sollen einige Hinweise dazu geliefert werden.

Wie bereits im 19. Jahrhundert, wo sich Lateinamerika von Europa politisch löste, gleichzeitig die diktatorischen Systeme entstanden, gibt es eine enge Verflechtung zwischen Politik, Literatur und Antike. Die Antike ist im 19. bis zur 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts fester Bestandteil

der politischen und publizistischen Welt. So konnte der Mexikaner IGNACIO RAMÍREZ (1818-1879) feststellen, dass die Skulptur, die Malerei, die Dichtung und der Anthropomorphismus der modernen Nationen als rechtmäßige Mutter die Mythologie der Hellenen anerkennen. (J. Ramírez, *Ensayos. Prólogo y selección de Manuel González Ramírez*, Mexico 1944, S. 106: *La escultura, la pintura, la poesía y el antropomorfismo de las naciones modernas reconocen como legítima madre a la mitología de los helenos.*)

Zahlreiche Autoren und Journalisten bedienten sich antiker Ideen und Motive, ungehindert von Zensur und Tagespolitik gesellschaftskritische Äußerungen zu tätigen. Schriftsteller und Dichter des gesamten lateinamerikanischen Kontinents kennen die Antike z. T. sehr genau. Stellvertretend für viele andere seien der Mexikaner OCTAVIO PAZ (Literaturnobelpreisträger des Jahres 1990), der Argentinier JORGE LUIS BORGES und der Kubaner ALEJO CARPENTIER genannt. Letzterer verfügt über ein immenses Wissen der griechisch-römischen Welt, wobei er nicht nur zahlreiche antike Autoren und ihre Gestalten kennt, sondern auch historische Personen, mythologische Figuren, historische Stätten, Details von antiken Bräuchen und archäologische Einzelheiten. Neben den sogenannten heidnischen Autoren erwähnt CARPENTIER auch viele christliche Autoren und verwendet biblische Zitate. Dabei beschränkt er sich aber nicht nur auf die klassischen Autoren der Antike, sondern bezieht auch Details aus dem Mittelalter und der Epoche des Humanismus / der Renaissance mit ein und berücksichtigt somit die Rezeption der Antike in späteren Epochen. CARPENTIER greift in seinem umfangreichen Oeuvre (Romane und Erzählungen) auf zahlreiche Episoden aus den beiden Epen HOMERS zurück, dessen Werke er offensichtlich sehr gut kennt. Doch CARPENTIER sind nicht nur die altgriechischen Epen vertraut, sondern auch die Schriften der Vorsokratiker. Der Kubaner weiß sehr wohl um die häufig unvollständige Überlieferung gerade von vorsokratischen Texten, wenn er in „*El derecho de asilo*“ (1972, S. 231) schreibt: *Los mismos que se asombraban de que algunos filósofos materialistas concedieran tanta importancia a ciertos*

Wortschatz der Lerner relativ hoch ist; daher sollten immer wieder Übungen dazu in den Unterricht eingebaut werden. Es lassen sich viele teils eng umgrenzte, teil weiter ausgreifende Arbeitsaufträge an die Schülerinnen/Schüler stellen, um sie so zu selbständiger Arbeit anzuleiten.

Ich glaube gezeigt zu haben, dass die Behauptung von HAAG/ STERN, aufgrund der Sprachähnlichkeit könnten Personen mit Französischkenntnissen besser Spanisch lernen als Personen mit Lateinkenntnissen¹⁶, eindeutig widerlegt wurde. Latein (dies gilt auch für Griechisch) ist aus mehreren Gründen als Fundamentalsprache Europas anzusehen.

Anmerkungen

- 1) E. Stern/H. Haag, Lateinunterricht auf dem Prüfstand: Auswirkungen und Einstellungen, in: Der Altsprachliche Unterricht Heft 4+5/2000, 86-89; E. Stern, In Search of the Benefits of Learning Latin, in: Journal of Educational Psychology No. 1/2003, 174-178.
- 2) W. Dietrich/H. Geckeler, Einführung in die spanische Sprachwissenschaft. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Berlin 1990, 145f.
- 3) R. Lapesa, Latín vulgar y particularidades del latín hispánico, in: Ders., Historia de la Lengua Española. Madrid 1986, 68-110; vgl. auch C. Tagliavini, Einführung in die romanische Philologie. München 1973; P. Lindenbauer/M. Metzeltin/M. Thir, Die romanischen Sprachen. Eine Übersicht. Wilhelmsfeld ²1995.
- 4) R. Lapesa, Romanización de Hispania, a.a.O., 53-58.
- 5) W. Dietrich/H. Geckeler, a.a.O., 154.
- 6) W. Th. Elwert, Die romanischen Sprachen und Literaturen. Ein Überblick. München 1979, 19.
- 7) Vgl. etwa: R. Schlösser, Die romanischen Sprachen. C.H.Beck-Verlag, Reihe Wissen. München 2001.
- 8) Elwert, 21.
- 9) W. Th. Elwert, passim.
- 10) H. Berschin/J. Fernández-Sevilla/J. Felixberger, Die spanische Sprache. Verbreitung/Geschichte/Struktur. München 1987, 167.
- 11) W. F. Kümmel/H. Siefert, Kursus der medizinischen Terminologie. CompactLehrbuch. 7., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 1999.
- 12) Miguel de Cervantes Saavedra, Don Quijote. Hrsg. von A. Jolles (Insel-Verlag) Frankfurt/M. 1975 u.ö., 138.
- 13) Octavio Paz, Gedichte. Spanisch und deutsch. Übertragung und Nachwort von F. Vogelgsang. Frankf./M. 1984¹⁰, 40f.
- 14) I. Allende, Mi país inventado. Barcelona 2003.
- 15) Ebenda, 23.
- 16) Vgl. Französisch heute 4/2002, 525.

DIETMAR SCHMITZ

Einstellungen von Fachwissenschaft und Fachdidaktik zu Cornelius Nepos in Vergangenheit und Gegenwart¹

Abstract

Vom 16. bis in die Mitte des 19. Jh. erfreute sich NEPOS gleich hoher Wertschätzung bei Wissenschaftlern wie Lehrern. Dementsprechend war er der bekannteste lateinische Schriftsteller, da seine Viten in zunehmendem Maße seit dem 16. Jh. die Anfangslektüre bildeten. Ab ungefähr der Mitte des 19. Jh. jedoch wurde er im Namen des Historismus in wachsendem Umfange kritisiert. Diese Kritik gelangte um die Wende vom 19. zum 20. Jh. auf ihren Höhepunkt mit der massiven Aburteilung, die so bedeutende Philologen wie NORDEN und LEO vornahmen. Jetzt wurde er nicht nur wegen historischer Fehler, sondern auch wegen seines unklassischen Sprachgebrauchs und Stils gebrandmarkt. Infolgedessen verlor er seine Stelle an der Spitze des lateinischen Kanons, wenn man auch an ihm als Schulautor noch lange zäh festhielt, ja ihn nie ganz aufgegeben hat.

Die Wende in der Einschätzung von Nepos wurde seit etwa der Mitte des 20. Jh. in Deutschland wie den USA in mannigfacher Weise eingeleitet. Der Durchbruch wurde aber erst 1985 mit der Monographie von JOSEPH GEIGER geschafft und die Wende erst mit v. ALBRECHTS Geschichte der römischen Literatur vollendet. Seiner an Philologen wie Pädagogen in gleicher Weise gerichteten Aufforderung, Nepos neu zu entdecken, sollte auch die Fachdidaktik folgen und unter dem Motto ‚Nepos statt Cäsar‘ einen Paradigmenwechsel anstreben.

„Bei dem Biographen Cornelius Nepos besteht ein eklatantes Missverhältnis zwischen seiner Wertschätzung als Schulautor und seiner Bewertung durch die Fachwissenschaft“².

So wird im Jahre 2000 im ALTSPRACHLICHEN UNTERRICHT ein Artikel über Nepos' Hannibal

eingeleitet. Dieser Gegensatz wird ähnlich bereits von EDUARD NORDEN in seiner „Antiken Kunstprosa“ herausgestellt: „Nepos ..., der ... selbst nirgends das Niveau auch nur der Mittelmäßigkeit erreichte, haben seine Schulexercitien den Ruhm gebracht, seit dem 17. Jahrh. der am meisten bekannte lateinische Schriftsteller zu sein“³.

Dieser Unterschied in der Wertschätzung besteht somit mehr als hundert Jahre. Deshalb ist es vielleicht an der Zeit, die Meinungsverschiedenheiten aufzuarbeiten, um sie beizulegen.

In der Antike war dieses Verhältnis unproblematisch – aus Mangel an Beteiligten. Nepos war offensichtlich kein Schulautor. Sein Name findet sich in keinem uns bekannten antiken Curriculum⁴.

Dies ändert sich grundlegend, als das Studium der antiken Literatur wieder zur Blüte gelangte. Schon 1579 wird in einer Frankfurter Schulordnung gefordert, dass der Rektor zumindest einmal pro Woche in der 1. Klasse *de viris illustribus* zu traktieren hat⁵. Von da ab findet unser Autor immer weitere Verbreitung, vornehmlich als Anfangslektüre, also für 12/13-Jährige, die nach einem Jahr Nepos oft dann zu CÄSAR übergangen.

Als der ideale Anfangsautor galt Nepos sowohl aus sprachlichen als auch inhaltlichen Gründen. Seine Sätze sind verhältnismäßig einfach, zumindest bedeutend einfacher als die von Cäsar. Außerdem kann man durch die Lektüre der Viten die Schüler gut in die rhetorische Prosa einführen. Nepos hat ja seine Biographien bewusst stilisiert, und zwar – aus pädagogischer Sicht – glücklicherweise nicht fein, elegant und geschmackvoll, sondern oft nach dem Motto: ‚wenn schon, denn schon‘. Die Stilmittel finden sich öfter deutlich gehäuft, und das ist ideal für die Einführung von Quartanern. Wenn es nämlich etwa heißt: *pauci pares putentur* (The.1,1), dann begreift auch die letzte Bank, dass hier bewusst stilisiert wird.

Wichtig war ferner, dass Nepos’ Sprachgebrauch im Wesentlichen klassisch erschien. Man wusste zwar von etlichen sprachlichen Eigenheiten des Autors, hielt das Ausmaß der

Abweichungen von CICEROS Latein aber zu Recht für geringer als das bei SALLUST oder LIVIUS. Auf jeden Fall schätzte man ihn trotz oder auch wegen seiner stilistischen Besonderheiten sehr, so dass etwa D. MORHOF 1684 in Bezug auf Nepos sogar sagen konnte: *quo nil venustius Romanus scribere potest calamus*⁶.

Wenn THIERSCH Nepos’ Opus „das wahre Knabenbuch“ (a. O. 211) nannte, so liegt das jedoch an dem Inhalt der Viten. Es war die griechische Geschichte, die mit der Lektüre vermittelt werden sollte, und dies nicht abstrakt als Ereignisgeschichte, sondern durch das Vertrautwerden mit Helden, also mit Menschen, mit denen sich Jugendliche identifizieren mögen. Außerdem lädt Nepos allenthalben zum Moralisieren ein, und dazu ließen sich Lehrer in früheren Zeiten nicht zweimal auffordern.

In der schulischen Glanzzeit des Nepos, d. h. vom 16. bis zum Ende des 19. Jh., hat es von unterschiedlichen Positionen aus an ihm und seinem Werk Kritik gegeben⁷; sie blieb indes letztendlich wirkungslos. Erst von der Mitte etwa des 19. Jh. an entwickelte sich eine kritische Richtung, die bis heute noch Gewicht hat. Man begann im Namen des Historismus, ihm Irrtümer anzukreiden, und mahnte die Lehrer, seine Viten kritischer zu lesen. War diese Kritik, wie sie sich etwa in der Einleitung von KARL NIPPERDEYS Kommentar zu Cornelius Nepos⁸ findet, noch maßvoll, so überschlug sie sich in ihrer Schärfe 50 Jahre später um die Wende vom 19. zum 20. Jh. An die Spitze der Kritiker traten so bedeutende Philologen wie EDUARD NORDEN und FRIEDRICH LEO.

Galt bis ins 19. Jh. hinein Nepos’ Stil als höchst geschmackvoll und angenehm, so erscheint Norden hingegen in seiner antiken Kunstprosa nichts so abgeschmackt wie Nepos’ Sprachgebrauch. Denn dafür, dass Nepos’ Stoff pueril ist, mag er ihn nicht schelten. Daran trägt das Genos der Biographie die Schuld. Dass es ihm aber nicht gelang, den puerilen Inhalt sprachlich zu formen, „liegt an seinem mäßigen schriftstellerischen Können und seiner ungenügenden rhetorischen Vorbildung“. Dies zeige sich besonders daran, dass er das Wenige, was er „von dem eleganten Modestil gelernt hat, in übertriebe-

ner Weise zur Schau trägt“ (a. O. 206). So fänden sich bei ihm in abgeschmacktester Weise gehäuft Alliterationen und Antithesen. Überdies streue er fortwährend in die Darstellung Gemeinplätze ein, „die stets ebenso bieder wie banal sind“ (a. O. 209).

Weniger drastisch, aber doch eindeutig kritisch ist das Urteil von FRIEDRICH LEO. Er sieht in Nepos ein „stilistisches Zwitterwesen“,“⁹. Er schwanke zwischen den beiden biographischen Gattungen, die Leo zufolge die antiken Schriftsteller seit dem Hellenismus bestimmten. Dies sei einerseits die Grammatikerbiographie alexandrinischer Provenienz und andererseits die für Tatmenschen konzipierte peripatetische Biographie. Diese böten fortlaufende Erzählungen, in denen auch nach moralischen Kategorien geurteilt würde, während die Alexandriner lediglich stichwortartige und rubrizierende Lebensskizzen erstellten, um sie ihren Ausgaben dichterischer, historischer oder auch philosophischer Werke voranzustellen.

Nun erhebe zwar – so Leo – Nepos den „Anspruch auf die Zugehörigkeit zu dem schönen Stil der peripatetisch-plutarchischen Biographie“, es gelinge ihm aber allenfalls kurzfristig, auf diesen Höhen zu wandeln, um gleich wieder auf das Niveau der Grammatikerbiographie zurückzufallen. Dies liege nicht so sehr an sprachlichem Ungeschick, sondern an den nicht recht gelungenen Studien beim Rhetor in seiner Jugend. Von daher stamme „ein Mangel des Stilgefühls, der einen Rest aus der registrierenden Schreibart der grammatischen Biographie, mit deren Mustern sich Nepos natürlich hatte vertraut machen müssen, übriggelassen hat“ (a. O. 217f.).

Eine überzeugende Kritik erfuhr Leos Gattungsschematismus erst ein halbes Jahrhundert später. Es war WOLF STEIDLES Sueton-Monographie, die die Wende einleitete¹⁰. Auch Sueton hatte Leo von seinem Konzept der literarischen Gattungen her kritisiert und ihm vorgeworfen, dass er in seinen Kaiser-Viten die Gattungen wechsele, ja beliebig mische: Er folge zunächst meist richtig den peripatetischen Mustern. Jedoch, etwa von der Thronbesteigung an verfare er ganz so, als gälte es, Grammatikerbiographien zu verfassen. Von da an werde nicht

mehr chronologisch richtig erzählt, sondern auf die anspruchloseste und trockenste Weise rubriziert und registriert, so dass reine Faktenhuberei an die Stelle des in einer Politikerbiographie gebotenen schönen und hohen Stiles trete.

Steidle nun zeigte, dass es die von Leo postulierten Untergattungen zur Gattung Biographie in der Antike nicht gegeben hat. Weder Sueton noch Nepos haben beim Rhetor unterschiedliche Muster zur Nachahmung empfohlen bekommen, je nachdem, ob es galt, nach Alexandrinerart eine Grammatikerbiographie zu schreiben oder nach peripatetischen Regeln die Vita eines Tatmenschen zu gestalten. Grundlegend für Sueton waren nicht Lehren griechischer Rhetoren, es war vielmehr sein römischer Realismus, sein römischer Sinn für das Gewicht der reinen Fakten. Diese zählte er oft schlicht auf, zumal wenn sie so gewichtig waren, dass sie des rhetorischen Schmuckes nicht bedurften. Wenn man aber schon nach literarischen Mustern sucht, so sind diese nicht griechischer Provenienz, sondern im römischen Leben verankert, es sind die Grabinschriften, die Elogien, die *laudationes funebres*, die Darstellungen der *res gestae*¹¹.

Die Positionen von Norden und Leo wurden am nachhaltigsten indes durch JOSEPH GEIGERS Nepos-Monographie erschüttert¹². Geiger sucht zu erweisen, dass Nepos der Urheber der politischen Biographie überhaupt gewesen sei. Dieser Nachweis ist ihm wohl nicht gelungen¹³. Das mindert die Bedeutung seiner Schrift allerdings nur geringfügig. Denn sind auch vor Nepos schon Einzelschriften über Politiker – historische Monographien und Enkomien – verfasst worden, die politischen Biographien zum Verwechseln ähnlich waren, so gab es aber davon keine Sammlungen. Es war vielmehr Nepos, der als erster eine Sammlung von Feldherrn-Viten herausgab¹⁴.

Demgemäß kann Nepos sein Wissen nicht aus Sammlungen geschöpft haben. Es muss, und das ist wichtig, direkt historischen Werken entnommen sein. Damit erhalten Nepos' Biographien einen recht hohen Quellenwert, zumal sein Wissen außer auf THUKYDIDES vor allem auf hellenistischen Standardwerken wie denen von EPHOROS und THEOPOMP basiert¹⁵, deren Opera

weitgehend verloren gegangen sind. Folglich muss hinsichtlich Nepos' sog. historischen Irrtümern künftig intensiver geprüft werden, ob es sich bei ihnen um wirkliche oder nur vermeintliche Irrtümer handelt.

Wie hinsichtlich der Viten, so zeichnet Geiger auch sonst Nepos als originellen Kopf. Bereits sein erstes größeres Werk, die *Chronica*, stellte eine Innovation dar. Das hat kein geringerer als CATULL erkannt und ihn deswegen gepriesen. Im Widmungsgedicht – Catull hat ja bekanntlich sein Werk Nepos gewidmet – heißt es:

... *ausus es unus Italorum*
omne aevum tribus explicare cartis,
doctis, Iuppiter et laboriosis. (Cat. 1,5-7)

Worin besteht nun die innovative Leistung? Bisher gab es für den gebildeten Römer zwei parallel verlaufende Geschichtsstränge, die kaum verbunden nebeneinander existierten: Der eine bestand in der nach Konsulaten geordneten annalistischen Schilderung der römischen Taten, der andere in der nach Archonten, Olympiaden oder sonstwie zählenden griechischen Historiographie. Nepos verknüpfte die Stränge zu einer umfassenden Weltgeschichte (*omne aevum*), eine mühevollen Arbeit, wie Catull betont, an die er sich als einziger unter den Italikern herangewagt habe. Es war nicht nur eine große Fülle von Daten zu ermitteln und zu ordnen, es mussten auch vielfältige Entscheidungen getroffen werden. So die grundlegende, in welches Olympiadenjahr die Gründung Roms zu legen sei, so dass man einen Festpunkt besaß, von dem aus man *ab urbe condita* rechnen konnte.

Ebenso wie Nepos in seinem ersten großen Werk die römische mit der griechischen Welt verband, tat er dies auch in seinem letzten, den wohl 18 Büchern *De viris illustribus*: Er stellte als Erster jeweils den Griechen entsprechende Römer gegenüber, d. h. er verfasste beispielsweise nach einem Buch über griechische Historiker ein solches über römische.

Des weiteren hat Geiger gezeigt (70f.), dass die von Nepos intendierte Leserschaft nicht die hochgebildete Oberschicht gewesen sein kann – was NORDEN offenbar ebenso stillschweigend voraussetzt, wie er Ciceros Stil verabsolutiert. Die gebildete Oberschicht beherrschte das Grie-

chische genügend, um diejenigen Standardwerke, die Nepos für seine Viten heranzog, selbst lesen zu können. Es waren – in Nepos' eigenen Worten ausgedrückt – die *expertes litterarum Graecarum* (praef. 2), die *rudēs Graecarum litterarum* (Pelop. 1), die er bei der Abfassung seiner Biographien im Auge hatte. So richtete Nepos wohl auch die sprachliche und stilistische Formung der Viten auf diese zwar historisch interessierte, jedoch weniger gebildete Leserschicht aus und hielt dementsprechend einen hocheleganten Stil für weniger angemessen. Also beruhen Nepos' Abweichungen vom klassischen Sprachgebrauch und Stil, die Norden als Beweise seines Unvermögens brandmarkte, wahrscheinlich auf einem stilistischen Willen, das sich von der intendierten Leserschaft hat bestimmen lassen.

Stellen die Schriften von Steidle und Geiger auch die wichtigsten Etappen auf dem Weg zu Nepos' Rehabilitierung dar, so waren sie dennoch nicht die einzigen, die seinen Viten wieder das Ansehen verschafften, das sie verdienen. Darauf kann hier nicht näher eingegangen werden¹⁶. Wir wollen uns vielmehr gleich dem Ergebnis dieses Prozesses zuwenden, wie es sich in MICHAEL V. ALBRECHTS ‚Geschichte der römischen Literatur‘ findet. Dabei gilt zunächst unser Augenmerk Nepos' Sprachgebrauch und Stil, da er ja besonders deswegen scharf kritisiert worden ist: „Im ganzen ist die Schreibart entspannt, wie es dem unpolitischen Leben und dem reifen Alter des Autors entspricht. Zwar ist sie ungleichmäßig, aber nicht unangenehm, oft sogar recht anmutig ... Nepos ist ein guter Anekdotenerzähler, er versteht es, die Pointe an die richtige Stelle zu setzen, störendes Detail zu opfern und das Wesentliche hervortreten zu lassen. Seine Erzählkunst läßt sich mit derjenigen Ciceros vergleichen. Die unaufdringliche Schönheit der Darstellung erschließt sich erst einer sorgfältigen Lektüre, für die es noch relativ wenig Handreichungen gibt“¹⁷.

Dementsprechend heißt es bei ihm abschließend: „Nepos zählt zu den noch unentdeckten Autoren. Er sollte von Philologen und Pädagogen mehr beachtet werden. Sein Stil ist ... in seiner einfachen Klarheit für frühe Lektüre geeignet. Auch inhaltlich verdient seine unvoreingenommene Stimme – wie man sie in Rom nicht oft

vernimmt – in unserer Zeit wieder gehört zu werden“ (a. O. 389f.).

Ist dies die Situation von seiten der Fachwissenschaft, so werden im 2. Heft von 2003 des *ALTSPRACHLICHEN UNTERRICHTS* völlig andere Auffassungen vertreten. Um sie verstehen und kritisieren zu können, ist es erforderlich, sich die Überlieferungsgeschichte von Nepos' Schriften in Erinnerung zu rufen.

Von Nepos' Biographien sind allein diejenigen unter seinem Namen überliefert, die seinem Buch über die *historici Latini* entstammen. Es sind dies die Biographien des älteren CATO und des ATTICUS. In derselben Handschrift, also im Archetyp aus dem 12. Jh., stehen davor die Feldherrnvitae, jedoch nicht unter seinem Namen. Ja, am Ende dieser und vor dem Beginn der Cato-Vita, findet sich ein Einschub. Es ist ein Widmungsgedicht eines uns sonst unbekanntes AEMILIUS PROBUS an Kaiser THEODOSIUS I. oder II. Demgemäß hat man im 15. und 16. Jh. das Widmungsgedicht als auf die Feldherrnvitae bezogen verstanden und sie als die Biographien des Aemilius Probus ediert. Bereits LAMBINUS aber weist 1569 in seiner Ausgabe das Feldherrnbuch Nepos zu. Diese Auffassung wurde bald zur *opinio communis*. Gegen sie hat man allerdings verschiedentlich opponiert. So versuchte 1881 GEORG FRIEDRICH UNGER die Feldherrnvitae HYGIN – einem Freigelassenen des AUGUSTUS – zuzusprechen, fand indes keine nennenswerte Zustimmung. Diesen Versuch hat 1978 PETER LEBRECHT SCHMIDT erneuert¹⁸, wurde aber bereits 1982 von Geiger widerlegt¹⁹, und zwar so überzeugend, dass HOLZBERG 1989 zu Recht konstatierte: Es könne vorausgesetzt werden, „daß die Feldherrnvitae von Cornelius Nepos stammen, da der jüngste Versuch, sie Hygin zuzuweisen...überzeugend widerlegt wurde von J. Geiger“²⁰.

Unberührt von diesem Stand der fachwissenschaftlichen Diskussion folgt RAINER NICKEL in dem Basis-Artikel des ebenerwähnten AU-Heftes, das den Titel *de viris illustribus* trägt, Peter Lebrecht Schmidt und empfiehlt den Lehrern, davon auszugehen, „daß Cornelius Nepos die *Latini historici* (Cato und Atticus) und Gaius Iulius Hyginus die *Duces externi* zuzuschreiben sind“ (a. O. 7). Dabei will Nickel Hygin als

Griechen verstanden wissen, der sich vor seiner Freilassung multikulturelle Kompetenzen in Alexandrien erworben habe.

Führe man diese Zweiteilung bei den Biographien ein, dann ließen sich die Schüler zu einer vergleichenden Betrachtung beider von der Thematik her so ähnlichen, aber von den Persönlichkeiten her so gegensätzlichen Autoren motivieren. Bereits bei der Lektüre der *Praefatio* des Feldherrnbuches lasse sich der Unterschied herausstellen: „Er (*sc.* der Autor) zeigt hier eine große Aufgeschlossenheit für die griechische Kultur und unterscheidet sich damit deutlich von Cornelius Nepos, dem ‚stockkonservativen Altrömer‘ (Michael v. Albrecht), wie er aus dem Briefwechsel mit Cicero bekannt ist“ (a. O. 9).

Nepos hat zwar in regem Briefwechsel mit CICERO gestanden, und davon sind auch zwei Bücher publiziert worden. Erhalten geblieben ist uns aber lediglich ein einziges Fragment, das sich in der Ausgabe von MARSHALL als frg. 39 findet. Auf dieses muss sich folglich Nickels Argumentation mit dem uns bekannten Briefwechsel beziehen: *Nepos quoque Cornelius ad eundem Ciceronem ita scribit: Tantum abest ut ego magistram putem esse vitae philosophiam beataeque vitae perfectricem, ut nullis magis existimem opus esse magistros vivendi quam plerisque qui in ea disputanda versantur. video enim magnam partem eorum, qui in schola de pudore et continentia praecipiant argutissime, eosdem in omnium libidinum cupiditatibus vivere*²¹.

Nepos lehnt also die Philosophie als *magistra vitae* aufs entschiedenste ab und begründet dies mit seiner persönlichen Erfahrung – *video* –, und zwar, wie mir scheint, in gut nachvollziehbarer Weise. Wissen nämlich die Philosophen über die Tugenden lediglich spitzfindig zu disputieren, aber nicht tugendhaft zu leben, so vermag er in ihnen zu Recht keine Vorbilder erblicken.

Nepos hat es bei dieser Ablehnung offenbar nicht bewenden lassen. Er hat ein Werk mit dem Titel *Exempla* verfasst. Er setzte folglich, so man dies aus dem Titel und den wenigen erhaltenen Fragmenten schließen darf, statt auf theoretische Erörterung, auf die erzieherische Wirkung von *Exempla*. Dies entspricht gewiss römischer Denkart; jedoch verdient er allein deswegen als

stockkonservativer Altrömer abgestempelt zu werden?

Nickel verweist nicht nur auf den Briefwechsel mit Cicero, sondern zitiert auch v. Albrecht. Er gibt zwar nicht an, welche Stelle aus v. Albrechts Werken er heranzieht. Es kann sich jedoch nur um folgende Passage aus seiner Literaturgeschichte handeln: „Distanziert sich Nepos in seinem Brief an Cicero (frg. 39 Marshall) von dem Prinzip *philosophia magistra vitae*, so könnte man hieraus auf Ablehnung griechischer Bildung schließen. Doch belehrt uns die Einleitung zu dem Feldherrnbuch eines Besseren. Nepos zeigt sogar eine seltene Aufgeschlossenheit für griechische Kultur: ‚Es wird Leute geben, die ohne griechische Bildung nichts für recht halten außer dem, was zu ihrer eigenen Art paßt‘ (*praef.* 2). Nepos ist also gar nicht der stockkonservative Altrömer, als der er sich im Briefwechsel mit Cicero gibt“ (a . O. Bd. 1, 387). v. Albrechts Aussage ist also konträr zu derjenigen, die Nickel glaubt, ihm zuschreiben zu können. Denn v. Albrecht betont, dass Nepos entgegen der Vermutung, die aus derjenigen Briefstelle sich nähren könnte, an der er die Philosophie als *magistra vitae* verwirft, kein stockkonservativer Altrömer gewesen sei; Nepos’ insgesamt widerspricht nämlich einer solchen Einstufung.

Nickels Konzept ist also nicht vertretbar. Andererseits hat die Fachwissenschaft ihre eigenen Positionen intensiv aufgearbeitet und dabei ihre Einstellung zu Nepos und seinem Werk grundlegend geändert²², so dass in dem heutigen literaturgeschichtlichen Standardwerk v. Albrecht seine Wertschätzung von Nepos in kaum zu überbietender Weise zum Ausdruck bringt. Somit scheint es angemessen und richtig, v. Albrechts an Philologen wie Pädagogen gerichteter Aufforderung zu folgen und Nepos nicht nur neu zu entdecken, sondern auch seine gute Eignung als Anfangslektüre von neuem zum Tragen zu bringen. Das heißt, man sollte Nepos wieder den Platz einnehmen lassen, den er jahrhundertlang eingenommen hat. Er sollte wieder an den Anfang des Lektürekansons treten, und es sollte im Klartext heißen: Nepos statt Cäsar.

Diese Rückkehr zu Nepos kann weder wie früher mit dem Ziel der *plurima lectio* verbunden

werden noch kann es darum gehen, die Schüler für antike Helden begeistern zu wollen. Es muss vielmehr unter den Viten nach aktuellen Kriterien eine Auswahl getroffen werden, und die ausgewählten sind nach den inzwischen entwickelten Standards zu interpretieren. Die Auseinandersetzung mit Leos Thesen zur griechisch-römischen Biographie hat nämlich nicht nur zu deren weitgehender Widerlegung geführt. Es sind dabei auch neue Konzeptionen entwickelt worden. So hat vor allem ALBRECHT DIHLE herausgearbeitet²³, dass die antiken Biographien nicht von Leos Gattungsschematismen bestimmt sind, sondern es vornehmlich die inneren Formen sind, die die Gestalt der einzelnen Viten ausmachen. Diese jeweils zu eruieren, muss so das wichtigste Ziel bei jeder Deutung einer Biographie sein.

Interpretationen, die auf die innere Form einer Vita zielen, gibt es glücklicherweise auch schon zu Nepos’ Feldherrnbuch. Nennenswert ist beispielsweise eine Deutung von Nepos’ Hannibal²⁴. Dennoch will ich diesen Beitrag hier nicht heranziehen, sondern auf den umfassenderen Ansatz von CHRISTEL STOLZ²⁵ rekurrieren.

Stolz unterscheidet bei Nepos zwei Arten von Biographien: die Vita als Drama und die Vita als Charakterbild. Dies ist für etliche Biographien eine angemessene Alternative. Deshalb kann man, wie Stolz zeigt, bei einer Reihe von ihnen deren innerer Form näherkommen, wenn man die Interpretation unter diese Alternative stellt. Das kann hier nicht gezeigt werden. Ich will vielmehr nur eine derjenigen Viten, die Stolz zu den Charakterbildern zählt, herausgreifen und deren innere Form andeutend skizzieren.

Es ist die des PAUSANIAS. Dass ich mich gerade dieser zuwende, geschieht nicht zuletzt deshalb, weil, wie GERHARD FINK moniert, diese Vita zu Unrecht zu selten gelesen werde, obwohl sie alle Forderungen erfülle, „die man an eine gute Erstlektüre stellen kann: Sie ist kurz und überschaubar, klar aufgebaut, sprachlich machbar, inhaltlich abwechslungsreich und auch für junge Menschen interessant“²⁶.

Ungeachtet aller Regeln, die für Biographien, zumal antike, gelten sollen, schildert Nepos weder Pausanias’ Herkunft noch seine Erziehung und Bildung, ja nicht einmal seinen Aufstieg. Er

setzt beim Höhepunkt seiner Karriere, dem Sieg bei Plataeae, ein, ohne allerdings den Schlachtverlauf irgendwie zu schildern. Ihn interessiert dieses Ereignis als solches überhaupt nicht, sondern allein das triumphale Ergebnis mit den für Pausanias' Selbsteinschätzung schwerwiegenden Folgen; denn diesem ist der Triumph allzu sehr zu Kopfe gestiegen: *qua victoria elatus plurima miscere coepit et maiora concupiscere* (1,3).

Steht Nepos' Vorgehen auch im Gegensatz zu Erwartungen, die man hinsichtlich des Aufbaus einer Biographie hegt, so verhält er sich dennoch konsequent, wenn man an das Motto denkt, unter das er die Biographie gestellt hat. Gleich am Anfang betont er, von Pausanias zeigen zu wollen: *ut virtutibus eluxit, sic vitii est obrutus* (1,1). Durch Nepos' unvermittelten Einstieg lernt der Leser aber bereits im 1. Kapitel die beiden Seiten des Helden kennen: seine großartigen militärischen Leistungen und seine Hybris, die ihn dazu treibt, sich auf dem goldenen Dreifuß, der Apoll zum Dank für den Sieg geweiht wurde, als Führer der Griechen verewigen zu wollen. Die Spartaner kritisieren dies, feilen die Inschrift heraus und verfassen eine neue, die lediglich die Völker, die beim Sieg von Plataa mitgewirkt haben, aufführt.

Pausanias' nächste militärische Leistungen und damit seine zweite Phase im Höhenflug bilden die Befreiung Zyperns und die Eroberung von Byzanz. Dies vollbringt er als Oberkommandierender der gesamtgriechischen Flotte. Diese Stellung samt den Erfolgen steigt ihm noch stärker zu Kopfe: *elatus (sic!) se gerere coepit maioresque appetere res* (2,2). Er sieht sich schon modern gesprochen – auf gleicher Augenhöhe mit dem Großkönig und hält um die Hand seiner Tochter an. Als sein Schwiegersohn wolle er, so schreibt er an XERXES, Sparta und das übrige Griechenland ihm unterwerfen (2,4). Dieser Plan bleibt den Spartanern nicht verborgen. Pausanias wird von seinem Kommando abberufen, wegen Hochverrats angeklagt, aber freigesprochen.

Hierauf folgt bei Nepos – anders als in der Wirklichkeit – eine dritte Phase als dramatische Aufgipfelung von Pausanias' Höhenflug. Nepos läßt Pausanias zum Heere zurückkehren und ein fast wahnsinniges Verhalten an den Tag legen: *ibi*

non callida, sed dementi ratione cogitata patefecit (3,1). Pausanias trat von nun an mit königlichem Gepränge auf, legte persische Gewänder an, umgab sich mit Medern und Ägyptern als Leibwächtern und schwelgte in Banketten nach Perserart (3,2). Jetzt erst greifen die Ephoren nachdrücklicher ein und bedrohen ihn mit der Todesstrafe, wenn er sich nicht in Sparta einfinde (3,4).

Diese Aufgipfelung, diese dritte Stufe ist für die dramatische Zuspitzung der Darstellung wesentlich und daher keine der historischen Irrtümer, die man Nepos gern ankreidete, sondern von ihm kontrafaktisch konzipiert. Denn Pausanias hat sich zwar so verhalten, wie es von Nepos beschrieben wird, doch bereits früher, auf der nach Nepos' Einteilung zweiten Stufe²⁷. Als er von Byzanz aus Xerxes um die Hand seiner Tochter bat, da prasste Pausanias wahrhaft königlich. Da hatte er auch als Oberkommandierender die Mittel dazu, nicht jedoch später, als er mehr oder weniger als Privatmann in der Troas weilte.

Pausanias endete bekanntlich so elendiglich, wie nur ein Mensch enden kann: Ohne Trinken, ohne Essen ging er eingemauert in einem Tempel der Athene zugrunde, von dem die Spartaner auch noch das Dach entfernt hatten, damit die Sonnen- glut ihn ungeschützt martern konnte. Wie es dazu kam, ist eine fesselnde kinoreife Geschichte von Überlistungen und Verrat, also ganz so, wie das Finale einer Erstlektüre sein sollte.

Das Charakterbild des Pausanias steht in Beziehung zu anderen Charakterbildern des Feldherrnbuches, speziell aber zu dem unmittelbar vorausgehenden des ARISTIDES. Insofern ist ein klarer Gegensatz von Nepos intendiert: Auf Aristides, den als schlichtweg gerecht skizzierten Politiker, läßt er den zügellosen Machtmenschen folgen, so dass bereits die Textfolge einen Vergleich nahelegt und STOLZ ihn auch durchführt (a.O. 35 und 40). Jedoch auch zu den von Stolz als Dramen eingestuften Viten des MILTIADES, THEMISTOKLES und ALKIBIADES steht die des Pausanias in Beziehung. Denn sie wird letztlich von dem gleichen Problem bestimmt, das auch die Biographien der Genannten beherrscht, nämlich von dem Konflikt zwischen dem großen Einzelnen und dem jeweiligen Volk mit seinen Gewohnheiten und traditionellen Institutionen.

So richtig es ist, wenn Stolz ein Vergleich der eben erwähnten Viten unter diesem Gesichtspunkt als der lohnendste bei der Nepos-Lektüre gilt (S. 41 f.), so scheint dieses Projekt all e i n indes nicht überzeugend genug, um die Nepos-Lektüre zur maßgebenden Anfangslektüre machen zu können. Es muss noch etwas inhaltlich Überzeugenderes hinzukommen, ein akzeptables Thema, unter das man die Lektüre der wichtigsten Viten des Feldherrnbuches²⁸ stellen kann. Ein solches Thema könnte m. E. die Entwicklung der attischen Demokratie bilden, und zwar von der Bewährung in den Perserkriegen über die Krise im Peloponnesischen Krieg bis zur langfristigen Konsolidierung unter THRASYBUL. Die Auswahl nämlich, die Nepos für sein Feldherrnbuch unter den attischen Staatsmännern getroffen hat, scheint ein solches Thema geradezu nahezu legen: MILTIADES und THEMISTOKLES als die Feldherren von Marathon und Salamis stehen für die Bewährung der Demokratie in den Perserkriegen, ALKIBIADES verkörpert mit seinem persönlichen Verhalten ebenso wie mit seiner Politik die Krise der Demokratie, und THRASYBUL schließlich stellt den maßgebenden Politiker der langfristigen Konsolidierung der Demokratie dar.

Nun moniert v. ALBRECHT zu Recht ganz allgemein, dass es für eine intensive Erschließung der Viten kaum Handreichungen gibt. Das betrifft ganz besonders Thrasybul, gilt aber kaum weniger für Themistokles und Miltiades. Das Fehlen von *Auxilia* sollte allerdings eher ein Ansporn zur Beseitigung dieses Mankos sein, denn als Einwand gegen das obige Konzept dienen.

Anmerkungen:

- 1) Dies ist die überarbeitete Fassung eines Referats, das am 7.7.04 im Rahmen des Rostocker Altertumswissenschaftlichen Kolloquiums gehalten wurde.
- 2) Jens-Felix Müller / Stefan Müller / Till Richter: Die Hannibal-Tragödie des Cornelius Nepos, AU XLIII, 6/2000, 49-60, bes. 49.
- 3) Eduard Norden: Die antike Kunstprosa, Bd.I, Leipzig ²1909, 204 f. (1. Auflage 1898).
- 4) A. C. Dionisotti: Nepos and the Generals, JRS 78, 1988, 35 mit Anm. 3.
- 5) Hier und im Folgenden bin ich Friedrich August Eckstein: Lateinischer und griechischer Unterricht, Leipzig 1887, 207-217, verpflichtet.

- 6) Norden a.O. 205, Anm.1.
- 7) Einen guten Überblick über diese Kritik bietet Eckstein a.O. 209ff.
- 8) Dieser ist 1849 zum ersten Mal erschienen und seitdem immer wieder neu aufgelegt, so zuletzt Hildesheim 2002.
- 9) Die griechisch-römische Biographie nach ihrer literarischen Form, Leipzig 1901, 218, (zitiert wird jedoch nach dem Nachdruck Hildesheim 1990).
- 10) Sueton und die antike Biographie, München 1951.
- 11) Vgl. auch Eduard Fraenkel: Eine Form römischer Kriegsbulletins, in: idem: Kleine Beiträge zur Klassischen Philologie, Bd.2, Rom 1964, 69-73, der zeigt, wie römische Feldherren über ihre *res gestae* dem Senat Bericht erstatteten.
- 12) Cornelius Nepos and Ancient Political Biography, Historia Einzelschriften 47, Stuttgart 1985.
- 13) So zu Recht Ulrich Schindel in seiner Rezension von Geigers Schrift (Gnomon 65, 1993, 19-27). Ansonsten vermag er allerdings mit seiner Kritik der Bedeutung der Monographie nicht gerecht zu werden.
- 14) So Niklas Holzberg: Literarische Tradition und politische Aussage in den Feldherrnviten des Cornelius Nepos, Würzb. Jahrb. 15, 1989, 159-173, bes. 162.
- 15) James R. Bradley: The Sources of Cornelius Nepos: Selected Lives, Diss. Harvard Univ. 1967, leider ungedruckt; Zusammenfassung: HSPh 73, 1969, 308f.
- 16) Im deutschsprachigen Raum lieferten wichtige Bausteine zum neuen Nepos-Bild: Ludwig Voit: Zur Dion-Vita, Historia 3, 1954, 171-192; Otto Schönberger: Cornelius Nepos von einem herrschenden Vorurteil befreit, Hermes 96, 1968, 508f. und idem: Cornelius Nepos. Ein mittelmäßiger Schriftsteller, Altertum 16, 1970, 153-163. Zu den wichtigsten frühen amerikanischen Beiträgen vgl. Anm. 22.
- 17) Bd.1, München² 1997, 386.
- 18) Das Corpus Aurelianum und S. Aurelius Victor, RE Suppl. 15, 1978, 1583-1676, bes.1641-1657.
- 19) Cornelius Nepos and the authorship of the book on foreign generals, LCM 7, 1982, 134-136.
- 20) a. O. (vgl. Anm. 14) 159, Anm. 3.
- 21) P. K. Marshall: Cornelius Nepos, Leipzig 1977.
- 22) Auch in England hat eine Selbstkorrektur der Fachwissenschaft begonnen. Denn die Entwicklung in England war, wenn ich das richtig sehe, ähnlich der in Deutschland, allerdings mit einem *time-lag* von etwa sieben Jahrzehnten. Damit steht sie übrigens in deutlichem Gegensatz zu der in den USA. Die internationale Selbstkorrektur hinsichtlich der Einschätzung von Nepos' Viten begann nämlich mit zwei amerikanischen Arbeiten, deren Ergebnisse die Grundlage von Geigers Monographie bilden. Es sind dies die leider nicht gedruckten Dissertationen von James R. Bradley (vgl. Anm. 15) und Thomas G. McCarty: Cornelius Nepos. Studies in his Technique of Biography, Diss. Univ. of Michigan 1970. Unberührt von diesen Schriften verurteilen Edna M. Jenkinson und Nicholas Horsfall Nepos

mit einer Vehemenz, die in nichts der von Norden und Leo nachsteht (Jenkinson: *Genus scripturae leve. Cornelius Nepos and the Early History of Biography at Rome*, in: H. Temporini (Hg.): *Aufstieg und Niedergang der röm. Welt. Von den Anfängen Roms bis zum Ausgang der Republik I 3*, Berlin/New York 1973, 703-719; Horsfall: *Latin Literature*, in: E. J. Kenney/W. V. Claussen (Hg.): *The Cambridge History of Classical Literature II*, Cambridge 1982, 290; idem: *Cornelius Nepos. A Selection, including the Lives of Cato and Atticus*, Oxford 1993, Introduction). Die Thesen von beiden sind überzeugend kritisiert worden von Frances Titchener: *Cornelius Nepos and the Biographical Tradition, Greece and Rome 50*, 2003, 85-99.

- 23) Studien zur griech. Biographie, Göttingen 1970.
- 24) Vgl. Anm. 2.
- 25) Interpretationsbeispiele zu C. Nepos, AU XIII, 3/1970, 19-42.
- 26) Gerhard Fink/Friedrich Maier: *Konkrete Fachdidaktik. L 2*, München 1996, 66.
- 27) Vgl. Thuk. I 128 ff., bes. 130.

28) Es ist nötig zu betonen, dass es sich um die wichtigsten Viten des Feldherrnbuches handelt. Denn die wichtigste Biographie des Nepos überhaupt ist natürlich die des Atticus aus seinem Buch über die lateinischen Historiker. Diese Vita bleibt hier jedoch entsprechend dem Thema unberücksichtigt. Es geht um Nepos als Anfangslektüre, die Atticus-Vita gehört aber, auch wenn dies oft übersehen wird, eindeutig auf die Oberstufe. Dort sollte sie aber auch vertreten sein, zumal Karl Büchners Ansatz (*Humanitas. Die Atticusvita des Cornelius Nepos*, Gym.56, 1949, 100-121) von Heinrich Altevogt (*Die Atticusvita des Cornelius Nepos*, in: Heinrich Krefeld (Hg.): *Impulse für die lateinische Lektüre*, Frankfurt a.M. 1979, 69-84) überzeugend weitergeführt worden ist, indem er einerseits Büchners Überzeichnungen korrigiert und andererseits dieses Konzept durch Heranziehen von passenden Cicerostellen erweitert und vertieft. Es ist aber unerlässlich zu prüfen, was an Korrekturen die Ergebnisse von O. Prellwitz (*Titus Pomponius Atticus*, Stuttgart 1992) nötig machen.

JOACHIM KLOWSKI, Hamburg

Antike Texte in Übersetzungen – Crux oder Auxilium?

Eine didaktisch-ethisch-kulturelle Überlegung*

Im August 2004 war ich Teilnehmer an einer großen pädagogischen Werktagung, die jedes Jahr in Salzburg stattfindet. Der verheißungsvolle Titel: *Wessen der Mensch bedarf*. Es sollte eine Suche nach den (möglichst humanistischen) Werten sein, die in der Welt von heute noch (oder wieder) Bestand haben können und den jungen Menschen eine Hilfe sein sollen. Das aufrüttelnde Ergebnis: In einer Welt der Globalisierung sind nicht nur die traditionellen Werte und Inhalte an sich in Frage gestellt, sondern es stellt sich auch die Frage nach der Zeit, die uns zur Verfügung steht, diese Inhalte in verständlicher Weise zu vermitteln, und zwar an ein Publikum, das grundsätzlich, zeitgeistbedingt, keinen leichten Zugang zu diesen Themen hat. Der Vortragende eines zentralen Referats brachte es in modischem Englisch auf den Punkt: *Time is running out*. (Wie hätte er es auch anders sagen können?) Die Globalisierungswelle, die alle Länder erfasst hat, macht auch vor den deutschen und österreichischen Bildungseinrichtungen nicht Halt und erfasst in zunehmendem Maße die Gymnasien aller Typen und Ausrichtungen. Besonders die humanistischen Schulen werden heftig durchge-

rüttelt. Sie müssen auf einem freien Markt der Bildung, öfter freilich der Ausbildung, bestehen. Der klassische (oder zumindest humboldtsche) Bildungsbegriff ist in die Krise geraten.

Außerdem ist ganz im Grundlegenden die bange Frage zu stellen, welchen Platz das „Typisch Europäische“ in einer globalisierten Welt einnehmen kann. Die Vereinheitlichung der Standards tendiert in Richtung „Erarbeiten und Erreichen von weltweit gültigen Normen“. An die Stelle von Inhalten treten häufig Fertigkeiten, man verlangt nach „skills“. Der Begriff „Abendland“ ist in diesem Szenario ohnehin unerwünscht oder bringt nicht wenige Zeitgenossen zumindest zum Lächeln. Ein global gültiges kulturelles Profil wird angestrebt und die logische Folge könnte sein, dass nicht wenige für Europa typische kulturelle Elemente aufgegeben oder wenigstens hintangestellt werden müssen. Aber abgesehen davon: Der Tag hat für alle Menschen auf der Welt nur 24 Stunden, und die Lernbelastbarkeit der Jugendlichen ist zumindest in den Ländern der ausbildungsmäßigen Vollbeschäftigung kaum mehr anhebbar. Auch wenn es der älteren Generation manchmal nicht gefällt:

Die Jugend von heute steht in einem Lernkampf, den die frühere Schule nicht kannte und der nicht selten zum „Lernkrampf“ eskaliert. Wo sind also Akzente zu setzen, welche Kapitel sind nach wie vor substantieller Teil eines gediegenen und zumutbaren Schulprogramms? Und wo muss weggelassen werden? Ist Platz für die Antike und ihr vielbesungenes Erbe? Die vielen Veranstaltungen zu schöngeistigen Themen haben damit oft den Geruch von schönem Luxus an sich, aber eben vorrangig diesen. Und dass sich jüngst die Filmbranche wieder an den Mythos Troja erinnert, ist wohl eher geschäftlich motiviert, weil „action“ eben Kinosäle füllt.

Sind die „Classics“ also noch „Basics“ in der heutigen Bildungslandschaft? Die Notwendigkeit gerade heute in unserer pädagogischen und didaktischen Tätigkeit den Humanitas-Begriff wieder neu in den Vordergrund zu stellen, wird ja grundsätzlich erkannt und oftmals schwungvoll formuliert. Gerade hier haben wir, als Opfer einer allgemeinen nihilistischen Lebensphilosophie, die sich auch Zeitgeist nennen kann, einen großen Nachholbedarf. Hier sind gerade wir Lateiner und Gräzisten als Vermittler humanistischer Werte gefragt. Ich wage zu behaupten, dass wir in erster Linie Vermittler der Humanität sein sollen und erst in zweiter Linie Sprachlehrer (im Sinne von Sprach-Trainer) der *lingua Latina*, auch wenn diese als hervorragendes Mittel zur geistigen Ertüchtigung und linguistischen Allgemeinbildung einen besonderen Beitrag in der Denkerziehung junger Menschen leisten kann. Das ist freilich durchaus schon ein Motiv für den Schutz der klassischen Sprachen im Schulsystem.

Um gleich zu Beginn ein mögliches Missverständnis auszuräumen. Nichts ist dem Original vorzuziehen. Sowohl auf der Ebene der semantischen Inhalte und ihrer Nuancen als auch auf einer sprachästhetischen Ebene ist das Original immer die erste Wahl. Schließlich ist auch die kulturethische Verantwortung gegenüber dem literarischen originalen Bestand wahrzunehmen. Aber wir stehen einer Reihe von Problemen gegenüber, die hier nur angerissen werden sollen und dies in großer Ehrlichkeit.

Wir leben zunächst einmal in einer Gesellschaft des „*cui bono*“? Wem nützt das, was ich

tue, vor allem nützt es mir? Und was ist mit dem „*bonum*“? Der Streit zwischen dem „*honestum*“ und dem „*utile*“ ist aktueller denn je. Einerseits dreht sich alles um das *Ego*, das natürlich häufig im Vordergrund steht, mit utilitaristischem leistungsbezogenem Selbstverwirklichungsanspruch, andererseits gibt es ein kollektives Bewusstsein in Richtung auf ein grundsätzlich akzeptiertes „Sozialgefüge“, das aber als volkswirtschaftliche Kommunität (und Notwendigkeit) verstanden wird. Es ist ganz offen die Frage zu stellen, ob nicht das Individuum als funktionales Element des volkswirtschaftlichen Ganzen aufgefasst wird und eben nicht als Mikrokosmos in seinem eigenen kulturellen und ethischen Anspruch. Dieser Gesellschaft des „Nützlich-Guten“ ist also durch Bildungsauftrag – aber von wem erteilt? – ein Schatz an Humanitas-Inhalten vorzulegen, die real und realistisch verstanden werden sollen, als funktionale Elemente in einem Spannungsfeld von individueller und kollektiver Ethik, und damit zwischen dem *Ego* und dem *Nos* (bzw. *Vos*).

Diese Überlegungen haben durchaus etwas mit Schule zu tun: Wenn wir den Jugendlichen zuhören, dann kommen genau diese Probleme zum Vorschein, und vor (oder besser: mit) diesem Publikum sollen wir „Klassiker“ uns nun bewähren und säen und hoffentlich auch ernten.

Wir leben sichtbar in einer Gesellschaft des philosophischen Nihilismus, der aus der allgemeinen ideologischen Verunsicherung entspringt, die als eine Art postmoderne Gegenbewegung zur Überideologisierung der Mitte des vorigen Jahrhunderts gesehen werden kann. Die großen ideellen Visionen haben zur Zeit nicht Hochkonjunktur. Die ideologische Ruhe ist auch Zeichen einer gewissen Auseinandersetzungs-Trägheit. Welches „*utile*“ kann also diesem philosophischen *Nihil* dienen? Wohl das des Kurzzeit-Gebrauchs, ein *Utile* gerichtet auf unmittelbar vor den Augen liegende Ziele. Und in diese Richtung kann auch der aktuelle Hang zu einer neuen Sophistik verstanden werden, die vor allem die erwähnten „*skills*“, als standardisierte Fertigkeiten, vor Augen hat. Hat nicht die „PISA-Studie“ vor allem dies im Auge gehabt?

Die Ethik ist in diesem Umfeld allgemein und verallgemeinert geworden, grundsätzlich religi-

onsfrei und damit grundsätzlich globalisierbar. Und all das in einer beinahe zwanghaften Manie der Aktualisierung von allem und jedem.

Die Liste unserer Werte, und damit Bildungsziele, ist – wie mir scheint – kanalisiert worden, eine Reihe von Wertbegriffen ist in ein imaginäres Archiv verbannt worden. Man konserviert zwar diese Inhalte in musealer Pietät, aber sie werden als nicht unmittelbar vermittlungsnotwendig betrachtet. Oftmals als ein „Wenn noch Zeit bleibt...“. Humanistisch gesinnte Bildungsberechtigten leben also im ständigen Gefühl eine große Aufgabe für die Menschheit vor sich zu haben, und gleichzeitig dem Menschenbildungsauftrag gegenüber der Jugend nicht wirklich nachkommen zu können. Das erzeugt das Lebensgefühl eines permanenten Vermittlungsstresses, der durch ständige Stundenkürzungen speziell im Fach Latein (in Griechisch ist ja ohnehin nicht mehr viel Handlungsspielraum übergeblieben) akut und belastend wird. Texte darstellen, lesen, interpretieren, analysieren, kommentieren und weiterführend reflektieren, diese große Aufgabe des Lateinunterrichts in den gymnasialen Oberklassen, wie soll das gelingen in der Enge der zur Verfügung stehenden Zeit?

Man halte sich auch das Belastungspotential und vor allem die Belastungsrealität unseres jungen Publikums vor Augen: Die schulischen Schwerpunkte liegen in unserer gymnasialen Welt bei den Fremdsprachen, beim weiten Gebiet der Informatik, bei den modernen Technologien und ihren Hilfsdisziplinen und bei den Naturwissenschaften. In all diesen Bereichen ist die Fülle des zu Bewältigenden massiv angewachsen. Und abgesehen von der gewachsenen Stoffmenge ist auch eine Aktualisierung der Inhalte in ihrem wissenschaftlichen Unterbau ständig von Nöten.

Es ist also kein Wunder, dass letztendlich wenig Zeit zum Erwerb einer „toten“ (oder zumindest „musealen“) Sprache zur Verfügung steht. Wir dürfen uns auch keinen Illusionen hingeben, Latein könnte „Vehikularsprache“ werden. Latein ist heute kein „Verständigungsidiom“ mit praktischer Wirkung. Die Wirklichkeit zeigt es ja: Immer weniger Schulen haben ein mehrjähriges Latein im Programm, zumeist handelt es sich um Kurzformen, die ja nochmals dadurch

Beschneidungen erfahren, dass mindestens ein Jahr, aber oftmals viel mehr, für den reinen Grundunterricht aufgewendet werden muss. In Schulen mit nur wenigen Wochenstunden Latein kann diese Grundstufe sich bis auf drei Jahre ausdehnen. Zugegeben, dieses grundlegende Spracherwerben hat auch seinen Bildungswert, aber in der Gedrängtheit der Situation haftet ihm ein Charakter des rational Reduzierten, des intensiv Traininghaften und des ständigen Weglassens an, der nicht unbedingt die Atmosphäre einer umfassend illustrierten *Latinitas* aufkommen lässt. Die Schüler erleben oftmals die Lateinstunden als *Lingua-Latina*-Pauken, nicht eben als lustvolles Unternehmen. Und manche Lateiner können es nicht lassen, Ausnahmen und Sonderformen zum Inhalt ganzer Lehreinheiten zu machen. Wo bleibt da das allumfassende Eintauchen in eine Kultur? *Latinitas* als Gesamtpaket von Sprache und Inhalt, von entwickelter Zivilisation, von Kultur und Philosophie, von Mythos und Logos und von den Zwischentönen, die europäisches Empfinden, ganzheitlich-menschlich betrachtet, ausmachen sollen, das bleibt zumeist Theorie. Viele ahnen nicht einmal, dass es dieses Ziel geben kann. Dieses Geflecht des lateinischen Erbes erschließt sich erst allmählich durch die Lektüre, die ihrerseits ein vielschichtiger Prozess bestehend aus Lesen, Übersetzen, In-Sich-Aufnehmen, Integrieren, Reflektieren, Wirken-Lassen und für die eigene Persönlichkeit Umsetzen ist. Evaluation ist auch in diesem Bereich gefragt, ganz individuell und als Prozess der Interiorisierung. Wobei die letzten Punkte, die der persönlichen Verarbeitung und Umsetzung die eigentlich wichtigen sind. Das Lesen und Übersetzen sind die instrumentellen Schritte zur Erreichung der Ziele der Interiorisierung und Werterfüllung, die ihrerseits die Stufen zur Wirksammachung und damit zum eigenen persönlichen Bildungsgewinn sind.

In unserer Schulwirklichkeit verwenden wir ein hohes Maß an Zeit für die Wege in Richtung Ziel, und es ist wohl so, dass dieses sehr oft gar nicht wirklich erreicht wird. Das Gefühl des Nicht-Ankommens ist mitunter demotivierend, auch weil wir in unserer Schultradition darauf eingestellt wurden, dass Ziele immer erreich-

bar sein müssen. Freilich kann man schon den Weg als solchen als zufriedenstellenden Prozess betrachten, aber das kostet geradezu Überwindung. Ich meine, diese letztgenannte Geisteshaltung sollten wir uns – in Bescheidenheit und als Selbstschutz – zumindest ansatzweise zu eigen machen.

Wir sind also beim heiklen Thema der Übersetzung. Traditionell Hauptinhalt des Unterrichts, Prüfstein der Leistung im Fach Latein, Reibungspunkt der sich mehr oder weniger abmühenden Schüler, Angriffspunkt für diejenigen, die dem Latein-Betrieb vorwerfen substantiell immer das Gleiche zu tun – eben zu übersetzen. Aber um es gleich vorwegzunehmen. Ich glaube an die didaktische und pädagogische Sinnhaftigkeit des Übersetzens, auch dann, wenn ein Text tatsächlich durch bloßes Lesen schon im Wesentlichen verstanden werden kann – was in der Wirklichkeit sicher nicht sehr oft der Fall ist.

Übersetzen nur weil es klassische Aufgabe des Latein-Unterrichts war und ist, halte ich freilich für einen falsch verstandenen Dienst an der Tradition unserer Branche. Übersetzen aus der Überzeugung seiner erzieherischen und sprachlich-kulturellen Sinnhaftigkeit halte ich hingegen für eine hohe Tugend. Übersetzen heißt ja Über-Setzen, also Übertragen von Inhalten und textlichen Botschaften von einer Kulturwelt in eine andere, und von einer historischen Epoche in unsere heutige. Es ist nicht peinlicher Nachguss, sondern würdevoller Transfer mit jeder Menge von Leistungsimplikationen und Gefühlsnuancen, die nicht nur das Gehirn, sondern auch die seelisch-gefühlsmäßige Komponente im Menschen in den Prozess der Übertragung einbeziehen können. Das Spannungsfeld zwischen respektvollem Umgang mit dem Original und Umsetzung der Botschaft in eine andere Zivilisation oder Lebenssituation mit der notwendigen Abwägung des Machbaren und Zumutbaren, dem Publikum gegenüber, aber auch dem Autor gegenüber, das ist eine spannungsgeladene Herausforderung, wie wenige andere im geisteswissenschaftlichen Bereich.

Andererseits kommt mir das italienische Wortpaar „*traduzione-tradimento*“ in den Sinn. Übersetzung-Verrat. Und es ist ganz klar, jede Übersetzung ist eine Entfernung vom Original.

Die Erfassung und Durchdringung, die Interi-orisierung und Integration des Originals in die eigene persönliche Erfahrungswelt setzt eine große, organisch und doch eher langsam gewachsene Kenntnis des kulturellen und historischen Ambientes des Originals und eben auch der Sprache des Originals voraus. Und hier ist eben die kritische Bruchlinie im Vermittlungsprozess gegenüber dem jungen lernenden Publikum, verschärft durch die allgemein verbreitete Frage: Wozu eine tote Sprache mit Mühe und Qual erlernen und anwenden und dechiffrieren, wenn doch große Übersetzungskünstler zweifellos gute Leistungen in ihren Übersetzungsprodukten vollbracht haben? Die haben es doch sicher richtig gemacht, und wenn auch ein paar kleine Fehler dabei sein sollten, sie machen sicherlich weniger Fehler als wir Lernende. Unser bestes eigenes Produkt ist wahrscheinlich fehlerhafter als ein weniger gelungenes Produkt aus begnadeter Philologenfeder.

Es mag realistischerweise auch Trägheit im Spiel sein, aber das Faktum besteht dennoch, dass die Übersetzung des Lernenden ein Risikoprodukt ist, während die Philologenübersetzung zumeist bis zu einem gewissen Grad als approbiert gelten darf – die universitären Streitgespräche sind von den meisten Schülern ohnehin weit entfernt.

Und genau hier beginnt unsere Krise. Was ist letztlich Philologie? Ist es nicht der Wissenschaft gewordene Versuch, mit Sprache und dem sprachlich Gefassten umzugehen, mit diesem ureigenen Phänomen menschlicher Kommunikation, insbesondere der schriftlich fixierten, und dieses Phänomen in den systematischen und systematisierenden Griff zu bekommen und kritisch an Texte heranzugehen, sie abzuklopfen und unendlich viele Fragen an sie zu stellen, sie geradezu wie saftige Früchte auszuquetschen, und das auch dann, wenn kaum mehr Saft in ihnen ist, denn auch die Kerne der Frucht haben ihre Bedeutung? Vergessen wollen wir aber nicht, dass in dem Begriff „*philia*“ und „*logos*“ als Komponenten enthalten sind, also ist auch von der Liebe zum Wort die Rede, und nicht nur von wissenschaftlichem Ernst und peinlicher Akribie. Philologie geht mit methodischem Misstrauen an die Texte heran: *Lectio difficilior*, wenn die

Lectio facillior allzu banal oder verführerisch einfach erscheint. Misstrauen auch in der Frage der Authentizität der Texte, Misstrauen auch gegenüber dem Publikum, ob es etwa etwas falsch verstehen könnte, was auch den Philologen lange Zeit Rätsel aufgegeben hat. Und um es auf die Spitze zu treiben: Letztlich weiß ohnehin nur der Verfasser eines Textes, wie er ihn gemeint hat, und in einigen kritischen Fällen weiß es nicht einmal der Schreiber selbst. Wenn also der Philologe schon als ständig Fragender und Suchender und Probierender an geschriebene Worte herangeht, wie sollte dann der Lernende mit Selbstsicherheit – selbst bei gut eingelernter Grundgrammatik und einem gewissen Wortschatz – an ein Texträtsel herangehen? Denn eines ist klar: Keiner ist lateinischer „*native speaker*“ und kann daher mit wirklichen Automatismen im Verstehen und Instinkt und Intuition einen Text treffsicher bewältigen. Unser Verstehen, im besten Fall, hat immer das Restrisiko, das der Nicht-*Native-Speaker* mit sich tragen muss, und die Übersetzungstätigkeit bringt auch noch die potentielle Gefahr der rationalen Verkrampfung mit sich. Übersetzung ist grundsätzlich Entscheidung für eine Version, sie ist Bekenntnis zu einer Auffassung, zu einem Verständnis, zu einer Ansicht vom Text und zu einer vermeintlichen Einsicht in den Text, und damit zu einer Perzeption seines Inhalts. Sie ist ein gewollter Vorgang und kein automatischer Prozess, der unbewusst passieren kann. Übersetzung ist dramatisch bewusste und bewusst gemachte Arbeit und Streben nach Resultat, und wenn das Produkt einmal daliegt, dann ist Übersetzung auch kein Vorgang in Evolution, sondern die Präsentation eines abgeschlossenen Prozesses. Allenfalls ist sie gewollte oder nicht gewollte Einladung, es noch besser zu machen.

Übersetzung ist außerdem kein „neutralisierter“ und kein „neutralisierbarer“ Vorgang, sie ist verräterisch in mehrfacher Hinsicht. Der Übersetzer ist präsent, verborgen vielleicht hinter der angestrebten Richtigkeit seines Produkts (im wörtlichen Sinne von „*pro*“ und „*ducere*“), einerseits Kind seiner Zeit und andererseits Schüler seiner philologischen Schule. Er ist Zeuge seiner Zeit und Vermittler von Histori-

schem in einer Person. Letztendlich Vertreter der einen oder anderen literaturtheoretischen oder philologischen Glaubensgemeinschaft. Im Begrifflichen wie im Sprachkolorit ist er Vertreter von Strömungen, Philosophien, Interpretationsmustern, Vorbildern, von Historischem oder Historisiertem, möglicherweise neutral (aber nicht immer) und bis zu einem gewissen Grad wohl auch befangen. In der Wiedergabe, oder besser Umsetzung von Begriffen, präzisen Inhalten und mitschwingenden assoziativen Botschaften ist er nicht nur Transformator, sondern auch Rekreater. Also auch ein Schöpfer, und je nach Überzeugung, wissenschaftlichem Zeitgeist, Schule und philologischer Glaubenskongregation ist er originalzentriert oder frei, mehr oder weniger wissenschaftlich skrupelhaft oder künstlerisch freizügig. Der Übersetzer ist nicht zuletzt ein Individuum, das auch von seinem Ich geleitet wird, das sich auch außerhalb von Schulen und Traditionen stellen kann oder diese bewusst konterkariert.

Es geht um's Übersetzen als Mitnahme des Originalen, auch wenn inhaltliche oder ästhetische Reibungsflächen entstehen, oder um möglichst fugenfreie Integration des zu Übersetzenden in eine dem Originalen eigentlich fremde Welt, um also einzupassen, anzugleichen, friktionslosen Genuss zu ermöglichen, zu aktualisieren, was streng genommen gar nicht aktualisierbar ist, – nur nichts fremd wirken lassen, um Schwellen abzubauen und um dem Vorwurf zu entgehen, das Alte alt zu lassen. Das Diktat der „Sprache von heute“ als Maxime der Übersetzung, speziell für ein nicht wissenschaftliches, also breiteres Publikum, erscheint mir eine echte Belastung in unserer literarischen Kulturvermittlungstätigkeit gegenüber der jüngeren Generation, in der Schule wie in der Erwachsenenbildung. Die sprachliche Aktualisierung bringt zwar einerseits einen leichten, glattpolierten Zugang, nimmt aber andererseits dem sprachlichen Gebäude die reizvollen Unebenheiten, die Nischen des nicht gleich Einsehbaren, die reizvollen Reibungspunkte des Doch-kurz-nachdenken-Müssens, und das Gefühl, dass der Text zu uns in einer zeitlichen Distanz steht, die ihn möglicherweise sogar begehrenswert macht, weil er eben auch ein wenig Einladung zur Eroberung in sich trägt. Das

Abbauen der Zeitdifferenzen nimmt dem Text das mehr oder minder auch unterschwellig mitgelieferte zeittypische Element, und wohl auch ein wenig von seinem „Geheimnis“. Das scheint mir speziell dann zu bedenken zu sein, wenn es sich um poetisch-epische, lyrische, künstlerisch anspruchsvolle Texte handelt, um mythische, mythologische, legendenhafte Inhalte, um Texte, die ganz fest in ihrer Zeit verwurzelt sind, in ihr aufgefasst werden sollen und damit ein hohes Maß an Ambiente und Atmosphäre in sich tragen – das erst macht Text-Erleben aus. Und ich sage bewusst „erleben“, weil es hier nicht um Informationen oder Sachinhaltsweitergabe geht, sondern um Kultur in ihrer tiefen Bedeutung von Zugrundeliegendem, Mitschwingendem und Mitintendiertem. Wenn der Text also selbst als aus seiner Zeit geborenes Kunstwerk gelten und wirken kann und soll, wenn er vielleicht selbst ein Mythos ist, ein Bote einer Epoche, einer Geisteshaltung, einer Lebenseinstellung und eines Lebensgefühls.

Aber natürlich gibt es nicht nur solche Texte. Anders verhält sich die Lage, wenn es tatsächlich um Informationstexte geht, die klar Aufschluss über einen Sachverhalt geben sollen. Wenn das Atmosphärische eine geringe oder gar keine Rolle spielt, und der faktische Gehalt im Vordergrund steht, verifizierbar und nachvollziehbar sein soll, ohne lange Anlaufstrecke des Sich-einfühlens-Müssens, dann ist eine übersetzungssprachliche Lösung in Richtung auf den aktuellen Sprachzustand verstehbar und wohl auch vorzuziehen.

Ein anderer, aber mit dem Gesagten verbundener Gedanke: Ist das Übersetzungsprodukt ein „eigenes“, sozusagen emanzipiertes Produkt, oder ein Surrogat, eine Ersatzlösung, eine Abklatschvariante, gar ein unfaires Angebot, weil ja eben „nur“ Übersetzung? Ist der Übersetzer ein „Verführer“, weil er es uns leicht macht, indem wir ja mit seinem Produkt auf der Ebene der Muttersprache höchstwahrscheinlich schneller unterwegs sind?

Ich erlaube mir zu sagen, dass ich nicht grundsätzlich ein Verfechter des Gedankens bin: Edel ist nur, was schwierig ist. Auch Schule braucht nicht immer schwierig sein, um ihren Wert zu haben. Bildung hat wohl ihren Preis der Mühe,

aber in maßvollen Dimensionen. Wenn Kennenlernen der antiken Botschaften, der Beiträge der antiken Welt zur Zivilisationsgeschichte, der menschlichen Vermächtnisse der Generationen früherer Zeiten immer nur über die Schiene des Mühsamen verlaufen darf, dann reduzieren wir dieses Erbe, ob wir es wollen oder nicht, auf eine kleine Schar begabter Auserwählter oder hartnäckig Studierender oder geborener Kämpfer oder edler und lobenswerter Arbeiter, und ich betone, dass diesen aller Respekt zugedacht werden soll und wir potentielle Interessenten dazu einladen sollen, diesem Kreise anzugehören, aber der Club der Erben wird verhältnismäßig klein bleiben. Ich fürchte, er wird im Falle ständiger kultivierter Mühsal noch kleiner werden. Wobei ich daran erinnern möchte, dass ja dieses Erbe nicht wie materielles Erbgut aufgeteilt wird, – etwa nach dem Prinzip: Je mehr Erben, desto weniger Kuchen für die einzelnen – sondern unendlich-fach geteilt werden kann. Und die Kuchenstücke werden um nichts kleiner, potentiell kann sogar jeder die ganze Torte bekommen.

Wer soll nun von der Torte essen? Die grundsätzliche Frage, die vielleicht abgegriffen erscheint, aber ich möchte sie hier doch auftischen, und ganz ohne Ideologien, ist ganz einfach: Antike für hochgebildete oder hochzubildende Studierende oder Studierende, oder Antike als populärer Teil einer populären Allgemeinbildung? Ich habe sehr polarisiert in dieser Frage. Aber im Grunde genommen entkommen wir dieser Fragestellung nicht.

Wenn unsere Gesellschaft insgesamt Erbin unserer europäischen Grundkultur, also unserer *Latinitas* ist, dann muss doch folgerichtig ein Weg gefunden werden, dieses Erbe zugänglich zu machen, zugänglicher als bisher. Ich denke, dass es nicht nur einen, sondern mehrere Zugänge gibt und geben muss, und auch geben darf. Es ist Utopie zu glauben, dass alle Teile und Schichten unserer europäischen Gesellschaft – oder sollte ich doch noch lieber von Gesellschaften im Plural sprechen? – in gleicher Weise Fähigkeiten und Interessen haben, an dieses Erbe heranzugehen. Da gibt es nationale und traditionelle Unterschiede, also verschiedene und wohl auch gewundene kulturelle Zugangswege, da gibt es

aber auch unterschiedliche Zugangsfähigkeiten, Annäherungsfertigkeiten und intellektuelle Niveaus, da gibt es ein vorhandenes oder nicht vorhandenes *A-priori*-Interesse, das großteils auch im unreflektierten und unbewussten Bereich liegt, und daher ohnehin schwer zu kalkulieren ist. Da gibt es die öffentliche und veröffentlichte Meinung als Meinungsmultiplikator und Meinungsmanipulator, deren Woher und Wohin weitgehend nur spekulativ zu erfassen ist. Da gibt es den Faktor Zeitgeist, den niemand so richtig definieren kann und der oft auch nur als Ausrede vorgeschoben wird, wenn andere Erklärungen fehlen. Die Zugänge sind also möglicherweise so vielfältig, wie die Auffassungen von Kultur sind, und dass Menschen grundsätzlich gänzlich unkulturell leben wollen, dieser Gedanke beschleicht mich zwar mitunter, ernsthaft möchte ich ihm aber nicht folgen.

Wenn mein Beitrag über die Botschaften antiker Menschen an unsere heutige Zeit und damit an uns heutige Menschen sprechen soll, dann muss man auch bedenken, dass es wohl nicht so sein darf, dass diese Botschaften nur ganz wenige erreichen können. Und wenn ich eingangs zu bedenken gegeben habe, dass die Masse des Wissensstoffes und des Wissenswerten rasant angeschwollen ist und dass eben dies ein Problem für die jungen lernenden Menschen ist, dann wäre es doch richtig, ein besonderes Bekenntnis zu der prinzipiellen Vielfältigkeit der Annäherungsmöglichkeiten an diese antiken Botschaften zu erwägen. Das im Sinne eines abgestuften Prioritätenkatalogs, der eine Gültigkeit an sich hat und – noch viel wichtiger – eine Auswirkung auf unsere Bildungsvermittlung.

Aufs Essentielle reduziert ist in unserer Bildungslandschaft, ich meine die mittleren und höheren Schulen, die gängige Fragestellung zumeist ein reines *Aut-aut*-Szenario. Entweder Latein-Unterricht oder gar nicht Latein-Unterricht, mit jenen bedenklichen Zwischenstufen, die da heißen: Kurzform-Latein, Freifach Latein, kurzer Intensiv-Kurs Latein. Freilich ist Kurz-Latein besser als gar kein Latein, aus unserer Sicht betrachtet, aber die Überlegung, die ich aussprechen möchte, geht in eine andere Richtung:

Wieviel Übersetzungs-Unterricht ist möglich und nötig?

Die peinlichen Fragen, die wir uns durch den Kopf gehen lassen sollen, lauten etwa folgendermaßen: Was ist besser: Einige wenige Seiten genau und mühevoll übersetzt – denken wir doch nicht nur an die Handvoll guter bis sehr guter Latein-Schüler – oder noch weniger Seiten und diese ergänzt, kräftig ergänzt, durch eine ausgedehnte Lektüre wertvoller Texte in Übersetzung, ihrerseits unterbrochen durch Partien in Originalsprache, und sowohl in den lateinischen, wie in den übersetzten Passagen bereichert und strukturiert durch Interpretationen, inhaltliche Analysen, gelenkte Diskussionen, durch zusammenfassende und erklärende Arbeiten in der Muttersprache oder auch durch Einbeziehen von ganz anderen Disziplinen, wie etwa aus dem Bereich der Bildenden Künste oder der Musik. Man muss nicht dieser Ansicht sein, aber ich stelle einfach zur Diskussion: Was können wir ganz einfach und ehrlich machen, um die Botschaften der Menschen der Antike, ihrer Zivilisation, ihrer Kultur und ihres Alltages, ihrer vielschichtigen Humanitas, an die Menschen von heute zu bringen? Ich könnte mir vorstellen, dass der eigentliche originalsprachliche philologische Anteil dort größer ist, wo die ambientemäßigen Voraussetzungen gegeben sind, und dass dort, wo das Fach Latein einen schweren Stand hat, statt einer Abmagerung auf ein Grund-Latein, eine Differenzierung auf einen limitierten philologischen Anteil und einen Literaturunterrichts-Anteil in Übersetzung gute Resultate in der Verbreitung und auch Verbreiterung der *Latinitas* erzielen könnte. Da sei aber gleich dazugesagt, dass solche Vorgangsweisen eine sehr feinfühligere Vorbereitung vonnöten hätten, dass der Lehrende eine allgemeine Schulung in Literaturwissenschaft haben sollte und auch hohe Kompetenz in der Muttersprache haben muss, in der Weise, als er – in unserem Fall – gleichzeitig „germanistisch“ angehaucht ist und in Sachen Strukturen, Wortmaterial, Interpretationsansätzen und Interpretationsvorgängen theoretische wie praktische Kompetenz mitbringt, die auch noch faszinieren soll, und nicht die Meinung aufkommen lässt: In der Muttersprache Vorgebrachtes erschließe

sich ohnehin ganz automatisch und ohne präzise methodische Schritte. Ich möchte ausdrücklich sagen, dass dies nur eine Hypothese ist und nicht als mein absolutes Glaubensbekenntnis gelten soll.

Wobei ich mit diesen Überlegungen auch einräume, die Übersetzung fallweise als emanzipiert zu betrachten, mit dem Bewusstsein, dass sie natürlich kein zweites Original ist. Es geht um eine emanzipierte Übersetzungskultur, im Sinne von „Kultur der übersetzten Texte“, die aber freilich ganz eindeutig aufzeigt, wo ihre Grenzen sind. Wir Philologen sollen diese auch deutlich machen. Auch jungem Publikum gegenüber, und von Anfang an. Warum nicht anhand einiger Beispiele aufzeigen, wie Übersetzungen auseinandertriften können? Das Angebot im Internet ist da sicher stimulierend. Selbst bei anerkannten Übersetzungen gibt es sehr große Unterschiede, in einzelnen Begriffen, bei Satzverlauf und Stil, beim Sprachkolorit, bei der Atmosphäre, die eine Übersetzung aufbaut. Man denke nur an die häufigen Äußerungen von Lehrern, dass eine Übersetzung nach „typisch unerlaubter Übersetzungsvorlage“ schmeckt, in Österreich im Volksmund „Schmierer“ genannt. Man denke an die schwerfällig-pathetischen Dichterübersetzungen, die obwohl nicht mehr zeitgemäß, doch immer noch eine gewisse hartnäckige Gültigkeit haben, auch im täglichen Gebrauch. Es gibt also auch Übersetzungstraditionen, die intellektuell verworfen werden, aber in der Realität immer noch Richtungsschnüre darstellen. Da spielt auch die Kultur der Schulgrammatiken herein, die in ihren Beispielsätzen muttersprachliche Wendungen bieten, die im tatsächlichen sprachlichen Umfeld kaum mehr in Gebrauch sind. Solche Versatzstücke aus der muttersprachlichen Vergangenheit bringen gerade junge Menschen zum Lächeln und entfernen sie mitunter unbewusst vom Weg der Akzeptanz der antiken Sprachen. Aber nicht immer. Es ist auch das Gegenteil denkbar, dass dieses „museale Sprachmaterial“ eine Distanz erzeugt, die als exotisch und paradox-reizvoll empfunden wird. Wenn ein Text durch eben solche Elemente als nicht alltäglich gegenwärtig erlebt wird, ist er ein eigenartiges Stück und damit ungewöhn-

lich und vielleicht sogar ein kleines Abenteuer. Interessant ist bei Vergleichen zwischen Übersetzungen gerade dieses Springen zwischen Übersetzungsstilen, das Verständlichmachen – oder besser noch: Entdecken-Lassen – von Übersetzungskulturen, das Hinterfragen der Sprachniveaus, das Aufzeigen der Relativität von Richtig und Falsch, des subjektiven Anteils und der objektiven Limits. Ich denke, recht oft sind gerade Schüler von der Meinung gefangen, Philologie sei eine Disziplin mit engen Rahmen und glasklaren Definitionen von Richtig und Falsch, ein Schwarz-Weiß von „In Ordnung“ und „Nicht in Ordnung“ – und wir alle wissen, dass *cum grano salis* betrachtet beinahe jeder Satz Ansatz von Auffassungsunterschieden sein kann. Wovon würden sonst viele Seminarstunden leben, wenn es diese erfrischenden Meinungskämpfe nicht gäbe? Ich habe manchmal selbst erlebt, dass es unsere Schuljugend schon interessiert, warum man etwa für ein Latein-Studium mehrere Jahre braucht, dass es nicht darum geht sprachlich fit zu werden, das sollte man ohnehin schon relativ bald im Studienprozess sein, sondern kritisch und differenziert interpretieren zu lernen, einen Text als gar nicht immer eindeutige Aussage aufzufassen und dann damit fertig zu werden und mit verschiedenen Lesarten und Resultaten oder eben mit Hypothesen zu leben und damit die Antike als lebendig zu erleben, weil wir sie noch lange nicht wirklich entschlüsselt haben. Manche Rätsel werden wohl bleiben, und das ist wahrscheinlich auch gut so. Wenn unsere jüngeren Generationen mit dem Abenteuer Antike und nicht so sehr mit dem fertigen Museum Antike konfrontiert werden, dann ist Raum gegeben für Fragen und Suchen.

Es ist vielleicht gar nicht so entscheidend, jede Unauthentizität zu vermeiden, die Defizite liegen meiner Ansicht nach in der grundlegenden Erlebnishaftigkeit der Vermittlung der Botschaften der antiken Menschen und ihres Lebens. Das war ein Leben weitab von jeder musealen Nobilität, ganz einfach menschlich, mitunter banal, unperfekt und allzumenschlich. Wenn nun der Eindruck entsteht, wir Philologen erlegen uns allüberall das Prinzip auf, nur das total Gesicherte, Eindeutige und Originale dürfe vermittelt werden,

dann nehmen wir möglicherweise etwas von dem Zauber selbst zurück, der unserer Sache innewohnt.

Meine Ausführungen beinhalten einige Widersprüche: Ich weiß das, und ich denke mir auch, dass wir mir diesen werden leben müssen. Unsere Aufgabe nach außen, außerhalb der Mauern der Paläste der Wissenschaft und Forschung, ist vor allem, an eine Welt heranzugehen, die vom Krampf des Kurzfristig-Nützlichen gezeichnet ist und eine beinahe manische Scheu davor hat, sich auf „Altes“ einzulassen. Überhaupt einmal die Tore aufzusperren und die Botschaften der Menschen der Antike in unsere Lebenswelt hineinzulassen, das ist die allererste Mühe. Vielleicht braucht es ein Trojanisches Pferd, um in die Festung des anti-humanistischen Zeitgeistes einzudringen. Im Bauch dieses Pferdes können auch Übersetzungen mitgeführt werden. Wenn sie mit Aufwand, Bemühen und redlichem Streben nach Treue zum Original erfolgt sind, werden sie wohl mehr Nutzen als Schaden anrichten. Viel-

leicht müssen wir ein wenig beim listenreichen Odysseus in die Schule gehen, wir wollen aber im Unterschied zu ihm keine Polis zu Fall bringen, sondern in einer komplexen, verwirrten Welt einen Beitrag zum zivilen Aufbau leisten. Und wenn es nur ein kleines lebendiges Antiquarium ist, ist es schon besser als einen bebaubaren Platz leer zu lassen.

Anmerkung:

*) Dieser Artikel basiert auf dem Text eines Vortrages, der anlässlich der 2. deutschen Tagung des „*Centrum Latinitatis Europae*“ (CLE) im November 2003 in Berlin gehalten wurde. Er wurde für die Veröffentlichung an dieser Stelle leicht überarbeitet und aktualisiert. Der Autor unterrichtet Latein am Kollegium Aloisianum in Linz (Österreich). Er ist Gründer und Präsident des CLE (Aquileia) und Vize-Präsident der „*Academia Foederata Europae*“ (Cividale del Friuli), Redaktionsmitglied von „*DOCERE*“ (Neapel) und freier Mitarbeiter bei „*Zetesis*“ (Mailand), sowie seit 1996 Ehrenmitglied der „*Academia Latina Daunorum*“ (San Severo).

RAINER WEIßENGRUBER, Linz

Ehestreit und Sprachmoral

Zu Homer, *Ilias* A 536-570 und Petron, *Satyrice* 74,8-75,10

Wortreiche Auseinandersetzungen unter Eheleuten sind eine uralte menschliche Verhaltensweise, die seit mythischen Zeiten ein Thema phantasievollen mündlichen Erzählens und – mit dem Übergang zur Schriftlichkeit – auch ein Gegenstand planvollen literarischen Schaffens ist.

Der früheste Ehestreit in der europäischen Literatur ist das Wortgefecht zwischen Zeus und Hera während eines Festmahls im Olymp, das HOMER am Ende des ersten Gesanges der *Ilias* schildert (536-570). Rund 800 Jahre später spielt – ebenfalls während eines Gastmahls – die Streitszene zwischen Trimalchio und seiner Frau Fortunata in PETRONS *Satyrice* (74,8-75,10). Der vergleichende Blick auf zwei antike Streitdarstellungen, die in gänzlich verschiedenen sozialen und geistigen Verhältnissen wurzeln und auf völlig unterschiedlichen Stilebenen angesiedelt sind, kann sich für das Verständnis von Dialoggestaltung und Sprachverhalten als fruchtbar erweisen. Unsere Frage-

stellung lautet: Mit welchen sprachlichen Mitteln werden die Szenen gestaltet? Schildert der Autor das Streitgeschehen durchgängig in einer stilisierten, poetisch-künstlerisch überhöhten Sprache, die sich vom spontanen und affektiven Sprechen grundlegend unterscheidet? Oder übernimmt er das Sprachverhalten der Streitenden so, wie es in der Realität vorkommt und auch verkommt, wenn bei steigender Erregung der Kontrahenten die ‚Sprachmoral‘ sinkt?²¹

Sprachmoral ist ein schwer zu definierender Begriff. Man kann darunter eine Art Selbstverpflichtung des/der Sprechenden oder Schreibenden verstehen, beim Sprachgebrauch die Normen und Regeln einzuhalten, die nach Tradition und Sitte als üblich oder verbindlich gelten. Bei antiken Texten liegt es nahe, damit auch die Frage zu verknüpfen, inwieweit Formprinzipien und ästhetische Forderungen der Rhetoriktheorie verwirklicht werden.

Der Streitverlauf im Haus des Zeus

Das kurze, aber heftige Ehegewitter im Olymp entwickelt sich vor dem Hintergrund eines schon länger schwelenden Konflikts auf der Erde. Der grollende Achill, dem Agamemnon das Ehrengeschenk weggenommen hat, bittet seine Mutter Thetis, bei Zeus zu erwirken, dass er den Troern siegende Kraft gewähre, bis durch Verluste des Griechenheeres der Hochmut Agamemnons gebrochen sei (393-412). Zeus zögert, die Bitte zu erfüllen (511/512a) – aus Furcht vor dem unvermeidlichen Zusammenstoß mit der trojafeindlichen Hera (517-523). Als er schließlich doch der flehenden Thetis eine feierliche Zusage gibt (524-530), bricht der Streit los (536-539). Es fallen böse Worte, Zeus droht sogar mit Tätlichkeiten (540-567), worauf Hephaistos seine Mutter Hera besänftigt, als hinkender Mundschenk die zechenden Götter erheitert und so die Einigkeit wiederherstellt (571-600). Nach dem Mahl gehen die Himmlischen friedlich schlafen, Zeus legt sich zu Hera als Zeichen der Versöhnung (605-611).

Zeus und Hera: Die Sprache des Streits

Welches Sprachverhalten zeigt das olympische Herrscherpaar bei seinem verbalen Kräftemessen? Auslöser des Gezänks sind Vorwürfe, die Hera in spöttisch-höhnendem Tonfall gegen Zeus erhebt: Er sei ein listiger Heimlichtuer, der ohne ihr Wissen Pläne aushecke, weil er zu feige sei, offen mit ihr darüber zu reden. In ihrer Verärgerung über den aktuellen Vorfall geht sie gleich ins Grundsätzliche: Zeus verhalte sich immer so (αἰεὶ τοὶ φίλον ἐστὶν 541) und nie anders (οὐδέ τί πω 542). Der Betroffene weist die Anschuldigungen entschieden, aber ruhig und sachlich zurück: Hera solle ihre Neugier zügeln (545; 549/550). Er halte manche Entscheidungen von ihr fern, um sie nicht zu belasten. Mitunter müsse er einsame Entschlüsse fassen, es gebe aber auch Pläne, die er zuerst mit ihr bespreche (546-548).

Mit dieser maßvollen Reaktion des Zeus hätte die strittige Angelegenheit ein schnelles Ende finden können, wäre Hera mit den Erklärungen ihres Gatten zufrieden gewesen. Doch sie verharrt in der Rolle des zänkischen Weibes und wehrt sich massiv gegen den Verdacht misstrau-

ischen Nachspionierens, wobei sie freilich die Berechtigung dieses Vorwurfs sogleich selbst bestätigt, indem sie mit der Nennung wesentlicher Fakten durchblicken lässt, dass sie den Inhalt des Geheimgesprächs zwischen Zeus und Thetis bereits kennt (551-559). Notorische Eifersucht und weibliche Eitelkeit sind die tieferen Gründe für Heras Streitbereitschaft. Der Gedanke, dass Thetis mit schlau berechnenden Worten und liebevoll-demütigen Gesten die Gunst des Göttervaters gewonnen hat, ist für sie äußerst furchterregend (αἰνῶς δεῖδοικα 555). Zeus wiederum trifft die Offenlegung seiner vertraulichen und unwiderruflichen Verpflichtung ebenfalls an einer empfindlichen Stelle: Er sieht seine Autorität und seine Position als alleiniger Lenker der Ereignisse um Troja in Frage gestellt. Gereizt schlägt er zurück und hebt, wie zuvor Hera, nun seinerseits die Kritik ins Prinzipielle (561): „I m m e r hegst du Argwohn, n i e kann ich etwas unbemerkt von dir tun (αἰεὶ μὲν ὀίεαι, οὐδέ σε λήθω)“. Nach dieser impulsiven Äußerung reagiert er wieder rationaler, indem er eine beherzigenswerte Mahnung ausspricht: Eifersucht und Rechthaberei sind Gift für die Liebe, denn sie entfremden ein Paar (562/563). Dann überwältigen ihn die Emotionen: Ihm soll's recht sein, wenn sich die Beziehung abkühlt (564), Hera würde darunter mehr leiden als er. Es folgt die unmissverständliche Warnung: Sie soll jetzt den Mund halten, sonst gibt es Schläge (565-568). Die Drohung mit brachialer Gewalt (χεῖρας ἐφέω) kommt unvermittelt und wirkt überzogen.² So empfinden es auch die anwesenden Götter und murren (570), während Hera eingeschüchtert verstummt (ἀκέουσα καθῆστο 569).

Hephaistos: Die Sprache der Versöhnung

Mit dem Schweigen Heras, die ihre Erregung unterdrückt, ist der akute Konflikt äußerlich beigelegt und zu Gunsten des Zeus entschieden. Doch Hephaistos traut dem Frieden nicht. Er richtet an seine Mutter die dringende Bitte, Zeus nicht mehr zu reizen, denn „schwierig ist es, dem Olympier feindlich zu trotzen“ (589). Seine Rede wird zu einer Huldigung an die Kraft und Allmacht des Zeus, die er anschaulich vor Augen führt, indem er berichtet, wie der Zürnende ihn einmal aus dem Olymp schleuderte, so dass er

den ganzen Tag durch den Äther flog. Die Erwähnung dieses Missgeschicks und sein linkisches Benehmen als Mundschenk lösen in der Götterrunde „homerisches Gelächter“ aus (590-600).

Hephaistos griff als Dritter in das Streitgeschehen ein. Sein Schlichtungsversuch ist zwar wirkungsvoll inszeniert, aber für die Beendigung des Konflikts nicht mehr wichtig und nur noch nützlich zur Verbesserung der allgemeinen Stimmungslage. Seine Gestik wirkt tollpatschig und tölpelhaft, doch mit seinen treffend gewählten Worten entpuppt er sich als rhetorisches Naturtalent:

- Mit der mutigen Kritik am Verhalten seiner Eltern gewinnt er sogleich die Aufmerksamkeit und Zustimmung in der Götterrunde.
- Durch den höflichen Hinweis, dass Hera „selber Verstand hat“ (αὐτῆ ... νοεούση 577) und eigentlich keinen Rat braucht, und mit der Betonung seiner Liebe zu ihr (φίλην περ ἑοῦσαν 587) sichert er sich das Wohlwollen der Mutter.
- Die Gunst des Zeus verschafft er sich, indem er dessen Stärke rühmt und gleichzeitig Hera auffordert, jetzt nicht beleidigt als schweigende Dulderin dazusitzen, sondern über den eigenen Schatten zu springen und den geliebten Vater (πατρί φίλω 578) mit sanften Worten gnädig zu stimmen (582).

Mit seinen situationsgemäßen Worten hat Hephaistos das Hauptziel der Rede erreicht, nämlich die Angesprochene innerlich zu bewegen und umzustimmen: „Da lächelte die Göttin, die weißarmige Hera“ (595). Der überlegte Bauplan der ‚Moralpredigt‘, die effektive Verbindung von Standpauke, Beweihräucherung und Belehrung macht deutlich, „dass wohl jede Beredsamkeit in Urzeiten beginnt“³, ohne dass dabei immer gleich eine systematische Rhetorik zum Vorschein kommen muss.⁴

Die Sprachkultur Homers

Stilkritische Beobachtungen zur homerischen Dichtung sind ein schwieriges Unterfangen; denn Homer, „der erste Dichter des Abendlandes“ (LATA CZ), hat weder Vorgänger noch Zeitgenossen, deren Werke unmittelbar zum Vergleich herangezogen werden könnten. In der Antike galt er

als der Dichter schlechthin, der für alle Späteren das Vorbild war. In der Schrift „Vom Erhabenen“ (Περὶ ὑψους)⁵ bescheinigt ein unbekannter Autor des 1. Jahrhunderts n. Chr. den Gesängen der Ilias eine „gleichmäßige, niemals nachlassende Erhabenheit“ und eine „Flut sich überstürzender Leidenschaften, ... jene Lebendigkeit der Rede, jene Fülle von Vorstellungen, die der Wirklichkeit abgelauscht sind“⁶. Es ist klar, dass bei diesem Sturteil die subjektive Ansicht des Betrachters von vollendeter Dichtung mitschwingt. Der heutige Homer-Interpret ist wegen des Abstands von rund 2700 Jahren zur Welt Homers in noch stärkerem Maße der Gefahr ausgesetzt, subjektive Kriterien, die auf einem modernen Vorverständnis von Ästhetik und Moral beruhen, in sein Urteil einfließen zu lassen.⁷ Welche Vorgehensweise führt angesichts dieser Schwierigkeit zu einer stilistischen Würdigung, die dem Werk gerecht wird? Eine gangbare Methode ist wohl, von Bewertungsmaßstäben auszugehen, die der Autor selbst die handelnden Personen formulieren lässt. Hier kann sich ein Weg öffnen zur Beantwortung der Frage, „wie wahr ein Dichter seinen Gegenstand gesehen und in bildhafter Gestaltung ausgelegt hat“⁸. Ein geeigneter Ausgangspunkt hierfür ist in unserem Zusammenhang die Versöhnungsrede des Hephaistos.

„Der lustige Krüppel“ (WILAMOWITZ) entrüstet sich am Beginn seiner Vermittlungsbemühungen vehement über das Verhalten der Streitenden: Es sei schlimm und unerträglich, wenn sich das göttliche Paar wegen menschlicher Dinge lautstark zankt (573/574) und dabei das Niedrigere siegt (τὰ χερείονα νικᾷ 576). Damit spricht er offen aus, dass die Gottheiten sich moralisch und verbal auf ein Niveau begeben haben, das keinesfalls zu ihrer Erhabenheit passt. Zeus hält die Kritik anscheinend für berechtigt, sonst hätte er, wie zuvor bei Hera, in autokratischer Manier sofort dagegen protestiert und versucht, den ungebeten Mahner zum Schweigen zu bringen. Eine höhere Einsicht beim höchsten Gott? Hephaistos kann jedenfalls ungestört weiterreden, von jetzt an freilich ganz im Sinne des Zeus.

Die Göttergesellschaft zeigt sich als eine Versammlung gesteigerter Menschen mit ausgeprägten Schwächen, mit denen der Dichter ziemlich

respektlos sein Spiel treibt. Indem er bloßgelegt, dass es auch in der höheren Sphäre der Götter bei Tische nicht immer vornehm zugeht, fügt er der Darstellung ein satirisches Element hinzu, das in den Cena-Schilderungen von HORAZ und PETRON dann zu einem vorherrschenden Stilmerkmal wird. Zugleich verhindert Homer durch wertende Bemerkungen der Akteure (λοΐγια ἔργα ... ἀνεκτά „Heillooses ... Unerträgliches“ 573), dass der Leser durch die distanzierte Art der Erzählung dazu verleitet wird, ein negatives Verhalten als etwas ganz Normales anzusehen.

Inwieweit ist die Darstellung des Ehestreits im Olymp „der Wirklichkeit abgeläuscht“? Hera eröffnet den Konflikt mit dem an Zeus gerichteten, zunächst nicht näher begründeten Vorwurf der feigen Geheimniskrämerei (4 Verse), gegen den sich der Beschuldigte sofort energisch wehrt (6 Verse), worauf Hera wiederum triumphierend ihr Wissen über die geheime Absprache ausbreitet (8 Verse), was Zeus zu einem Wutausbruch veranlasst (7 Verse). Auf diesen in rascher Folge ausgeführten Schlagabtausch des Herrscherpaares (insgesamt 25 Verse) folgt, nur wenig kürzer, die Mahn- und Versöhnungsrede des Hephaistos (20 Verse), die nur einmal, und zwar von ihm selbst, unterbrochen wird, als er seiner Mutter zum Zeichen liebevoller Zuwendung den eigenen Nektarbecher reicht (585/585). Mit dieser Gewichtung der Redeanteile entsteht eine realistische, psychologisch nachvollziehbare, sich schlüssig entwickelnde Eifersuchts-, Zorn-Beschwichtigungs- und Versöhnungshandlung.

Während des Wortwechsels spricht Zeus nur um einen Vers mehr als Hera. Das genügt ihm, um im Rededuell erfolgreich zu sein, wobei er seinen Sieg nicht so sehr den besseren Argumenten verdankt als vielmehr der schlechteren Sprachmoral: „das Niedrigere siegte“ (576). Nachdem Hera ihren Gemahl „einen listenreichen Schlauberger“ (δολομήτα 540) genannt hat, erklärt dieser ihr zunächst mit überraschender Gelassenheit, was sich für sie zu wissen ziemt (ὄν μὲν κ' ἐπεικέξ ἀκουέμεν 547). Unberechenbar befiehlt er plötzlich in barschem Ton: „Frage und bohre du in dieser Sache nicht nach jeder Einzelheit!“ (μή τι σὺ ταῦτα ἕκαστα διείρεο μηδὲ μετὰλλα 550). Hera bestreitet,

jemals unangemessene Fragen gestellt zu haben, wobei sie mit der Anrede „gewaltigster Kronide“ (αἰνότετε Κρονίδη 552) anklingen lässt, dass sie sich der Übermacht des Zeus bewusst ist und die nachfolgende Gewaltandrohung schon zu ahnen scheint. Bevor es dazu kommt, wird sie von Zeus noch beschimpft als „ein von einem bösen Geist besessenes Weib“ (δαίμονή 561), das sich widerspruchslos seinem Befehl fügen müsse, um Prügel zu vermeiden.

Die Redeweise entspringt dem Wesen und der Situation der Streitenden und erzeugt beim Hörer/Leser das Gefühl unmittelbaren Erlebens. Die Streitigkeiten des olympischen Herrscherpaares, wie sie hier dichterisch dargeboten werden, entsprechen freilich nicht dem würdevollen Verhalten, das wir von Majestäten erwarten. Die Art, wie Zeus zuletzt die verbale Keule schwingt – das wirkt unbeherrscht und grob. So verständlich seine Wut auf Hera ist: Eheprobleme lassen sich nicht wegprügeln. Der Auftritt des Hephaistos lenkt jedoch alles wieder in fröhliche Bahnen, der Konflikt löst sich in Wohlgefallen auf. Und so finden wir in der Szene zwar ‚Niedriges‘, aber nichts wirklich Inakzeptables und Gemeines.⁹ Ähnlich wird es wohl auch den ursprünglichen Adressaten der Dichtung, den archaischen und homerischen Menschen, ergangen sein.

Der Anteil der poetischen Stilisierung bei der Gestaltung der Szene liegt klar auf der Hand: Die wirklichkeitsnahe, sorgsam abgestufte Wiedergabe von Emotionen und Argumenten in Rede und Widerrede geschieht im fest gefügten Rahmen der literarischen Konventionen des frühgriechischen Epos. Homer steht bei der schriftlichen Fixierung seines Werks in der griechischen Sängertradition, die mit Hexameter-Versen, vorgeprägten, sich wiederholenden Formulierungen und normierten Beiwörtern ein für den freien Vortrag zweckvolles Sprachinstrument geschaffen hat.¹⁰ So begegnen wir in unserem Textabschnitt in den Versen 538 und 556 der Göttin Thetis jeweils als der „silberfüßigen Tochter des Meergreises“, in den Versen 550 und 568 der „großäugigen Hera“, in den Versen 539 und 552 erscheint Zeus als „Sohn des Kronos“. Gegenreden werden typisiert eingeleitet mit „ihr/ ihm erwiderte drauf ...“(544/551).

Die Sprachkultur Homers vereinigt Realismus und Stilisierung. Mit der Synthese von Natürlichkeit und Kunst will der Dichter der Ilias erfreuen, nicht Anstoß erregen. An dieser Intention orientiert sich die Sprachmoral, die er den handelnden Personen verleiht.

Der Streitverlauf im Haus des Trimalchio

Der Freigelassene Trimalchio, der es als Unternehmer zu großem Reichtum gebracht hat, veranstaltet zusammen mit seiner Frau Fortunata für Mitfreigelassene und Freunde ein aufwändiges Abendessen mit zahlreichen Attraktionen und ausgefallenen Köstlichkeiten. Zu fortgeschrittener Stunde wird die gute Laune der Gäste erstmals empfindlich gestört (*hilaritas ... turbata est* 74,8). Die Schuld trägt Trimalchio, dessen unbeherrschtes Verhalten die heitere Stimmung zum Kippen bringt. Anstatt als Gastgeber seiner Rolle gemäß auf einen vergnüglichen Verlauf der Veranstaltung zu achten, provoziert er einen für alle Beteiligten peinlichen Ehestreit. Konfliktauslöser ist ein hübscher Sklave (*puer non inspeciosus*), den Trimalchio ungeniert und ungebührlich lang (*diutius*) vor den Augen seiner Frau Fortunata abküst.

Diese direkte, draufgängerische Art der Liebko-
sung (*invasit eum*) entspricht zwar der impulsiven, spontanen Wesensart des Hausherrn, verrät aber ebenso ungehemmtes Ausleben von Gefühlen. Selbstbeherrschung und taktvolle Rücksichtnahme auf Ehefrau und Gäste kennt Trimalchio nicht. Die Werte der Selbstentfaltung und des unmittelbaren Erlebens und Genießens gelten für ihn nicht nur bei der protzigen Ausstattung des Hauses und dem übermäßigen Aufwand an ausgefallenen Speisen und Getränken, sondern auch im erotischen Bereich: Jede Zurückhaltung wird als Aufschub von Glückserfahrung empfunden.

Dieses Verhalten veranlasst Fortunata zu dem Vorwurf, Trimalchio wolle nichts anderes als unmittelbare, selbstsüchtige Befriedigung seiner Gelüste (*qui non contineret libidinem suam* 74,9). Doch sie hat sich selbst auch nicht im Griff, sondern lässt ihrer Eifersucht freien Lauf, wobei die sprachliche Invektive zum Mittel der Selbstbehauptung wird: *ut ex aequo ius firmum approbaret*. Um Gleichberechtigung zu demonstrieren, überhäuft sie den Ehepartner mit Schmä-

Schimpfwörtern. Mit der Schmutzmetapher *pur-gamentum* („Dreckskerl“), das in der Bedeutung „Gesindel“ auch zur Bezeichnung von Sklaven verwendet wird¹¹, bescheinigt sie ihm den Status eines Abhängigen und Hörigen, der als *dedecus* („Schandfleck“) auf beschämende Weise sich und sein Haus in Verruf bringt. Die moralische Degradierung Trimalchios erreicht mit der Beschimpfung *canis* ihren Höhe- bzw. Tiefpunkt: Er wird auf die Stufe von Hunden gestellt, die ohne jede Gesittung ihrer animalischen Triebnatur fogen.

Nach dieser heftigen Attacke ist eine Steigerung der Affekte bei Trimalchio unvermeidlich. Man muss das Schlimmste befürchten. Und tatsächlich beginnt der Streit in körperliche Gewalt auszuarten. Außer sich vor Wut durch die lautstarken Schmähungen (*offensus convicio*), findet der Erzürnte kein sprachliches Mittel mehr, mit dem er *ex aequo* zurückschlagen könnte. Um spürbar Kontra zu geben, wird er handgreiflich: *Trimalchio contra ... calicem in faciem Fortunatae immisit* (74,10). Die Getroffene reagiert mit hysterischem Geschrei und Hilfe heischender Gestik: *Exclamavit manusque trementes ad faciem suam admovit*. Davon sichtlich beeindruckt, verbünden sich Scintilla, die Frau des Steinmetzen Habinas, und ein pflichteifriger Sklave intuitiv mit der bitterlich weinenden Hausherrin, der sie Schutz und Zuwendung gewähren, während Trimalchio ungerührt erneut auf Fortunata einschlägt, wenn auch „nur“ noch verbal.

Jetzt will er sie moralisch niederringen, indem er ihr Undankbarkeit und Intoleranz vorwirft, wobei er in den Wunden ihrer Vergangenheit wühlt: Aus ärmlichsten Verhältnissen habe er sie von der Straße geholt und trotz anrühiger Herkunft (aus dem Dirnen-Milieu oder Sklavenstand) geheiratet und dadurch erst zu einem Menschen gemacht. (Zum „Dank“ erniedrigt sie ihn zum *canis*.) Dabei hätte er mühelos eine Millionärstochter haben können. Um in der verbalen Keilerei die Oberhand zu gewinnen, greift er zu groben Beleidigungen. Umherziehende Straßenmusikantin (*ambubaia*), aufgeblähter Frosch, Holzklotz, nicht Frau (*codex, non mulier*) – mit solch demütigenden Charakterisierungen will er Fortunata, das Unheil bringende, eifersüchtige und grausame Weib (*Cassandra caligaria*¹²), zähmen (*domata*¹³ sit), wobei „das Voka-

bularium sehr phantasievoll, aber nicht eigentlich situationsbezogen“ ist, mehr „anhäufend, weniger charakterisierend“¹⁴. Plausibel und der Gemütslage angemessen ist dagegen die Wortwahl Trimalchios, als er seine Selbsteinschätzung kundtut: Allzu gutmütig (*bonatus*¹⁵) und auf Seriosität bedacht (*nolo videri levis*), war er nicht vorsichtig genug und hat sich durch die Wahl der falschen Partnerin „selbst die Axt ins Bein geschlagen (*ipse mihi asciam in crus imegi*).“ Von Trennung oder gar Scheidung spricht er jedoch nicht. (Schließlich hat sich Fortunata bisher als zuverlässige und kompetente Geschäftsfrau bewährt. Vgl. 37,2-7; 76,8.) Allerdings schießen ihm Abstrafungsphantasien und Rachedgedanken wirt durch den Kopf. Zunächst stellt er sich vor, wie Fortunata nach seinem Tod vor Trauer und Sehnsucht fast verzweifelt. Er wird dafür sorgen, dass sie ihn „mit den Fingernägeln wieder herausscharrt“ (74,17). Im seltsamen Gegensatz dazu trifft er sogleich eine Anordnung, deren Ausführung sein Andenken bei Fortunata dauerhaft beschädigen würde: Er gibt dem Grabmal-Fabrikanten Habinnas die strikte Anweisung, auf seinem Monument keine Statue seiner Frau aufzustellen, um wenigstens nach dem Ableben nicht mehr unter ihrer Streitsucht zu leiden. Seine strafende Verachtung geht so weit, dass er nicht einmal als Leiche von ihr einen Abschiedskuss haben will.

Habinnas weiß natürlich, dass es sich dabei um affektgeladene Kraftmeierei und um eine Art

symbolischer Verstoßung handelt (die zudem erst zu einem Zeitpunkt wirksam wäre, an dem für Trimalchio daraus kein finanzieller oder sonstiger Nachteil mehr entstehen könnte). Als das ärgste Gepolter und die verletzendsten ‚Einschläge‘ vorüber sind (*post hoc fulmen*), übernehmen Habinnas und seine Frau Scintilla die Rolle von Streitschlichtern („Jeder begeht mal einen Fehler, wir sind nur Menschen, keine Götter“), wodurch es ihnen gelingt, Trimalchio kurzfristig zu besänftigen, sodass er sich wieder eines moderaten Tons befleißigt.

Unter Tränen beteuert er, dass seine Zuneigung zu dem geküssten Sklaven ausschließlich auf dessen vielfältigen Fähigkeiten und charakterlichen Vorzügen beruht. Erotik sei überhaupt nicht im Spiel. Doch der Gedanke, dass Fortunata sogar diese harmlose Beziehung missbilligt, bringt ihn sofort wieder zum Brodeln. Noch kann und will er nicht zu einer versöhnlichen Haltung zurück. Auch ist sein Vorrat an Schimpfwörtern noch nicht aufgebraucht: Mit deftigen Ausdrücken wie *fulcipedia* („eine, die auf Stöckelschuhen dahertrampelt“), *milva* („Geier“), *sterteia* („Schnarchliese“) fällt er erneut über Fortunata her. Erst als er auf sein Lieblingsthema zu sprechen kommt, nämlich den geschäftlichen Erfolg, den er, wie er betont, durch Tüchtigkeit (*virtus*), Intelligenz (*corcillum* „was einer im Kopf hat“) und Anspruchslosigkeit (*frugalitas*) errungen hat, beruhigt er sich allmählich (75,9-10).

Entwicklungsstufen des Streits

Trimalchio

1. Sklavenkuss
2. Wurf mit Becher
3. Affektentladung:
Schimpfrede, „Abrechnung“
4. Bestrafung:
Keine Statue auf dem Grabmal
Kein Abschiedskuss auf dem Totenbett
5. Habinnas /Scintilla:
Versöhnungsversuch
6. Tränen, Reue, Rechtfertigung
7. Erneute Schmähungen, Drohungen
8. Selbstlob

Fortunata

- Eifersucht, Beschimpfung
Schock, Aufschrei, Tränen

Verstummen

Das Streit-Schema zeigt, dass von acht Phasen der Auseinandersetzung Trimalchio an sieben aktiv beteiligt ist, wovon er fünf allein beherrscht, während Fortunata bereits nach der zweiten Konfrontation klein beigibt. Die rohe Reaktion des Becherwurfs, die unflätigen Beschimpfungen und die derben Anspielungen auf ihre zwielichtige Vergangenheit haben sie eingeschüchtert und mundtot gemacht. Indem sie nun beständig schweigt, nimmt sie eine Haltung ein, die z. B. auch von SENECA (*de ira* 3,30,2-3) als situationsgemäß angesehen wird: Man soll einen Wütenden nicht weiter reizen, sofern man nicht in der Position des Stärkeren ist. Trimalchio scheint in dieser Position zu sein; doch der Umstand, dass er es nötig hatte, Tabu-Themen (wie die Herkunft Fortunatas aus dem Dirnenmilieu) geschmacklos hervorzuzerren, lässt Zweifel aufkommen, ob er wirklich der Stärkere ist. Vor allem seine Zufluchtnahme zu physischer Gewalt verbirgt und offenbart zugleich das Fehlen echter Überlegenheit. Daraus erklärt sich wohl auch, dass er nach dem besänftigenden Eingreifen des Habinnas nochmals wild wird und Fortunata warnt, den Konflikt anzuheizen (*me non facias ringentem*). Er rät ihr dringend, still die Suppe auszulöffeln, die sie sich eingebrockt hat (*concoquas*), andernfalls würde er bei seiner Hitzköpfigkeit (*cerebrum*) vollends explodieren. Fortunata wagt keinen Widerspruch mehr: Die Drohkulisse hat gewirkt. Ruppigkeit siegt.

Pertrons Sprachkultur

Die sprachliche Darstellung des Gezänks ist nichts für Freunde des gepflegten Disputs. Die Streitenden dreschen aufeinander ein, die Regeln eines zivilisierten Umgangs sind außer Kraft. Da Sprachnormen ein Teil der gesellschaftlichen Verhältnisse sind, hat das Sprachverhalten hier situationsbedingt „vulgären Charakter; dieser verdichtet sich in ... affektischer Schimpfrede“¹⁶. Wo liegen die Grenzen des stilistisch und moralisch Zumutbaren? Ist es akzeptabel, dass zum Zweck der Leser-Unterhaltung und/oder der Gesellschaftskritik in einer vom Autor konstruierten Situation zwei Personen, in denen sich nicht wenige Zeitgenossen als Typus wiedererkennen können¹⁷, aufeinandergehetzt werden – fast wie

bei einem Kampf in der Zirkusarena? Darf man die Gestaltung eines Szenarios, den Gebrauch von Wörtern und die Qualität von Formulierungen nach ethischen Gesichtspunkten beurteilen? Oder gilt die Auffassung, dass – zumal in satirischen Texten – „komödiantischer Geist und sprachlicher Schliff auch das Gewagteste möglich“¹⁸ macht?

Auskunft über Petrons stilistische Maßstäbe geben Aussagen über Rhetorik, die er seinen Protagonisten in den Mund legt. In diesem Zusammenhang sind drei Stellen in den *Satyrice* besonders betrachtenswert:

- In der Diskussion über Fehlentwicklungen beim Rhetorikunterricht (1-5) erklärt der Erzähler Enkolp (2,6) „mit nahezu taciteischem Ethos“¹⁹: *Grandis et ut ita dicam pudica oratio non est maculosa nec turgida, sed naturali pulchritudine exurgit*. „Die hohe und sozusagen sittsame Rede ist nicht unsauber und ungestüm, sondern erhebt sich in natürlicher Schönheit“. Das bedeutet: Eine niveauvolle Sprache enthält von Natur aus in ihrem Wortschatz und ihren Redewendungen immanent Normen, die fordern: Bestimmte Dinge sagt bzw. schreibt man nicht. Darf man also hinsichtlich Sprachmoral Empfehlungen und Verbote aussprechen? Was ist angemessen, was anstößig?
- Zu den Qualitätskriterien einer Redeweise äußert sich der Dichter Eumolp (118,3): *neque concipere aut edere partum mens potest, nisi ingenti flumine litterarum inundata. Refugiendum est ab omni verborum, ut ita dicam, vilitate et sumendae voces a plebe semotae, ut fiat „odi profanum vulgus et arceo“*. „Der Verstand kann nicht empfangen oder das Empfangene literarisch verwerten, wenn er nicht von einem mächtigen Strom gelehrter Kenntnisse überflutet wird. Man muss alle so genannten minderwertigen Wörter vermeiden und Ausdrücke verwenden, die nicht zur Umgangssprache der Menge gehören, gemäß dem Spruch ‚Ich hasse den ungebildeten Pöbel und halte ihn mir vom Leib‘.“

Grundlage für die Schaffung anspruchsvoller Literatur ist demnach eine umfassende Bildung, die den Autor befähigt, bei der Nutzung

von Sprachmaterial zwischen Wertvollem und Billigem zu unterscheiden.

- Nach dem Bericht über seine (wenig erfreulichen) erotischen Erlebnisse mit der schönen Circe fragt Enkolp die Zuhörer (132,15): „Warum schaut ihr mich an mit gerunzelter Stirne wie Cato, / brecht über Aufrichtigkeit, nur weil sie neu ist, den Stab? / Anstand wahrt meine Rede, und lacht mit heiterer Anmut; / harmlos schildert mein Mund Dinge, die jedermann treibt.“

Das in den zitierten Äußerungen postulierte Stilideal der Gelehrsamkeit, Eleganz, Ehrlichkeit und Anständigkeit passt nicht zu der Sprachebene, auf der sich Petron bewegt, wenn er die Kontrahenten des Ehestreits ins Unwürdige und Makabre abgleiten lässt. Man hat den Eindruck, dass er als Autor hier gerade das Gegenteil von dem tut, was er selbst in seinem Werk empfiehlt. Der Grund dafür scheint eindeutig zu sein: Petron „macht sich über die von ihm geschilderte Umwelt ... und auch ihre Sprache lustig, indem er diese bis in alle Einzelheiten genau beobachtend wiedergibt“²⁰. Der Stil Petrons entspringt somit, soziolinguistisch betrachtet, der Absicht, die enge Verbindung von Redeweise und sozialem Status bzw. Bildungsstand der Sprechenden sichtbar zu machen.

Lassen sich darüber hinaus aus dem Widerspruch zwischen stilistischem Postulat und seiner Umsetzung auch Rückschlüsse auf die Persönlichkeitsstruktur des Verfassers ziehen? In der taciteischen Charakteristik (ann. 16,18-20) ist die Gegensätzlichkeit Petrons nachempfunden durch eine antithetischen Darstellung, die ihn als Meister des kultivierten Lebens und tüchtigen Provinzstatthalter, zugleich aber auch als lasterhaften, leichtfertigen Höfling NEROS schildert. „Die scheinbare Widersprüchlichkeit der Einzelzüge, das Schillernde, Schwankende des gezeichneten Individuums“²¹ ist ein Hinweis darauf, dass die Persönlichkeit Petrons, wenn nicht gespalten, so doch vielschichtig und komplex ist. Ein Indiz für die Differenziertheit seines Wesens, zu der auch eine besondere Sensibilität für sprachliche Phänomene gehört, ist die Art, wie er über die Grundregel der „bedeutenden Rede“

(*oratio grandis*) disputiert. Die wiederholte Verwendung des einschränkend-abmildernden *ut ita dicam* (2,6; 118,3) verrät, dass er sich bei seiner schriftstellerischen Tätigkeit der Problematik von Normfindung und Normbegründung im Sprachlichen bewusst ist und davon ausgeht, dass es kaum zuverlässige Kriterien dafür gibt, ob eine Redeweise stilistisch und sittlich gut (*grandis, pudica*) oder unfein und anspruchslos (*maculosa, vilis*) ist. Man muss in diesem Zusammenhang auch fragen, ob die auf den ersten Blick ernsthaft wirkenden stiltheoretischen Äußerungen, die Petron seinen Akteuren in den Mund legt, immer ganz so ernst gemeint sind oder ob sie nicht auch eine ironische und spöttische Tendenz enthalten.²²

Obwohl in den *Satyrica* extrem Ordinäres und Obszönes ausgespart bleibt (*senza ... approvarne gli eccessi deteriori*, SOVERINI 1779), hätte der Stil Petrons bei einem sittenstrengen Kritiker wie dem alten CATO keine Gnade gefunden. Dagegen wäre er bei CICERO auf mehr Verständnis getroffen. In der an seinen Sohn MARCUS gerichteten Schrift über die Pflichten betont Cicero, dass nur das sittlich Gute in Wort und Tat die Verwirklichung wahren Menschentums gewährleistet (*off.* 1,14). Ein wichtiger Teil des sittlich Guten ist das, was die Griechen mit dem Begriff *πρέπον*, die Römer mit *decorum* bezeichnen. An dieses „Geziemende, Schickliche“ halten sich die Dichter dann, „wenn sie jede Person so reden und handeln lassen, wie es ihrer Rolle entspricht“ (*off.* 1,97).²³ Dies erlaubt ihnen, „zahlreiche Charaktere der verschiedensten Art, auch frevelhafte, zu gestalten, wobei sie darauf zu achten haben, auch diesen die für sie typischen Züge zu verleihen“ (*off.* 1,98). Entscheidend ist dabei aber immer die Verwendung des passenden Ausdrucks zur rechten Zeit am richtigen Ort.

Dieses rhetorische Prinzip der Angemessenheit demonstriert Cicero anschaulich an einer Begebenheit, die eine gewisse Analogie zu der Situation aufweist, die zum Ehestreit bei Trimalchio führt. Die beiden Strategen SOPHOKLES und PERIKLES unterhalten sich über ihre dienstliche Zusammenarbeit, als ein hübscher Knabe an ihnen vorbeigeht, was Sophokles zu dem Ausruf veranlasst: „Perikles! Schau mal den wunderschönen Jungen!“ Darauf Perikles: „Aber Sophokles, ein

Feldherr muss nicht nur enthaltsame Hände, sondern auch enthaltsame Augen haben.“ Dazu erklärt Cicero, dass niemand die Bemerkung des Sophokles beanstandet hätte, wenn sie bei einer Athletenprobe gefallen wäre (1,144). Ähnlich lässt sich das Benehmen Trimalchios kommentieren. Die stürmische Begrüßung des attraktiven Sklaven mit Umarmung und Küssen im Beisein Fortunatas war deplatziert. „Enthaltssame Augen und Hände“ wären auch hier geziemend gewesen. Andererseits hätte sich ohne die Anwesenheit der Ehefrau wahrscheinlich niemand über diese Intimität aufgeregt.

Petron lässt am Einzelfall das allgemein Gültige spürbar werden. Er fand am Umgang mit ungebildeten Emporkömmlingen ein spöttisches Wohlgefallen; er sah das Absurde und Groteske in der Stadt und bei Hofe mit wachem Intellekt, und selbst die Verkehrtheiten der lächerlichsten und einfältigsten Typen des Geldadels reizten ihn zur literarischen Verarbeitung. Des Autors Weg in diese Niederungen musste zu einer Begegnung mit dem *sermo vulgaris* führen. Man trifft sich im Parterre: *Qui in pergula natus est, aedes non somniatur* (74,14). „Wer im Bordell geboren ist, hat keine Ahnung von einem feinen Haus“, mokiert sich Trimalchio über die inferiore Herkunft Fortunatas. Hehre Ideale gelten hier wenig. Trimalchio ist nicht das Leitbild des fürsorglichen *pater familias*, sondern dessen scharf gezeichnetes Gegenbild: ein Spießbürger, der sich als Haustyrann aufspielt, ein Händler und Schiffseigentümer, der erfolgreich durch die Gewässer der Geschäftswelt kreuzt, sich auch im Seichten wohlfühlt, dabei aber gelegentlich beruflich und privat auf Grund läuft: *Omnes naves naufragarunt* (76,4). Fortunata musste ihm (als Bankrotteur, wie er offen zugibt) in der schwersten Krise seiner Kaufmannskarriere neues Startkapital verschaffen (*mi centum aureos in manu posuit* 76,7), um ihm wieder auf die Beine zu helfen. Petron schildert das schwankende Handelsglück Trimalchios mit der ‚*allegria di naufragi*‘²⁴, mit der „Heiterkeit der Schiffbrüche“, einer fast frivolen Ironie, die nichts von der permanenten Gefährdung ahnen lässt, von der jeder, der in NEROS Nähe lebte, existenziell bedroht war.

Petron löst die Aufgabe der treffenden Charakterzeichnung, indem er den hierfür dem Dichter zugestandenen Freiraum bei der inhaltlichen und sprachlichen Gestaltung konsequent und großzügig nutzt. Dass er von seiner demaskierenden Darstellungstechnik viel, von der Redeweise selbstgerechter Moralapostel wenig hält, lässt er uns aus dem Mund Enkolps wissen: *Nihil est hominum inepta persuasione falsius nec ficta severitate ineptius*. „Nichts ist bei den Menschen verkehrter als törichte Engstirnigkeit und nichts ist törichter als geheuchelte Sittenstrenge“ (132,16).

Die Gestaltung des Ehe-Konflikts hat die Dramaturgie einer volkstümlichen Komödienszene: Es wird Eifersucht erregt, geschimpft und getobt, geweint und getröstet, gedroht und geschlichtet. Am Ende geht alles gut aus: Trimalchio erkennt, dass sich Streit nicht lohnt und erinnert sich daran, dass seine Frau ihm in schwerer Zeit Gutes getan hat (*Fortunata rem piam fecit* 76,7). Petron steht als Schriftsteller auf großer Höhe, hohes römisches Menschentum verkündet er nicht. Seine Sprachkunst blüht und gedeiht nicht in der bürgerlichen Idylle sanften Anstands, entfaltet ihre Geistigkeit nicht in der wohlgeformten Konstruktion philosophischer Gedanken. Wir verspüren bei ihm vielmehr das teils derbe, teils neckische Sprudeln des Spotts, wir erleben die Enthüllung der Wahrheit in amüsanter Komik und in kräftigen Bildern hintergründiger Karikatur.

Homer und Petron: Eigenständigkeit oder Motiv-Imitation?

Homer schuf im hier behandelten Zeus-Hera-Konflikt das Muster der literarischen Darstellung eines öffentlich ausgetragenen Ehestreits. Wesentliche Bestandteile dieser Grundstruktur finden sich auch in Petrons Gestaltung der Trimalchio-Fortunata-Szene.

Wir sehen folgende Ähnlichkeiten:

- Ein abendliches Festmahl mit geladenen Gästen bildet den örtlichen und zeitlichen Rahmen des Streits, wodurch auch der Grad der Öffentlichkeit bestimmt ist.
- Ein Konflikt zwischen dem Gastgeber und seiner Frau trübt die Festesfreude (δαῖτα ταραῖξ / *hilaritas ... turbata est*).

- Der äußere Anlass des Streits ist das Verhalten des Ehemannes (Thetishilfe/Sklavenkuss), das seine Frau nicht hinnehmen will.
- Ein Beziehungsproblem (Eifersucht; Machtanspruch: ‚Ich lasse mir nicht vorschreiben, mit wem ich wann welchen Umgang habe.‘) wird auf einer Sachebene (Trojakrieg/Behandlung von Sklaven) ausgetragen.
- Verletztheit und Gegenwehr steigern den Konflikt bis zur Androhung bzw. Anwendung physischer Gewalt.
- Vermittlungsbemühungen von Dritten (Hephaistos/Habinnas) führen nicht zur Problemlösung, verbessern aber die Atmosphäre.
- Der männliche Kontrahent siegt, die Frau zieht sich in eine Schweigeposition zurück.
- Es geht nicht um Trennung und Scheidung, alles ist nur halber Ernst.
- Wiedererkennbare Wirklichkeit ist eingebettet durch die Mischung von Fiktion und Realität.
- Die Darstellung ist distanziert, frei von moralischer Tendenz.
- Der Sprachgebrauch dient dem Erfreuen (τέρπειν, *delectare*), ohne Grenzüberschreitungen, die den Text unerquicklich oder ‚barbarisch‘ machen würden.
- Fixpunkt der Sprachmoral ist die treffende, situationsgemäße Charakterisierung der Akteure.

Die Auflistung der Übereinstimmungen zeigt: Petron arbeitet hier mit denselben Bauelementen wie Homer. Doch hat er auch deutlich variiert. Das geschieht bei Details wie z. B. der Funktion des Bechers: In den Händen des Hephaistos ist er ein Symbol versöhnender Gesinnung, in der Hand Trimalchios wird er zum verletzenden Wurfgeschoss. Die Andersartigkeit betrifft aber auch die stilistische Grundhaltung: Der hochgebildete Aristokrat Petron zeichnet die triviale Welt der kleinen Leute und Aufsteiger, deren Bandbreite sprachlicher Variationen (Urbanes, Vulgäres) er sich nutzbar macht, um als *arbiter elegantiae* schlechte Manieren, Narrheiten und Verkehrtheiten der Epoche genüsslich vorzuführen. Zu den Triebkräften seiner Sprache gehört die spielerisch-spöttische Überlegenheit, mit der er auf das Treiben seiner Umwelt herabsieht. Von

einer solchen Motivation ist bei Homer nichts zu spüren. Unter Verwendung einer poetischen Kunstsprache spiegelt er in den Taten stolzer Herrschergestalten und im Wirken der olympischen Götter das Leben einer Adelsgesellschaft, mit der er sich identifiziert.

Trotz dieser Unterschiede ist man geneigt, aufgrund der zahlreichen Entsprechungen einen Bogen der Nachahmung zu sehen, der sich von Homer zu Petron spannt. Wegen „inhaltlicher Parallelen und Reminiszenzen“ gilt die Odyssee als „Quelle, aus der Petron motivisch geschöpft hat“²⁵. Die aufgezeigten Analogien in den besprochenen Textpartien könnten ein Indiz dafür sein, dass ihm auch Szenen der *Ilias* als Vorlage (vielleicht in parodistischer Absicht) gedient haben.²⁶

Die stilistische Qualität der besprochenen Eheszenen gewährleistet das Vergnügen, bei Homer das lebhafteste Streitverhalten eines unverbildeten ‚vermenschlichten‘ Götterpaares und in Petrons *Cena* den bizarren Ehestreit halbgebildeter Wohlstandsmenschen zu erleben. Die Lektüre dieser Textstellen könnte ein wenig dazubetragen, zwischenmenschliche Krisensituationen in unserer immer komplizierter werdenden Gesellschaft einfacher zu verstehen und humorvoller zu bewältigen. Der positive Ausgang der betrachteten Szenen signalisiert, dass Streit nicht nur Zerwürfnis erzeugt, sondern auch Nähe schafft: Zeus geht mit Hera zu Bett und Trimalchio entdeckt wieder die guten Seiten seiner Ehefrau.

Anmerkungen

- 1) Die hier vorgetragene Interpretation bezieht sich schwerpunktmäßig auf *Ilias* A 536-570 und *Satyrica* 74,8-75,10, ohne den Anspruch zu erheben, eine für das Gesamtwerk repräsentative Auslegung zu geben.
- 2) Die Überreaktion erklärt sich allenfalls daraus, dass sich Zeus daran erinnert, wie Hera ihn einst im Bunde mit Poseidon und Athene entmachten wollte. Vgl. A 399/400.
- 3) W. Eisenhut: Einführung in die antike Rhetorik und ihre Geschichte, Darmstadt 1977, 45.
- 4) „Und so kommt es, dass schon die Götter und Heroen ... als erste Redner galten, und Homer ... auch als Erfinder der Redekunst selbst gilt – wenn er auch natürlich nicht als Lehrer der τέχνη gefeiert wird“ (Eisenhut, 1977, 10).

- 5) „Unter ὑψους als literarischer Begriff ist Erhabenheit, Größe der Gedanken und der sprachlichen Gestalt zu verstehen“ (Eisenhut, 1977, 43).
- 6) Vgl. L. Voit: Zu Homers Ilias, in: Homer, Ilias, griech.-dt. von Hans Rupé, 1974, 874.
- 7) Hinsichtlich des Gelehrtenstreits um die „Homerische Frage“ kommt Latacz (Homer. Der erste Dichter des Abendlandes, München, Zürich 1989, 19) sogar zu dem Schluss, dass jeder Gelehrte hier nur „Dimension und Niveau seiner eigenen Logik, Ästhetik, Moral usw.“ offen legte.
- 8) H. Patzer: Dichterische Kunst und poetisches Handwerk, in: J. Latacz: Homer. Die Dichtung und ihre Deutung (WdF 634), Darmstadt 1991, 41.
- 9) Vgl. Latacz, 1989, 43: Es „bleibt in den Epen Vulgäres, Niedriges, Banales und wirklich Schmutziges ausgeklammert.“
- 10) Milman Parry erkannte (1928), „dass die Sprache der homerischen Epen eine stark typisierte Sekundärsprache ist, die zum Zwecke der freien mündlichen Improvisation von Hexametergesängen ... entwickelt und ... verwendet worden war.“ (Vgl. Latacz, 1989, 19.)
- 11) Curtius 6,11 *purgamentum servorum* (vgl. L. Friedländer: Petronii cena Trimalchionis, lat.-dt. mit Kommentar, Leipzig 1906, 347).
- 12) Es handelt sich gleichsam um eine *Cassandra in caliga* (Soldatenstiefel), die ordinär ist (vgl. Friedländer 348).
- 13) *domata* (statt *domita*) assoziiert die Zähmung wilder Tiere: *beluae domitae* (Cic.).
- 14) U. Frings: Titus Petronius Arbitr. Witz, Satire, Ironie?, in: R. Nickel (Hg.): Aditus. Neue Wege zum Latein. Teil III: Lehrerhandbuch, Würzburg 1975, 136.
- 15) *bonatus* statt *bonus*: Die Endung *-atus* bezeichnet einen hohen Grad der Eigenschaft (vgl. Friedländer 348).
- 16) W. Ehlers: Petron und sein Werk, in: K. Müller/W. Ehlers: Petronius, Satyrice – Schelmengeschichten, lat. u. dt., München 1965, 443.
- 17) Vgl. H. Petersmann: Umwelt, Sprachsituation und Stilrichtungen in Petrons ‚Satyrice‘, in: ANRW II.32.3, 1701: Petron hat „seine Akteure in eine ganz realistische, und zwar seine eigene, Umwelt gesetzt, die auch dem Lesepublikum vertraut war.“ So auch J. P. Sullivan: Petronius’ ‚Satyricon‘ and its Neronian Context, in: ANRW II.32.3, 1686: „A work ... so rooted in the life, literature and intrigues of its time.“
- 18) Ehlers, 1965, 436.
- 19) Ehlers, 1965, 441.
- 20) Vgl. H. Petersmann, ANRW II.32.3, 1690.
- 21) U. Frings, 1975, 113.
- 22) Vgl. Paolo Soverini: Il problema delle teorie retoriche e poetiche di Petronio, in: ANRW II. 32.3, 1775: „... alla luce di quelle componenti di ironia e allusività che non mancano mai di connotare le enunciazioni teoriche anche piu ‚serie‘ che compaiono di volta in volta sulla bocca dei personaggi.“
- 23) Petron erweist sich „als ein besonderer Kenner der peripatetischen Stiltheorie“ (H. Petersmann 1690).
- 24) *allegria di naufragi* lautet das Motto einer Gedichtsammlung von G. Ungaretti.
- 25) H. Petersmann: Petrons ‚Satyrice‘, in: J. Adamietz (Hg.): Die römische Satire, Darmstadt 1986, 391.
- 26) Eine imitierende Bezugnahme auf Vergil, Aeneis 12,791-840 ist auszuschließen, da die Diskussion zwischen Jupiter und Juno über die Beendigung der Kämpfe in Latium eine völlig andere Struktur aufweist.

MANFRED GLOCK, Kaufbeuren

**Qualität
macht
Eindruck**

**BÖGL
DRUCK**

Am Schulfang 8
84172 Buch a. Erlbach
(Gewerbegebiet Niedererlbach)
Tel. 0 87 09/15 65 · Fax 33 19
eMail: info@boegl-druck.de
www.boegl-druck.de

Kunst und Natur

Zur Rolle des Rezipienten in Martials Epigramm III 35

Fische auf einem Gefäß, täuschend echt

*Artis Phidiacae toreuma clarum
piscis aspicias: adde aquam, natabunt.*

Ein herrliches Reliefgefäß von des Phidias Künstlerhand, | Fische siehst du: Gib Wasser hinein, und sie werden schwimmen.¹

„Was ist da viel zu erklären?“ möchte man, wie es LESSING in bezug auf das MARTIAL-Epigramm I 40 getan hat,² leichthin auch für den Zweizeiler III 35 fragen. Die Aussage, dass die meisterhaft geformten Fische auf dem Reliefgefäß täuschende Ähnlichkeit mit wirklichen besäßen, wiederholt ja nur das Renommee des bedeutenden Künstlers PHIDIAS.³

Lessing hatte freilich dann doch noch auf Bedenkenswertes in den Versen von I 40 hinzuweisen gewusst. III 35 scheint solche ‚Ansprüche‘ zunächst kaum erheben zu können: Zielt das Epigramm denn mehr als die Demonstration formaler Meisterschaft an, mehr als die Verwirklichung der Gattungsnorm? Was in der Tat sofort Aufmerksamkeit erheischt, ist die künstlerische Gestaltung. *Ars* lautet ja auch schon das erste Wort des Gedichtes, dessen einleitender Satz mit Enjambement in die zweite Zeile hinüberreicht. Damit ist zunächst einmal eine enge Verzahnung der beiden Verse erreicht. Kann aber, wie Lessing wollte, der generell in der Zweiteilung das wichtigste formale Merkmal des Epigramms zu erkennen glaubte, überhaupt eine „Erwartung“ im Leser aufgebaut werden, die dann mit einer überraschenden Pointe im „Aufschluß“ befriedigt wird?⁴ Das eingangs Ausgesagte scheint dazu kaum in der Lage zu sein. Allerdings unterbindet der zweifache Akkusativ – dem Integrationsbestreben des Zeilensprungs ‚zuwiderlaufend‘ – bereits eine zu glatte Lektüre ebenso wie der Doppelpunkt,⁵ der erneut ‚aufhält‘, der das zunächst Mitgeteilte staut, den Rezipienten zum Einhalten zwingt, an der zu schnellen Zurkenntnisnahme hindert und zur gespannten Aufmerksamkeit auf das soeben Gelesene wie das Folgende anleitet.

Befremdend nimmt sich fürwahr dann doch – bei wörtlichem Verstehen – die erteilte Anweisung aus: *adde aquam*; die enge Verschleifung der beiden Wörter durch Elision, Alliteration und Dominanz des *a*-Vokals – nun die besonders durch den doppelten Akkusativ bewirkte bewusst langsame Wortfolge zuvor ablösend – möchte der knappen, schnell gesprochenen Empfehlung ihre Ungewöhnlichkeit nehmen. Vom Betrachter des Reliefgefäßes wird hier eine Aktion verlangt. Deren Ergebnis ist schließlich ein ‚Vorgang‘, der das Kunstwerk aus seiner Erstarrung befreit: *natabunt*. Die Letztwortpointe gerät damit in spannungsreichen Kontrast zum Wort des Anfangs: *ars*.

Als das Medium, das den Verwandlungsvorgang von den künstlichen zu den wie lebend erscheinenden Fischen bewirkt, ist mit dem Wasser das Element genannt, das seit jeher mit dem Lebendigen assoziiert, ja mit dem Leben überhaupt identifiziert wird.⁶ So hatte THALES VON MILET das Wasser in seiner berühmten Auslegung als den „Urgrund“ (nach ARISTOTELES, *Metaph.* A3, 983b20f.) angesehen, aus dem alle Dinge bestehen, entstehen und in den sie schließlich wieder vergehen, und ganz ähnlich war für HOMER der Okeanos der Schoß des Seins (*Il.* X 201). Im Wasser glaubte man daher Göttliches, zugleich Materielles wie Geistiges anwesend. Infolge bedeutungszuweisender Prägungen ließ es sich als ein ‚Magazin‘ kultureller Sinnbilder nutzen; in Analogie zum fluidalen Element suchte man etwa die Wirkungsweise von Sprache, Traum und Imagination zu erfassen. Durch einen Trunk aus der Musenquelle, so hellenistische Epigramme, soll HESIOD zum Dichter geworden sein. Ähnlich ist für KALLIMACHOS, den Martial sich zum Vorbild für sein poetisches Schaffen wählte (*IV* 23,4), das klare, reine Wasser aus einer kleinen Quelle Getränk für die Inspiration. (Apollohymnus 108ff.)

All diese Vorstellungen von der produktiven Kraft des flüssigen Mediums mögen im Epigramm III 35 ebenso kurz angeblendet sein wie dessen destruktive Momente, ist doch das Wasser

in allen Phasen seiner Kultivation stets in seinem Doppelcharakter erfahren worden: als Wasser des Lebens und als Wasser des Todes, das Menschen und Dinge verschlingen kann. Martial hat die zerstörerischen Elemente in seinen Epigrammen in heiterer Weise angesprochen, wenn er für seine *libelli* ein schnelles Ende befürchtete; so legte er dem Kaiser DOMITIAN die scherzhafte Drohung in den Mund, dieser wolle ihn zusammen mit seinem Buch ins Wasser werfen (I 5); dieselbe Sorge äußerte der Dichter bezüglich einer Nymphe, die seine ängstlichen Büchlein in ihr undinisches Reich ziehen und damit unleserlich machen könnte (IX 58).⁷ Vermag daher das flüssige Element in unserem kleinen Zweizeiler das Kunstwerk nicht nur zu verlebendigen, sondern auch zu verderben, die dargestellten Fische zum Schwimmen wie zum Verschwimmen zu bringen? Werden die Abbildungen auf dem Reliefgefäß nicht tatsächlich undeutlich und muss das Kunstwerk insgesamt nicht ‚untergehen‘, wenn es in ‚Natur‘ übergeht?

Trotz aller angestrebten Bemühungen, im Epigramm III 35 Anspielungen dieser Art zu entdecken, möchte man weiterhin meinen, dass der Zweizeiler letztlich kaum mehr ist als eine Spielerei um ein Nichts an Bedeutung, einzig darauf aus, das Epigrammatische als sich selbst genügende Form vorzuführen – mit einer Pointe, die so krass übertreibt, dass sie schon wieder als läppisch erscheinen könnte. So ist man zunächst geneigt, Lessing bereitwillig Recht zu geben, der vom Epigramm als „dem witzigsten Spielwerke“ sprach. Und doch lässt die so kunstvolle Fugung der Wörter, die sprachliche Meisterschaft, die auf knappsten Räume Beziehungen zu knüpfen, Gegensätze aufeinanderprallen zu lassen, diese zu verbinden und voneinander abzusetzen versteht, mehr als nur die Vorführung des Gattungshaften erahnen. Selbst das witzigste Spiel enträt nicht der semantischen Ernsthaftigkeit, und daher sollte auch die ganze Bestimmung des Epigramms, wie sie Lessing gab, geboten werden, der nicht nur vom „witzigsten Spielwerke“, sondern ebenso von „der sinnreichsten Kleinigkeit“ sprach.⁸ So stellen sich zwangsläufig Fragen nach dem ‚Sinn‘ des Zwezeilers ein: Wer ist z.B. in *aspicis* mit dem „Du“ gemeint, das noch stärker in *adde*

angesprochen wird? Die vorgestellte Situation jedenfalls erscheint für eine erste Antwort einfach genug: Zwei Personen stehen zusammen vor einem Kunstwerk, von denen die eine ein ‚Eingeweihter‘ ist, der dem anderen, indem er ihn zu einem Experiment, wenngleich nur gedanklicher Art animiert (jedoch würde auch ein tatsächliches Anfüllen des Gefäßes den Sinnzusammenhang nicht durchbrechen), eine Überraschung zu bieten hat.

Zu auffällig bleibt indes die doppelte Ansprache in einem Epigramm von gerade einmal neun Wörtern, als dass man sich damit begnügen könnte, in den beiden Betrachttern allein den Dichter und seinen Begleiter erkennen zu dürfen. Kunst, so braucht nicht betont zu werden, bleibt nicht im ‚Singulären‘ stecken, will sie ‚Bedeutendes‘ sagen, und so ist mit dem „Du“ zweifellos zugleich auch der Rezipient außerhalb der Gedichtebene gemeint; es geht um die von einem Artefakt eingeforderte Anschauungsweise, die anderes verlangt als passives Versunkensein. Martials „Sinngedicht“, so Lessings bevorzugte Verdeutschung der Gattung,⁹ führt die – von der Logik her gesehen – paradoxe Folge der verlangten Leistung seitens des Betrachters vor Augen: *pisces natabunt*. Durch jenen erst wird das Werk lebendig; das gilt nicht nur für die Fische auf dem Reliefgefäß, dessen Hohlform (= Leerstelle) ausgefüllt werden muss, sondern für jegliche Kunst, natürlich auch die Poesie, deren Wesen schon in der Antike gerne anhand von Beispielen aus der bildenden Kunst verdeutlicht wurde, und damit ebenso für das Epigramm.

Sicherlich ist es nicht zu gewagt, den antiken Dichter mit seinem Zweizeiler in der Nähe moderner Literaturtheorien zu sehen, die im Rezipienten den Co-Autor entdeckten.¹⁰ Jegliche ‚Pointenkunst‘ setzt bereits auf die Mitarbeit des Lesers, der den Gedankengang bzw. -sprung für sich zu Ende führen, vervollständigen muss.¹¹ „Die Kunst ist im Vollzug“, äußerte H.-G. GADAMER¹² lapidar infolge der Erkenntnis, dass Rezeption niemals ein Vorgang nur der Kontemplation ist. Sich aus dieser zu befreien ist auch die Aufforderung, die an das angesprochene Du in Martials Epigramm III 35 ergeht. In der Erfahrung eines Kunstwerkes, so legt der Ich-Sprecher

des Zweizeilers nahe, kann man nicht auf Distanz bleiben, indem man es als einen fertigen Gegenstand beurteilt. Verstehen, so Gadamer, ist „kein nur reproduktives, sondern stets auch ein produktives Verhalten.“ Das Tun des Künstlers und des Rezipienten geraten durch die „geheime Selbigeit des Schaffens und des Aufnehmens“¹³ in eine unmittelbare Nachbarschaft. Die ‚Anweisung‘ an die Vorstellungskraft, welche das epigrammatische Ich in Martials Zweizeiler erteilt, kommt einem „gelenkten Schaffen“ im Sinne J. P. SARTRES gleich, der speziell im Lesen „eine Synthese von Wahrnehmung und Schaffen“ erkennen zu können glaubte.¹⁴ Die Mitkonstitution der ästhetischen Realität eines Werkes, so führt Martials Epigramm vor Augen, bindet ganz entsprechend die Verstehensleistung des Rezipienten in den Prozess einer Illusionsbildung als einen Akt imaginativer Fiktionalisierung ein.

Indes ist – was bisher nur unterschwellig anklang – in III 35 mehr angesprochen, nämlich: die anthropologische Grunderfahrung von Kunst, die sich in der nicht nur die ganze Antike bewegenden, sondern auch heute noch gültigen Frage nach ihrem Verhältnis zur Natur, nach der Relation von Schein und Sein stellt. Das Motiv des sich belebenden Werkes, das seine spektakulärste Gestaltung in der Geschichte vom Künstler PYGMALION fand, gibt erneut in unserem Epigramm Anlass zur Reflexion über Darstellung und Wirklichkeit. Was das Reliefgefäß als gelungenes Artefakt auszeichnet, ist die erstaunliche Ähnlichkeit der darin abgebildeten Fische mit lebenden Wesen. Durch die ‚richtige‘ Rezeptionshaltung des aktiven Betrachters wecken sie die Vorstellung, dass sie sich bewegen könnten. Nicht die Künstlichkeit als Ausweis spezifisch menschlicher Schöpferkraft, sondern die Natürlichkeit der Fische scheint als ausschlaggebendes Merkmal der geglückten Darstellung angesehen zu werden: *ars adeo latet arte sua* – So vollkommen verbirgt sich die Kunst im Kunstwerk. – Diese Aussage zur aus Elfenbein geschnitzten Gestalt des Pygmalion (OVID, Met. X 252) gilt ebenso für die Fische auf dem *toreuma*, deren Vollkommenheit offenbar gerade darin besteht, dass die Abbildungen die Spur ihrer Entstehung aus Menschenhand nicht zu verraten scheinen,

sondern sich von anderen menschlichen Kreationen gerade durch ihre Natürlichkeit absetzen. Wirkt aber die *eburnea virgo* in Ovids *Metamorphosen* auch noch so real – ähnlich wie für die Fische auf dem Reliefgefäß heißt es für die Elfenbeinjungfrau, man könnte glauben, sie lebe und wolle sich bewegen: *quam vivere credas et ... velle moveri* (vv. 250f.) – , so ist sie doch ein Kunstgegenstand. Erst durch das Eingreifen der Venus wird sie in ein Wesen von Fleisch und Blut verwandelt. Im Martial-Epigramm ist dagegen die Belebung der Fische Leistung des Betrachters, dem damit die Aufgabe der Wunder wirkenden Göttin zufällt.

Die Überlegungen zum Epigramm III 35 bewegen sich in der Frage nach der Wirklichkeit und ihrer schöpferischen Abbildung im Umkreis der berühmten Mimesis-Theorie, gemäß der Kunst als Nachahmung der Natur aufzufassen sei, eine These, die von der Antike bis heute infolge ihrer Neubelebung durch TH. W. ADORNO von größter Bedeutung ist. PLATON hatte bekanntlich den Begriff „Mimesis“ in kritischer Absicht verwendet, dabei eine ontologische Auffassung der Imitation zugrundelegend: Stellten für ihn schon die Naturphänomene eine derivative, defiziente Form im Hinblick auf die Wirklichkeit der Idee dar, so führe entsprechend das Kunstwerk als Abbild eines Abbildes noch einen weiteren Grad vom höchsten Sein weg. Platons Verurteilung der künstlerischen Darstellung bezog ausdrücklich die Dichtung ein: Seit HOMER seien „alle Dichter nur Nachbildner von Schattenbildern der Tugend ... und der anderen Dinge, worüber sie dichten“, wobei sie „die Wahrheit aber gar nicht berühren“ (Politeia 600 e).¹⁵ Die Einschätzung der Dichter als Lügner wurde seitdem zum bleibenden Stichwort für die Poetik. So konstatierte H. BLUMENBERG kurz und bündig: „Die Tradition unserer Dichtungstheorie seit der Antike läßt sich unter dem Gesamttitel einer Auseinandersetzung mit dem antiken Satz, daß die Dichter lügen, verstehen.“¹⁶

Aufschlussreicher im Zusammenhang mit Epigramm III 35 ist indes die Mimesis-Vorstellung des ARISTOTELES, der bekanntermaßen Handwerkern und Künstlern den gleichen Rang zuerkannte, indem er die Dichtung als eine

Nachahmung von Möglichem definierte, das nicht bzw. noch nicht in der Erscheinungswelt realisiert sei. Wie das Herstellen des Handwerkers sei das Herstellen des Möglichen jedoch weiterhin ein Nachschaffen, da dieses nach den Prinzipien der entelechistisch gedeuteten Natur im Sinne des Notwendigen und Wahrscheinlichen erfolge. Dabei ist der schöpferische Mensch für Aristoteles allerdings legitimer Imitator des von der Natur Hervorgebrachten bzw.: jener antizipiert für ihn ihre virtuellen Vorhaben. Die Natur nachzubilden oder wie sie vorzugehen ist daher in dieser Theorie keine ontologisch oder moralisch minderwertige Leistung. Entsprechend gilt ja auch das Reliefgefäß im lateinischen Zweizeiler als meisterhafte und bewundernswerte Leistung.

Ein Ungenügen bleibt für die Deutung des Zweizeilers jedoch bestehen: Geht der Reiz der abgebildeten Fische wirklich allein von der naturalistischen Illusion aus, vergleichbar den Trauben des ZEUXIS, die gemäß der Anekdote von den Vögeln für echt gehalten wurden, bis sie zu der schmerzlichen ‚Erkenntnis‘ gelangten, dass sie sich nur die Köpfe stießen und nicht satt wurden? Steht für die Betrachter des Reliefgefäßes mit seinen so wirklichkeitsnah geformten Fischen am Ende auch der Katzenjammer der Enttäuschung? Die Frage stellen heißt ihre Unsinnigkeit demonstrieren. Die ‚Täuschung‘ ist, wenngleich in dem Kunstobjekt aufgrund seiner Vollkommenheit angelegt, so paradox das klingen mag, vor allem Leistung des Betrachters, der kraft seiner Imagination das Kunstwerk ‚in Bewegung setzt‘. Zudem präsentiert sich ja das Reliefgefäß sofort in seiner ‚Dinghaftigkeit‘. Es kommt im Epigramm III 35 – so sind unsere ersten interpretatorischen Zugänge zu korrigieren – auf die Wirkung der *imitatio naturae* und auf den Effekt der ästhetischen Zuwendungsweise an, die am mimetischen Schein die gelungene Imitation genießt. Voraussetzung für das Wohlgefallen am Kunstwerk ist, dass seine Scheinhaftigkeit durchschaut werden muss, ohne dass sich im Durchschauen der Schein völlig aufheben darf: Nur aufgrund der doppelten Struktur, dass dieser zwar zu erkennen ist, aber – da er solcherweise sich erst konstituiert – sein Zauber

nicht gebrochen wird, kann es zur genießenden, dabei durchaus auch aktiven imaginativen Rezeption kommen. Die enge Verflechtung von Schein und Wirklichkeit erreicht Martial durch eine stilistische Finesse, indem er, wie gesehen, *toreuma* und *pisces* als zweifachen Akkusativ von demselben Verb abhängig macht, einem Verb der Wahrnehmung: *aspicis*. Auf diese Weise treten der Kunstgegenstand und die Natürlichkeit der Fische ‚gleichrangig‘ und beinahe gleichzeitig in den Blick.

Martial bietet mit seinem Epigramm III 35, das ganz im Zeichen der Autoreflexion von Dichtung steht,¹⁷ am Beispiel eines Werkes aus der bildenden Kunst ein Modell der Rezeption, ein Paradigma der Kommunikation zwischen Artefakt und Betrachter, zwischen Text und Leser. Die Analogie von Kunstobjekt und sprachlichem Kunstwerk nutzend, führt er vor Augen, wie in einem Prozess der Sinnbildung vermöge der Vorstellungskraft der Geist aus totem Material geweckt, das Geschriebene wiederbelebt werden kann – damit auch eine Antwort auf die Klage des Sokrates liefernd: „SOKRATES: Denn dieses Schlimme hat doch die Schrift, Phaidros, und ist darin ganz eigentlich der Malerei ähnlich; denn auch diese stellt ihre Ausgeburten hin als lebend, wenn man sie aber fragt, so schweigen sie gar ehrwürdig still. Ebenso auch die Schriften.“ (*Phaidros* 275 d)¹⁸ Mit seinem Rezeptionsmodell in Epigramm III 35 demonstriert Martial, wie sich Schrift wieder in einen lebendigen Dialog überführen lässt. Als ein hermeneutisches „Wunder“ – ein solches zeitigt auch die Betrachtungsweise des Reliefgefäßes im lateinischen Zweizeiler – hat H.-G. GADAMER die Deutung ‚toter‘ Buchstaben durch das „Verstehen“ bezeichnet: „Schrift und was an ihr teil hat, die Literatur, ist die ins Fremdeste entäußerte Verständlichkeit des Geistes ... In ihrer Entzifferung und Deutung geschieht ein Wunder: die Verwandlung von etwas Fremdem und Totem in schlechthinniges Gleichsein und Vertrautsein ... Daher ist die Fähigkeit des Lesens, sich auf Schriftliches zu verstehen, wie eine geheime Kunst, ja wie ein Zauber, der uns löst und bindet.“¹⁹

PYGMALION und PHIDIAS vermochten ihre künstlerischen Techniken so meisterhaft anzu-

wenden, dass diese in ihren Werken kaum noch zu erkennen waren. Gilt das aber nicht mit gleichem Recht auch für das auf den ersten Blick so unscheinbare Epigramm III 35, das uns als ein weiteres eindrucksvolles Beispiel für Martials „Kleinkunst im Weltformat“²⁰ erscheint?²¹ Ganz im Sinne von KALLIMACHOS, dass man einem Gedicht nicht die mühsame Arbeit seiner Hervorbringung anmerken dürfe (s. v. a. ep. 27 Pf.), kommt der kleine lateinische Zweizeiler mit einer Selbstverständlichkeit und Leichtigkeit daher, die große Kunst auszeichnen:

*Artis Phidiacae toreuma clarum
piscis aspicias: adde aquam, natabunt.*

Anmerkungen:

- 1) Die lateinischen Martial-Texte und ihre Übersetzungen werden geboten im Anschluss an: M. Valerius Martialis, Epigramme, Lateinisch-deutsch, herausgegeben u. übersetzt von P. Barié u. W. Schindler, 2., verbess. Aufl., Düsseldorf / Zürich 2002.
- 2) G. E. Lessing, Werke, 5. Bd., Darmstadt 1973, 420.
- 3) Dass *artis Phidiacae* nicht unbedingt auf Phidias selbst als den tatsächlichen Schöpfer des Reliefgefäßes zurückgeführt werden muss, sondern einfach „Skulptur“ bedeuten kann, verdeutlicht die enorme Anerkennung, welche die Kunst des berühmtesten Plastikers in der Antike erfuhr.
- 4) Lessing, a.a.O., 427.
- 5) Von den Herausgebern bewusst gesetzt.
- 6) Zur eminenten Bedeutung des Wassers im gesellschaftlichen und geistigen Leben s. H. Böhme (Hg.), Kulturgeschichte des Wassers (st 1486), Frankfurt a. M. 1988.
- 7) In der Festschrift für A. Fritsch ist dieses Epigramm interpretiert worden von P. Barié, Natur und Kunst in Epigrammen Martials – Eine Facette im Werk des Dichters, in: S. Kipf (u. a.), Alte Texte im neuen Rahmen – Innovative Konzepte zum lateinischen Lektüreunterricht (Auxilia 50), Bamberg 2001, 7-19, hier: 14-18; in der Einleitung zu seiner thematisch mit vorliegender Studie verwandten Abhandlung hat P. Barié auch auf das Epigramm III 35 hingewiesen, 8.
- 8) Lessing, a.a.O., 550.
- 9) Gegenüber „Aufschrift“, „Beischrift“ und „Überschrift“; „Sinngedicht“ wurde von dem Sprachreformer Ph. Zesen ‚erfunden‘ und von Fr. von Logau eingebürgert.
- 10) Ausführlicher zu modernen Literaturtheorien: W. Schindler, Interpretationsweisen im Literaturunterricht der Alten Sprachen, in: AU XXX/6, 1987, 4-16.
- 11) In der Heimat Spanien zurück, vermisst Martial sogar das ‚mitschaffende‘ Ohr seiner früheren Rezipienten; er komme sich hier vor, als prozessiere er auf einem fremden Forum; wenn in seinen *libelli* etwas Anklang gefunden habe, dann habe es ihm der Hörer diktiert (XII Epistula). Wie kein anderer Autor in der Antike stellt sich Martial auf den Leser ein, der in zahlreichen Epigrammen direkt angesprochen wird (um nur auf Beispiele aus den Büchern I - III hinzuweisen: I Epistula; I 16; I 113; I 118; II 8; III 11; III 68; III 86). Dabei rechnet der Dichter durchaus mit unterschiedlichen Reaktionen:
*Laudat, amat, cantat nostros mea Roma libellos,
meque sinus omnes, me manus omnis habet.
ecce rubet quidam, pallet, stupet, oscitat, odit.
hoc volo: nunc nobis carmina nostra placent.*
(VI 60)
Mein Rom lobt, liebt, rezitiert meine Büchlein, | mich birgt jeder Gewandbausch, mich hält jede Hand. | Sieh, manch einer wird rot, erleicht, stutzt, sperrt den Mund auf, empört sich. | Und genau das will ich: Jetzt gefallen mir meine Gedichte.
- 12) H.-G. Gadamer, Gesammelte Werke, 10 Bde., Tübingen 1986-95, Bd. 8, 391.
- 13) H.-G. Gadamer, Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 1960, 323.
- 14) J. P. Sartre, Was ist Literatur? Ein Essay (rde 65), Reinbek 1958, 28.
- 15) Platon, Sämtliche Werke. In der Übersetzung von Fr. Schleiermacher, Bd. 3 (RK), Hamburg 1958, 292.
- 16) H. Blumenberg, Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans, in: Nachahmung und Illusion (Poetik und Hermeneutik 1), 9-27; hier: 9.
- 17) Immer wieder hat sich der antike Autor dem Nachdenken über die Dichtung innerhalb der Dichtung gestellt, vor allem wenn es ihm darum ging, die Bedeutsamkeit des Epigramms gegenüber den mythischen Stoffen in Epos und Tragödie zu betonen.
- 18) Platon, a.a.O., Bd. IV, 56.
- 19) H.-G. Gadamer, a.a.O., 1960, 156.
- 20) U. Diederichsen, Martial: Epigramme, in: W. Barner (Hg.), Querlektüren. Weltliteratur zwischen den Disziplinen, 48-71, Göttingen 1997, 48-71, hier: 69.
- 21) Meine beiden Interpretationen in dieser Zeitschrift suchten den Nachweis für die Berechtigung der hohen Einschätzung Martials durch U. Diederichsen zu erbringen: W. Schindler, Anschwellen und Abschwellen als Mittel der Satire in Martials Epigramm V 8, FC 4/2000, 254-258; ders., Aus einer Penelope wird eine Helena – Zu Martial I 62, FC 1/2003, 20-26.

WINFRIED SCHINDLER, Schwäbisch Gmünd

... hat wohl mal 'n Hang fürs Küchenpersonal

Zu Martial XII 58

Zündet man heute in Comedy und Sitcom ein Feuerwerk von Witz und Klamauk an, mit brüllendem Gelächter aus der Tonkonserve unterlegt, so genügen in der Kleinform des Epigramms, im Einzeldistichon¹, ein Dutzend Worte, um schillernde Typen und urkomische Possen entstehen zu lassen, – winzige Geschichten voller Situationskomik. Sie regen an, gleichsam um die Figuren eine Komödienbühne aufzubauen, eine Kulisse zu zimmern, einen Spielplan zu entwerfen. Kreativität ist also gefragt, und lachen darf man auch noch selber. Eine solche Szene ist in XII 58 eingefangen, ein Epigramm, das bisher in Fachwissenschaft und Didaktik wenig Deutung gefunden hat:²

*Ancillariolum tua te vocat uxor et ipsa
lecticariola est: estis, Alauda, pares.*

Küchenmagdliebhaberchen nennt dich deine Frau, und sie selbst | ist ein Sänftenträgerliebchen: ihr seid, Alauda, euch so gleich.

Werkinterpretation

Mit *ancillariolum*³, einem semantischen (aus Wurzel, Suffix und Deminutiv gebildet) und metrischen Ungetüm (Spondeus und Choriambus), eröffnet Martial das Distichon. Das Wort beherrscht die ganze Bühne, denn es geht um eine kleine und schräge Beziehungstragödie (Choriambus, das Metrum der unumstößlichen Wahrheit) oder zumindest um eine gelungene Parodie auf eine solche. Das erhofft der Leser: Ein Mann, der danach trachtet, sein weibliches Küchenpersonal zu verführen, ist schon ein Spottepigramm wert. *Ancillariolum* fixiert mit dem syntaktisch noch nicht näher bestimmbaren Akkusativ erst einmal bis zur Penthemimeres (als Interpunktionscaesur zu deuten), wobei der schwere Wortschluss, zugleich feststellend und weiterführend⁴, Verknüpfung sucht. Die pyrrhische Wortform *tua* wird gleich als Pendant gelesen: da treffen eine männliche und weibliche Figur aufeinander, die für eine skurrile, sexuell aufgeheizte Situation garantieren. Der Leser darf auf Beziehungsklamauk und herrlichen Witz im Geschlechterkampf warten. Nach zwei Worten

sind scheinbar die Rollen verteilt. Das lange Monosyllabon *te* an der Hephthemimeres wird zu *ancillariolum* gezogen, die Verbindung hergestellt. Die Alliteration und die beiden Pronomina in der zweiten Person Singular verstärken sich: Du bekommst jetzt dein Fett ab, Ehemann. *Vocat uxor* beendet nur die Kette, die der Leser schon intuitiv gebildet hat (er fühlt sich genüsslich bestätigt). Die Ehefrau gibt dem Mann tüchtig Zunder, was der wahrlich verdient (Schadenfreude), denn wie kann man nur etwas mit der Küchenmagd anfangen und sich noch erwischen lassen.

Das folgende *et* ist durch seine syntaktische Funktion (Eröffnung einer parataktischen Einheit) und durch seine metrische Verknüpfung (zweite Kürze im Daktylus) mit *uxor* verbunden. *Ipsa* bestätigt das: es geht jetzt um die Frau. Den Leser beschleicht (besonders, wenn er Martial kennt) die Ahnung, dass auch bei ihr etliches im Argen liegt. Vorfroide macht sich breit. *Et ipsa* ist somit inhaltlich und positionell für das Enjambement geeignet und sucht ein Verb. Mit *lecticariola*⁵ *est* tönt Hohn und Spott inhaltlich und metrisch wie ein Echo zurück. Was sie von ihrem Ehemann behauptet (noch subjektiv durch *vocat* ausgedrückt), ist sie in Wahrheit selbst (objektive Attribuierung durch *est*). An der Versfuge ist alles über die „Liebesverhältnissen“ beider gesagt.

Es muss aber, um die nachfolgende Passage in ihren Abstufungen zu verstehen, die Funktion der Deminutive geklärt werden. Beide sind nur „Liebhaberchen“, was auch der objektiven Wahrheit entspricht. Sie würden gern mit ihrem Personal etwas anfangen, tun auch einiges dafür (wie später in der Namensdeutung herauszulesen ist), aber erreichen es nicht. Sie sind wohl zu alt, zu hässlich⁶, um für ihre jungen Sklaven wirklich als Liebhaber in Betracht zu kommen. Die beiden Bezeichnungen sind als ironische Metaphern voller Hohn (Diasyrmus) zu lesen. Zugleich kann und darf der Leser um beide Personen eine ganze Geschichte spinnen: Ihn, den Herrn, stimuliert vielleicht die Abhängigkeit seiner Sklavinnen, ihre Jugend, ihre geheuchelte Willfährigkeit, sie ihr exotisches Aussehen (vielleicht Nubier, Ger-

manen), die Körperkraft und die vorgetäuschte Aufmerksamkeit. Aber beide Gruppen sind Herr und Herrin in dieser Beziehung nicht zu Diensten. Man kann sogar annehmen, dass die Sklaven ihre Herren an der Nase herumführen und sie somit zu sklavischen Karikaturen ihrer (gewollten) amourösen Abenteuer machen.

Estis nach der Versfuge spricht das Paar zugleich an: Alles läuft darauf hinaus, dass beide in einen Topf geworfen werden. Der folgende Amphibrachys *Alauda*⁷ schließt sich mit der zweiten Kürze metrisch an und konkretisiert die Frau mit einem Namen, der in sich vieldeutig ist. *Alauda*, eigentlich die Lerche, Haubenlerche, zwitschert, gackert und jubelt ständig über ihren Liebreiz und Witz, um mit den jungen Trägern zu kokettieren. Sie ist auch mit Haarschmuck (Federbüschel)⁸ und sonstigen Utensilien aufgeputzt; das soll sie attraktiv und begehrenswert erscheinen lassen. Zugleich klingt die Ableitung *alodarium* (Wurfnetz) durch. *Alauda* fängt sich in ihren verzweifelten Anstrengungen im eigenen (Liebes-)Garn. Es darf aber nicht übersehen werden, dass mit der Polysemie des Namens zugleich der Ehemann gedeutet wird. Auch er macht sich auf seine Art zum Gecken. Ihr seid euch, wie es jetzt erwartet/unerwartet folgt, beide *pares*. In der Resümee-Pointe wird der Zustand konstatiert.

Beide sind sich gleich:

- in ihrer gehobenen sozialen Stellung, als Herr und Herrin, in ihrem Besitz, Vermögen usw.
- in ihrem Alter, vielleicht in ihrem Aussehen
- in ihrem Begehren anzukommen, Lust und Jugend zu gewinnen
- in ihrem Versagen, ihrem Abgewiesenwerden
- in ihrer Enttäuschung, nicht anzukommen
- in ihren Vorwürfen, die sie auf den anderen projizieren.

Beide haben sich etwas vorgemacht. Deshalb fallen die Vorwürfe, die aus der Enttäuschung erwachsen und mit denen jeder den anderen treffen will, auf ihn selbst zurück. Hierin sind sie sich wirklich gleich, das verbindet sie tatsächlich.

Didaktische Umsetzung⁹

Die Schüler erhalten nicht den Text, denn es soll demonstriert werden, wie gleichsam ein Epi-

gramm an der Tafel erwächst. Der Lehrer zeigt das Bild (Overheadprojektor) aus der „Frommen Helene“ von WILHELM BUSCH, wie Vetter Franz mit der Küchenmagd engumschlungen am Herd steht (Text darunter: wohl mal 'n Hang zum Küchenpersonal).

Der Lehrer weist auf die Küchenmagd und gibt folgende Erklärung: Sie ist eine *ancilla*. Schüler verstehen. Der Lehrer deutet auf den Vetter, hilft mit Pantomime nach: Er ist ein *ancillarius*. Die Schüler lachen, versuchen eine Übersetzung. Lehrer schreibt *ancillariolum* an die Tafel. Es folgt die Erklärung, dass eine Verkleinerungsform vorliegt. Schüler übersetzen das erste Wort. Die Übersetzung wird unter *ancillariolum* festgehalten. Dann schreibt der Lehrer *vocat* an die bestimmte Position, was die Schüler verstehen. Der Lehrer fragt: Wer nennt ihn denn wohl „Küchenmagdliebhaberchen“? Die Antwort kommt zurück: natürlich seine Frau. Schüler übersetzen und der Lehrer füllt *uxor* und einen Teil der dt. Übersetzung ein. *Tua* gibt der Lehrer vor, um einen Impuls zu setzen: Wen nennt denn die Frau einen Küchenmagdliebhaberchen? Zuruf *te* wird eingefüllt.

Et gibt der Lehrer vor, um die syntaktische Weiterführung zu eröffnen. Dann schreibt er *lecticariola* unter *ancillariolum*. Die Lehrkraft stellt das Wort *lectica* und seine Bedeutung vor.¹⁰ Die Frage folgt: Was ist analog zu *ancillariolum* eine *lecticariola*? Die Übersetzung wird eingefüllt. Nun schreibt der Lehrer *est* an und fragt: Wer ist denn das Sänftenträgerliebchen? Antwort: ja sie, ja sie selbst. Lehrer setzt ein, vervollständigt die Übersetzung bis zur Versfuge.

Nun sagt der Lehrer: Wir suchen einen pffiffigen und witzigen Pentameterschluss? Schreiben Sie zusammen mit dem Banknachbarn eine Pointe. Der Lehrer gibt etwa zwei Minuten Zeit, notiert dann verschiedene Schülerwendungen auf Folie. So zum Beispiel: „Jeder bekommt, was er verdient“, „Ihr gehört in den gleichen Topf“, „Ihr seid beide Fremdgerchen“ (eine witzige Schülerantwort, die man aufnehmen sollte) usw. Lehrer schreibt nun den Rest des Pentameters an die Tafel, lässt die Übersetzung fertigstellen. Die Schüler sind enttäuscht über die (angebliche) Schwäche der Pointe. Deshalb gibt der Lehrer

folgende Erklärung: Ein sehr spezielles Wort am Ende setzt nur einen Impuls. Je allgemeiner das letzte Wort ist, um so mehr verlangt es nach stufenweiser Interpretation, ein solches Wort ist *paes*.

Lehrer gibt nun eine kurze Erklärung zu *Alauda*, versucht, die Mehrdeutigkeit des Namens plastisch werden zu lassen. Es wird auch schon angesprochen, dass sich wohl beide aufputzen, um bei ihren Bediensteten anzukommen.

Nun folgt die Frage: Wenn sich beide schon das Fremdgehen (Anknüpfen an die Fremdgerchen ist möglich) vorwerfen, warum denn in der Verkleinerungsform? Wie soll man denn das verstehen: beim dicksten Ehekrach Verniedlichungen? Die Schüler spekulieren hier oft Eifersucht und Neid. Die Frage kommt an die Schüler zurück: Wenn beide ihre Liebschaften haben, warum haben sie sich dann etwas vorzuwerfen? Die Schüler kommen mit etwas Hilfe (Hinweis auf die Deminutive) darauf, dass beide bei ihrem Personal nicht landen können und ihren Ärger und die Enttäuschung bei dem anderen abladen. Nun geht der Lehrer zu dem Endwort *paes* und erarbeitet mit den Schülern die einzelnen Stufen, die Klasse kommt zu einer Enddeutung.

Anmerkungen:

- 1) Zum Einzeldistichon siehe besonders M. Lausberg, Das Einzeldistichon (*Studia et testimonia antiqua*: 19), München 1982.

- 2) U. Joepgen, Wortspiele bei Martial, Diss. Bonn 1967, 130f., kurze Erwähnung; M. Bowie, *Martial Book XII: A Commentary*, Diss. Oxford 1988, 280-282, Belegstellen und einige Erklärungen, kaum Deutung; Bowie spricht des öfteren von Witz, ohne zu erklären, was denn komisch sein soll; in der Fachdidaktik wird nach Kenntnis des Verfassers das Epigramm nicht erwähnt.
- 3) Siehe zu der Wortbildung R. Kühner – C. Stegmann, *Grammatik der Lateinischen Sprache (Erster Teil)*, Hannover 1971, §223c (984) und §222 (976). Bei Sen. ben. 1,9,4 belegt. Zu der Bewertung von Sexualität zwischen Herr(in) und Sklaven in der Antike siehe Bowie (o. Anm. 2).
- 4) Zu metrischen Aussagen im weiteren vgl. besonders H. Drexler, *Einführung in die römische Metrik*, Darmstadt 1987, hier 93.
- 5) Nur hier bei Martial belegt.
- 6) Bei dem Mann klingt wohl auch das Impotenzmotiv, bei der Frau das Vetulamotiv an.
- 7) Siehe zu dem Namen besonders A. Walde – J.B. Hofmann, *Lateinisches etymologisches Wörterbuch (Erster Band)* 1972, 26. Hier Erklärung und retardierendes Moment zugleich.
- 8) Nach der gallischen Legion *Caesars* (so benannt von den Federbüschen, die sie auf den Helmen als Schmuck trugen, vgl. Suet. Caes. 24,2).
- 9) Die didaktische Umsetzung soll hier nur schlagwortartig skizziert werden. Die Interpretation ist ab der 11. Jahrgangsstufe geeignet.
- 10) Lehrer kann auch das Bild einer *lectica* zeigen, vielleicht gleich mit Erklärung: *lecticarius servus est, qui lecticam defert* (Bild aus H. Koller, *Orbis Pictus Latinus*, Zürich und München 1987, 251).

MICHAEL WENZEL, Friedberg

Gräzistisches aus heutiger Sicht (3)

Mit dem folgenden Beitrag schließen wir die in *FORUM CLASSICUM* 4/2003 (S. 216f.) begonnene und in Heft 1/2004 (S. 25ff.) fortgesetzte Serie von insgesamt zehn kleineren Studien unseres hochgeschätzten Kollegen Dr. HEINZ MUNDING ab, der am 15. Januar 2004 verstorben ist. (Vgl. den Nachruf von KLAUS EYSELEIN in *FC* 1/2004, S. 35f.)

(VIII) Zur Geschichte des menschlichen Wissenstriebes (1990)

Die Griechen zeigen, worin, wenn man einmal von dem elementaren Motiv der Neugier absieht, eine frühe und für die Entwicklung des Menschen

offenbar nicht unwichtige Funktion des rationalen Wissenswollens bestand: in der Befreiung von abergläubischer Furcht vor bedrohlichen Naturerscheinungen (wie Sonnenfinsternissen, Blitzen, Donnern u. dgl.). Zwar blieb diese Funktion bei den ersten griechischen Naturphilosophen, den sogenannten Vorsokratikern, noch mehr oder weniger latent; es überwog hier noch die schöpferische Freude am Entwurf grandioser Kosmologien. EPIKUR aber hat dann, nach der „Unterbrechung“ durch PLATON und ARISTOTELES den vorsokratischen Faden wieder aufnehmend, die Sache klar herausgestellt und ihr den für die griechische Spätzeit typischen eudämonistischen

Akzent gegeben (Beispiel: wenn es donnert, dann zielt damit kein Gott auf irgendwelche Übeltäter, sondern das Geräusch hat seine natürliche Ursache, z. B. das Zerreißen oder das Sichaneinanderreiben von Wolken; wenn man sich nun in einem solchen Falle sofort vor Augen hält, dass es sich um nichts weiter als um die Folge einer Ursache handelt, so bleibt man in seiner Seelenruhe unerschüttert). Es lag dann allerdings auch in der Natur der Sache, dass man mit einem solchen „befreienden“ Philosophieren nicht nur den Aberglauben überwinden, sondern auch in Gegensatz zur Religion geraten konnte (siehe LUKREZ!).

Doch zur Erklärung der späteren Weiterentwicklung des menschlichen Wissenstriebes reicht dieses „Befreiungs“-Motiv offenbar nicht aus. Denn wenn z. B. die heutigen Physiker, mithilfe ihrer gigantischen Apparaturen, wieder einmal ein neues Elementarteilchen zu den bisher schon bekannten hinzuentdecken, so wäre es offenbar grotesk zu sagen, damit würde wiederum unsere Furcht vor unerklärten Naturerscheinungen um ein weiteres Stück vermindert. Es müssen also inzwischen andere Motive bzw. Funktionen des Wissenswollens hinzugekommen sein – z. B. ein „faustischer“ Drang zur Erkenntnis und (vor allem) zur *B e h e r r s c h u n g* der Natur.

Freilich: auch der Begriff des „Faustischen“, wie ihn vor 70 Jahren OSWALD SPENGLER im Anschluss an die goethische Gestalt geprägt hat, passt inzwischen auf heutige Forscher nur noch mit Einschränkung. Die Sache hat sich im Verlauf der europäischen Neuzeit und besonders seit dem 19. Jahrhundert gewissermaßen immer mehr verengt und zugespitzt: unsere Naturwissenschaftler und Techniker sind allenfalls noch bei ihrer beruflichen Tätigkeit als *S p e z i a l i s t e n* faustisch, während sie ansonsten, wie andere Leute auch, ihre mehr oder weniger zufälligen persönlichen und privaten Neigungen kultivieren. ROBERT MUSIL hat das seinerzeit an der Gestalt des Ingenieurs, der einerseits imponierend „kraftvolle“ Gedanken hegt, andererseits aber auf seiner Weste seltsam geschwungene Uhrketten oder in seiner Halsbinde bizarre Busennadeln mit Hirschzähnen trägt, sehr eindrucksvoll verdeutlicht (in: *Der Mann ohne Eigenschaften*, 1. Buch, Kap. 10).

Das „Allzumenschliche“ der modernen Fauste ändert jedoch nichts daran, dass sich die speziellen beruflichen Leistungen, die sie trotzdem (oder gerade deswegen) vollbringen, höchst wirkungsvoll miteinander *v e r z a h n e n*.

(IX) „Qualitative Sprünge“ in der europäischen Geistesgeschichte (1997)

In AU 1/1995 schrieb PETER WÜLFING auf S. 14: „Es trennen uns von ihr (= der Antike) die Stufen, die durch Christentum, Renaissance, Entdeckungen und Reformation, durch die Aufklärung des DESCARTES bis KANT, durch die Entwicklung der autonomen Vernunft und des autonomen Individuums, durch das Entstehen der ‚voraussetzungslosen‘ und ‚wertfreien‘ (Natur-)Wissenschaften markiert sind. Dabei handelt es sich nicht um eine stetig-graduelle Steigerung, um eine Entwicklungslinie, auf der man gedanklich sozusagen hin- und zurückgleiten könnte. Es handelt sich um *q u a l i t a t i v e* *S p r ü n g e*, hinter die wir nicht mehr zurückgelangen. Wir stehen unwiderrufflich diesseits dieser Stufen und kommen an der Wahrheit nicht vorbei, dass kein ererbtes Menschheitsproblem sich mehr in der Form stellt, wie es sich einst stellte.“

Dies deckt sich weitgehend mit den Ansichten, die ich selbst im „*Auxilia*“-Band 12 (1985) und in „*Antike als Gegenbild*“ (1990) vertreten habe. Verwundern kann das schon deshalb nicht, weil Wülfing und ich im Jahre 1992 in einem regen brieflichen Gedankenaustausch über dieses Thema gestanden haben.

Aber dabei waren wir eben nur „Spezialisten“: Geisteswissenschaftler, die sich Gedanken über eine rund 3000 Jahre umfassende europäische Geistesgeschichte machten. Es wäre offenbar zu optimistisch, anzunehmen, dass solche Gedanken von der Mehrzahl unserer europäischen Zeitgenossen nachvollzogen werden könnten (um von den *nicht*-europäischen Zeitgenossen nicht zu reden). Denn die sind heute so verstrickt in ihre (ihnen von unserer derzeitigen Industriekultur zudiktierten) praktischen Interessen, dass eine rückwärtsgewandte „kulturelle Anamnese“, also etwa eine nochmalige Vergegenwärtigung unserer Prägung durch das Christentum oder durch die

Aufklärung des 18. Jahrhunderts, aus psychologischen Gründen als reichlich unwahrscheinlich gelten muss. Man kann also nur sagen, dass den Zeitgenossen jene geistesgeschichtlichen Stufen unbewusst „im Leibe stecken“ und sich für sie zu einem nur noch schwer entwirrbaren Amalgam verschmolzen haben.

(X) Ein zukunftsträchtiges Gedankenexperiment des Aristoteles (Politik 1253 b 33 ff.) (1998)

Zunächst den vorausgehenden Kontext in freier Wiedergabe:

Was nun die Einteilung der Werkzeuge („*organa*“) betrifft, so gibt es entweder unbelebte oder belebte. Z. B. für den Schiffskapitän ist das Steuerruder ein unbelebtes, der Steueremann hingegen ein belebtes Werkzeug (denn letzterer ist ja als menschliche Hilfskraft funktionsanalog zu einem Werkzeug). – Auch Sklaven sind belebte Werkzeuge (beziehungsweise, wirtschaftlich gesprochen) ein „belebter Besitz“.

Und hieran schließt nun ARISTOTELES den für uns Moderne so frappierenden Satz, der aber für ihn selber offenbar nichts weiter als ein eingeschobenes Gedankenexperiment war:

„Angenommen nun einmal, dass jedes Werkzeug von selber (wörtlich: „automatisch“) seine Arbeit verrichten könnte, wie das ja in unseren mythischen Erzählungen von gewissen kunstvollen Apparaten (genauer: von beweglichen Dreifüßen) des Dädalus oder des Hephäst berichtet wird; wenn also etwa [um jetzt mal zwei Beispiele aus unserer jüngeren Arbeitswelt zu wählen] die Weberschiffchen selber aufgrund von eigener Voraussicht das Gewebe festschließen oder beim Spiel der Kithara (~ Gitarre) der Schlagring selber [und nicht der Mensch] die Kithara spielte; [wenn also, generell gesprochen, ein solcher Automatismus der Werkzeuge technisch möglich wäre]: dann bräuchten die Architekten keine Handwerker und die Herren keine Sklaven mehr.“

([] = Zusätze von H.M.)

HEINZ MUNDING †

Personalia

Dr. Gerhard Fink zum 70. Geburtstag

Zu den Protagonisten der Alten Sprachen zählt zweifellos Dr. GERHARD FINK. Am Willstätter-Gymnasium Nürnberg als Lehrer und Seminarlehrer tätig, wirkte er weit über seine Heimatstadt hinaus. Besonders das Fach Latein lag ihm am Herzen, für dessen zeitgemäße Vertretung er seine geniale Phantasie und seinen pädagogischen Elan in vielfachen didaktischen Begründungen und methodischen Vorschlägen zum Einsatz brachte. In dem zusammen mit mir publizierten Buch „Konkrete Fachdidaktik Latein“ (1996) hat er eine knappe Summe gezogen.

Seine große konzeptionelle Stärke bewies er in der Lehrbuch-Didaktik: Er hat die *Cursus*-Reihe mitbegründet, als Autor entscheidend mitgestaltet und zuletzt beim *Cursus Continuus* als Herausgeber verantwortungsvoll mitbetreut. Aus seiner Feder stammen auch bewährte Textausgaben, etwa zu GELLIUS. Als exzellenten Kenner der lateinischen Sprache und eloquenten Redner haben

ihn die Teilnehmer vieler Fortbildungsveranstaltungen, auch auf den Kongressen des Deutschen Altphilologenverbandes, kennen gelernt.

Finks größte Leistung ist jedoch ohne Zweifel in seinen Übersetzungen lateinischer Kerntexte, etwa von OVIDS „Metamorphosen“ in Prosa zu sehen. Mit seiner Nachgestaltung der „schönsten Sagen der Antike“ sowie mit einigen Textsammlungen in Buchform über antike Themen versuchte er auch im Kreise außerhalb der Schule das Interesse für die Antike zu wecken. Den letzteren Aufgaben widmet er sich auch und gerade jetzt in der Zeit seines Ruhestandes mit Erfolg.

Am 29. 11. 2004 feiert Gerhard Fink seinen 70. Geburtstag. Das ist für mich Anlass, ihm für seine hohen Verdienste in der Vertretung der Alten Sprachen *intra et extra muros* persönlich und im Namen des DAV herzlich zu danken. Mit meinen Glückwünschen zu seinem Jubiläum verbindet sich ein kräftiges „*Ad multos annos!*“

FRIEDRICH MAIER, München-Puchheim

A. Fachwissenschaft

Gymnasium 111, 2004, H. 3: Th. Gärtner, Die Mytilene-Debatte im thukydideischen Geschichtswerk, 225ff.; P. Kruschwitz, Terenz' Anspruch und künstlerisches Selbstverständnis, 247ff.; A. Fuchs, Caesars Tragödie über die Atuatucker, 265-282. – H. 4: H. Scholten, Die Schildbeschreibung Homers als Spiegel der frühgriechischen Staatswerdung, 359ff.; J. Malitz, „0 puer qui omnia nomini debes.“ Zur Biographie Oktavians bis zum Antritt seines Erbes, 381-409. – **Philologus** 148, 2004, H. 1: D. Lanza, La memoria degli dei, 3ff.; J. P. Poe, Unconventional Procedures in ‚Rhesus‘, 21ff.; Th. Kouremenos, Solid Geometry, Astronomy and Constructions in Plato's Republic, 34ff.; Chr. Brockmann, Das Papyrusfragment und die ältesten byzantinischen Textzeugen der Analytika des Aristoteles, 50ff.; H.-J. Hartung, Kosmologische Aufklärung und sokratische Wende. Zwei Epochengrenzen und Paradigmenwechsel in Ciceros literarischem Entwurf der Aneignung griechischer Theorie in Rom, 64ff.; G. Damschen, Das lateinische Akrostichon. Neue Funde bei Ovid sowie Vergil, Grattius, Manilius und Silius Italicus, 88ff.; J. Dingel, Sextus Pompeius als Nekromant (Anth. Lat. 406R), 116ff.; M. Formisano. The ‚Natural‘ Medicine of Theodorus Priscianus: Between Tradition and Innovation, 126-142; W. Burkert, Mikroskopie der Geistesgeschichte. Bruno Snells ‚Entdeckung des Geistes‘ im kritischen Rückblick, 168-182. – **Hermes** 132, 2004, H. 2: H. Erbse, Die Nachrichten von Anklage und Verteidigung des Sokrates, 129ff.; Chr. Riedweg – J. Weisweiler, Gute Freunde, schlechte Freunde: Nochmals zu Plaut., Bacch. 540-51, 141ff.; V. Höhle, Eine Form der Selbsttranszendierung philosophischer Dialoge bei Cicero und Platon und ihre Bedeutung für die Philologie, 152ff.; G. Scafoglio, L' episodio di Deifobo nell' Ade Vergiliano, 167ff.; L. R. Garcia, A Reading of Ovid, Amores II 15, 186ff.; S. Dimitriev, ‚Good Emperors‘ and Emperors of the Third Century, 211-224. – **Rheinisches Museum** 147, 2004, H. 2: M. Steinrück, Der reihende Prostatil (εἰρομένην) und sein Verhältnis zur Periode, 109ff.;

S. Ihm, Polymestor als Barbar?, 136ff.; M. Liatsi, Die Träume des Habrokomes bei Xenophon von Ephesos, 151ff.; F. Hurka, Überlegungen zur Vita Vergiliana Probiana, 172ff.; J. Werner, „Das Vöblein ist ja bei den ‚Acharnern‘ noch mehr *acharné* ...“. Ein philologiegeschichtlicher Beitrag zur Kontroverse F. A. Wolf – H. u. J. H. Voß, 190-219. – **Museum Helveticum** 61, 2004, H. 2: F. Angio, Artisti ‚vecchi‘ e ‚nuovi‘ (Posidippo di Pella, P. Mil. Vogl. VIII 30), 65ff.; D. Amherdt, La fonction de la poésie et le rôle du poète chez Ausone et Paulin de Nole, 72ff.; R. Burri, Zur Datierung und Identität des Aristainetos, 83ff.; U. Dill, Zur Übernahme des Begriffs *σχόλιον* in die lateinische Sprache, 92-128. – **Archiv für Kulturgeschichte** 86, 2004, H. 1: H.-U. Wiemer, Akklamationen im spätrömischen Reich. Zur Typologie und Funktion eines Kommunikationsrituals, 27-73. – **Classical Quarterly** N.S. 54, 2004, H. 1: T. D. Frazel, The composition and circulation of Cicero's ‚In Verrem‘, 128ff.; J. Hall, Cicero and Quintilian on the oratorical use of hand gestures, 143ff.; J. T. Ramsey, Did Julius Caesar temporarily banish Mark Antony from his inner circle?, 161ff.; M. Toher, Octavian's arrival in Rome, 44 B.C., 174ff.; E. A. Hemelrijk, Masculinity and femininity in the ‚Laudatio Turiae‘, 185ff.; S. J. V. Malloch, The end of the Rhine mutiny in Tacitus, Suetonius, and Dio, 198ff.; L. Fulkerson, ‚Omnia vincit amor‘: why the ‚Remedia‘ fail?, 211ff.; S. J. Green, Playing with marble: the monuments of the Caesars in Ovid's ‚Fasti‘, 224-239. – **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** 48, 2004, H. 2 und 3: E. Mensching, Die Mommsen-Gesellschaft – Zu den Anfängen – ein Ausblick, 62-71, 93-99; ders., Tagen und Feiern, 100-103. – **Göttingische Gelehrte Anzeigen** 256, 2004, H. 1/2: M. Schmidt über Homer Ilias. Gesamtkommentar, hg. von J. Latacz, 1-23; W. Unte über W. M. Calder III – R. Schlesier, Hg., Zwischen Rationalismus und Romantik. Karl Otfried Müller und die antike Kultur, 97-137. – **Vox Latina** 40, 2004, H. 156: I. P. Bauer – S. Albert, Dr. Caelestis Eichenseer octoginta annos natus, 152-156.

ECKART MENSCHING

B. Fachdidaktik

Nachdem sich die Redaktion des **Altsprachlichen Unterrichts** bereits vor gut einem Jahr (Heft 2/2003) mit den Biographien des CORNELIUS NEPOS beschäftigt hat, dreht sich in Ausgabe 3/2004 alles um das Thema „Selbstdarstellungen“: Im Basisartikel gibt MICHAELA BRUSCH einen ausführlichen, gut gegliederten Überblick über „Selbstdarstellungen in der Literatur der Antike“, wobei der Begriff sehr weit gefasst ist und beispielsweise auch CICEROS „Brutus“ zu dieser Literaturgattung gezählt wird. Sehr ideenreich präsentiert sich das erste Praxisbeispiel von NORBERT SIEMER, der sich unter dem Titel „Das eigene Leben im Spiegel der Geschichte“ mit SALLUSTS Sicht auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft beschäftigt; in der gut nachvollziehbar vorgestellten Unterrichtsreihe für die 11. Klasse kommt auch ein interessanter Lernzirkel zum Einsatz (Material teilweise beigefügt). OVIDS Autobiographie in den *Tristien* ist hinlänglich bekannt – dass auch die *Ars amatoria* viel über das Selbstverständnis dieses Autors aussagt, hingegen weniger: In gewohnter Qualität STELLT KARL-HEINZ NIEMANN in seinem Artikel „Ein ‚unkonventioneller‘ Experte“ eine Sequenz zur Leserlenkung Ovids vor. Eher politisches Manifest als persönliche Stellungnahme sind die *Res gestae* des Augustus, deren auszugsweise Behandlung JÖRG PFEIFER für eine im Heft gut dokumentierte sechsstündige Unterrichtsreihe in der Oberstufe vorgesehen hat; dabei tragen auch die Selbstdarstellung des Princeps im Bau des Mausoleums und auf Münzen wesentlich zu Anschaulichkeit und Motivation bei. Mit AUGUSTINUS und BOËTHIUS macht FRANK OBORSKI in „Wer A sagt, muss auch B sagen – oder: Vom Denken, das Flügel verleiht“ zwei eher selten in der Schule gelesene Autoren zum Thema eines Unterrichtsvorschlags, in dem die Schüler vor allem über eigene Lebenserfahrungen einen Zugang zu den *Confessiones* und der *Philosophiae consolatio* finden sollen; zur sprachlichen Erleichterung arbeitet der Autor weiterhin mit der m. E. nicht unproblematischen „linearen Basisübersetzung“ (Bsp. [conf. II, 1]: „Erinnern wollen verübt worden sein Schandtaten meine“). Auf den entsprechenden im Stark-Verlag veröffentlichten

Unterrichtsmaterialien beruht das Praxisbeispiel von MARIA KRICHBAUMER zu ABAELARDS *Historia calamitatum*; herausgegriffen hat sie die für Schüler sicherlich sehr interessante Episode mit ANSELM VON LAON, deren sehr tendenziöse Darstellung leicht für den Unterricht fruchtbar gemacht werden kann – leider, wie im AU häufiger zu beobachten, sollen die Arbeitsergebnisse in einem mit 167 (!) Wörtern vom Umfang her völlig unrealistischen Tafelbild festgehalten werden. In der Rubrik *AUextra* befasst sich RAINER NICKEL mit dem sehr ausführlichen Vergleich zweier Fassungen der mythologischen Erzählung von Herkules am Scheideweg: Die eine findet sich bei OVID (*am.* 3, 1), die andere bei LUKIAN (*Περὶ τοῦ ἐνυπνίου*). Der Magazinteil beginnt mit einer beeindruckend kompetenten Schülerarbeit von SABINE PFEFFERER (12. Jg.) zum Vokabular, das ALEXANDER LENARD in seiner Übersetzung von MILNES englischem Kinderbuchklassiker *Winnie-the-Pooh* verwendet. EVA BODER hat ihren Erläuterungen zum Miniposter („Das Reiterstandbild des Marc Aurel“, mit farbiger Abbildung des Originalstandbildes) eine kurz kommentierte und durch zwei Buchtipps ergänzte griechisch-deutsche Textauswahl für den Gebrauch sowohl im Griechisch- als auch im Lateinunterricht vorangestellt. Tipps und Termine beschließen dieses recht empfehlenswerte Heft mit eher fachwissenschaftlichem denn fachdidaktischem Schwerpunkt.

MARTIN SCHMALISCH

Heft 3/2004 der Zeitschrift **Gymnasium** enthält folgende Beiträge: TH. GÄRTNER: „Die Mytilene-Debatte im thukydeischen Geschichtswerk“ (225-245); P. KRUSCHWITZ: „Terenz' Anspruch und künstlerisches Selbstverständnis“ (247-264) und A. FUCHS: „Caesars Tragödie über die Atuatucer“ (265-282). GÄRTNER beobachtet, dass sich in der Gegenrede des DIODOTUS, des Kontrahenten KLEONS, deutliche Spuren der später von ARISTOTELES in seiner Rhetorik durchgeführten Gattungsscheidung (symbuleutische Rede vs. Gerichtsrede) nachweisen lassen. – KRUSCHWITZ befasst sich mit der Frage, welche Aussagen über Terenz' Anspruch und künstlerisches Selbstverständnis aus dessen Prologen abgeleitet werden

können, um einer Bewertung seiner Ästhetik näher zu kommen. – FUCHS zeigt am Beispiel der Schlacht gegen die Atuatucer (2,29-33), dass es sich bei Caesars *Bellum Gallicum* nicht um einen *commentarius* nach antikem Verständnis handeln kann, sondern um eine Mischform von *historia* und *commentarius*. – Drei Beiträge auch in Heft 4/2004 dieser Zeitschrift: H. SCHOLTEN: „Die Schildbeschreibung Homers als Spiegel der frühgriechischen Staatswerdung“ (335-357): Politisches Handeln und Denken als Reaktion auf einen Diskurs innerhalb der Gesellschaft, als gezielter Umgang mit gewandelten Lebensbedingungen führen zur Ausbildung eines frühgriechischen Staates, der Rat und Volksversammlung aufwies, sich jedoch regional unterschiedlich weiterentwickelte. Auf diese Anfänge, auf die frühgriechische Staatswerdung verweist Homer in der Schildbeschreibung und fügt sie an einer zentralen Stelle der Ilias ein. Mit der Ekphrasis des Schildes stellt er der dramatischen Kriegshandlung kurz vor ihrer entscheidenden Wende das geordnete Leben in der Polis entgegen. Indem der Dichter das Augenmerk seiner Hörer auf das geregelte Polisleben lenkt, inmitten eines scheinbar ausweglosen Konflikts, bietet er damit gleichermaßen eine Antwort auf drängende Fragen seiner Zeit: Nur eine gute innere Ordnung, ihre Verteidigung gegen den Feind, die Sicherung der ökonomischen Grundlage und die Pflege des Kultes gewährleisten den Erhalt der Polis. – H. STEINTHAL: „Sieben Erwägungen zur Ungeschriebenen Lehre Platons“ (359-379): Über die Ungeschriebene Lehre herrscht Streit. Der folgende Beitrag versucht aus der Distanz einige (hoffentlich klärende, vielleicht auch ausgleichende, verbindende) Erwägungen zu bringen: (1) über Problematisches in Platons Lehre, (2) über ARISTOTELES' Verhältnis zu Platons Person und Lehre, (3 und 4) über die „esoteristische“ Platondeutung, (5) über die nicht-esoteristische Deutung, (6) über Deutungen, die zu keiner der beiden Richtungen gehören, (7) über die ausdrücklich mit Platons Namen gekennzeichneten Testimonien des Aristoteles. – J. MALITZ: „O puer qui omnia nomini debes“. Zur Biographie Oktavians bis zum Antritt seines Erbes“ (381-409): Als OCTAVIAN Ende März 44 mit achtzehn

Jahren das Erbe CAESARS annahm, war er ungewöhnlich jung. Seine politische „Frühreife“ wird durch einen Vergleich mit anderen *adulescentes* der republikanischen Zeit nur noch deutlicher; selbst POMPEIUS war als Helfer SULLAS älter. Der brennende Ehrgeiz und das Sendungsbewusstsein Octavians sind auch durch die Förderung zu erkennen, die Caesar ihm trotz seiner schwachen Gesundheit hatte zuteil werden lassen. Fast alle nachprüfbaren Auszeichnungen Caesars für den Großneffen sind für die Zeit der Republik außergewöhnlich und werden später Auszeichnungen für die Prinzen des Kaiserhauses. Von April bis September 45 hielt sich Octavian in Spanien in der unmittelbaren Umgebung des Diktators auf; damals lernten ihn fast alle wichtigen Gefolgsleute Caesars kennen. Das von Sueton ausdrücklich überlieferte Datum des letzten Testaments lässt erkennen, dass Caesar sich erst ziemlich spät und nach den Erfahrungen in Spanien entschieden hat, den Großneffen zum Haupterben zu machen. Er hatte, wie sich zeigen sollte, das Potential seines Großneffen besser als alle anderen erkannt. Da ein junger Mann von sechzehn oder siebzehn Jahren für Männer wie CICERO politisch irrelevant war, gibt es nur wenige Zeugnisse über die Wahrnehmung Octavians vor den Iden des März. (Abstracts von U. SCHMITZER).

Themenschwerpunkt der ZS **Welt und Umwelt der Bibel** in Heft 332/2004 ist „Der Jakobsweg. Pilgern nach Santiago de Compostela“. Neben Jerusalem und Rom gehört Santiago de Compostela zu den drei großen christlichen Wallfahrtsorten. Seit der Wende vom 1. zum 2. Jahrtausend wurde das Grab des Apostels in Spanien zum Ziel einer Pilgerbewegung, die über Jahrhunderte nicht abreißen sollte und heute eine Renaissance erlebt. Nach jüdischer und christlicher Überzeugung ist das ganze menschliche Leben eine Pilgerschaft, nicht nur in der Zeit einer realen Wanderung. In 11 Beiträgen wird das Thema dem Leser vorgestellt, dabei wird aus mittelalterlichen Pilgerführern berichtet, das Verständnis der Pilgerschaft bei den frühen Christen dargestellt, die mittelalterlichen Pilgerwege und das Massenphänomen des Wallfahrens im 11. Jahrhundert werden skizziert sowie das Phänomen des Jakobskultes in Deutschland. Und

die Ausrüstung des Pilgers. Aus der Liste von Webseiten mit Texten über mittelalterliche Pilgerfahrten, den *Codex Calixtinus* oder *Liber Sancti Jacobi* seien zwei genannt: www.pilgern.ch/jakobsweg.htm und www.tu-dresden.de/phf/km/Kunstgeschichte/final/spanien/codex1.html.

Die ZS **Antike Welt** hat mit dem Heft 3/2004 „ihr äußeres Erscheinungsbild renoviert. Ein gewandeltes Leseverhalten, veränderte Sehgewohnheiten und nicht zuletzt auch technische Fortschritte gaben uns Anlass, über unser ‚outfit‘ nachzudenken.“ Schwerpunktthema dieser Nummer ist „Wer die Götter schuf“. Drei große Beiträge befassen sich mit der ägyptischen Gottheit Thot, mit Serapis und Poseidon. Weitere Artikel: E. KÜNZL: „Der Starstich – Rettung vor Blindheit. Heute ist die Operation des Grauen Stars ein Routineeingriff. Doch wie sah es im römischen Altertum aus?“ (45-50). – AUGUSTA HÖNLE: „Orpheus – Ein thrakischer Sänger im griechischen Gewand. Wie die griechische Kunst aus einem ‚Barbaren‘ einen vollendeten Griechen machte“ (51-53). – F. HILDEBRANDT: „Gastmahl des Meeres. Zur Ausstellung antiker Fischteller aus der Sammlung Florence Gottet“ (62-64). – D. Graen: „‚Sepultus in villa‘ – Bestattet in der Villa. Drei Zentralbauten in Portugal zeugen vom Grabprunk der Spätantike“ (65-74). – SIBYLLE BAUER: „Die älteste Steinbrücke am Rhein – stand sie in Mainz? Neuer Holzfund als Indiz für einen frühromischen Brückenschlag“ (83f.). – U. WEBER: „Zurück in die späte Republik. Frei von Überbauungen zeigt Cosa (Italien) Grundzüge römischer Stadtarchitektur“ (85-89). – SUSANNE PETSCHL: „Pharao siegt immer. Krieg und Frieden im Alten Ägypten“ (90-94). – In KLAUS BARTELS Rubrik „Jahrtausend-Texte“ geht es um „Milon von Kroton. Ein herausragender Sportler erobert die griechische Welt“ (112), eine Überleitung zum Titelthema des nächsten Heftes: „Olympia. Die panhellenischen Agone“, **Heft 4/2004**. „Rund um Olympia“ lautet das aktuelle Titelthema; dazu gibt es vier Beiträge: W. DECKER: „Spiele für die Götter. Olympia und die anderen großen Sportfeste des antiken Griechenlands“ (8-19), J. BARTELS: „Sportschau – Antike Athleten in Aktion“ (21-24), es geht hier um die Sonderausstellung im Akademischen Kunstmu-

seum der Universität Bonn. – Ferner J. KNAUSS: „Herakles in Olympia. Mykene und die Legende von der Ausmistung des Augiasstalles“ (25-32), sowie ANGELIKA DIERICHS: „Im Minutentakt durch Athen. Die Metro-Stationen erstrahlen im Glanz der antiken Vergangenheit“ (33-37). – CHRISTOPH BURGER, Professor für Kirchengeschichte an der Freien Universität Amsterdam, hält im Interview mit dem Titel „Latein – Lohnende Mühe?“ die Kenntnis der lateinischen Sprache für evangelische Theologen für unentbehrlich (58f.). – EVA CHRISTOF geht der Frage nach, warum archäologische Objekte als beliebte Werbeträger fungieren: „Werbung mit Antike“ (61-64). – U. PAPPALARDO befasst sich mit dem Porträt in der römischen Welt, näherhin mit Porträts aus dem kaiserzeitlichen Pompeji: „Eleganz, Lässigkeit und Intellektualität“ (91-96); in Rom zur Zeit KONSTANTINS gab es allein für Kaiser und Generäle gut 3785 Statuen, in Herkulaneum sind mehr als 60 Porträts gefunden worden, in Pompeji muss es etwa 500 gegeben haben. – K. BARTELS setzt PHEIDIPPIDES ein kleines Denkmal in dem Artikel „Marathon, Marathon. Metamorphose eines griechischen Expresskuriers“ (112).

Die gegenwärtigen Olympischen Spiele in Athen sind willkommener Anlass, sich mit den Spielen in der Antike zu befassen, so die Zeitschrift **P. M. History** (August 2004): KATHARINA KRAMER, „Olympische Spiele. Der (un)sportliche Kampf um Geld, Macht und Frauen“ (6-13). – Auch der **Der Spiegel** vom 02.08.2004/Nr. 32 macht „Die Erfindung des Sports“ zur Titelgeschichte. M. SCHULZ referiert unter dem Titel „Körperkult im heiligen Hain“ (116-129). – Über Experimente an der Deutschen Sporthochschule Köln berichtet A. Mertin: „Schwungeisen für Herkulesse. Kölner Sportwissenschaftler stellten mit heutigen Spitzenathleten antike Wettkämpfe nach“ (122). – Der Münchner Historiker CHR. MEIER schreibt über „Die Spiele aller Griechen“ in der ZS **Damals** (Heft 8/2004, 64-71) – Titelthema in Heft 9/2004 ist übrigens „Hannibal ad portas“! – „Olympia – Spiele für die Götter“ ist Titelthema in Heft 3/2004, S. 20-40 der Zeitschrift **Abenteuer Archäologie**. Den Zeustempel im heiligen Hain stellt M. SIEBLER vor: „Zeus – Herrscher von Olympia“ (22-27). – Von den Trainings-

und Kampfmethoden antiker Sportler spricht J. WECK: „Kranz oder Tod“ (28-33). – „In ihrem Bemühen, für die Olympischen Spiele 1936 eine direkte Parallele vom antiken Griechenland zum nationalsozialistischen Deutschland zu ziehen, griffen Regisseurin LENI RIEFENSTAHL und der deutsche NOK-Generalsekretär CARL DIEM tief in die Trickkiste – und weit daneben“, so die These von ANGELIKA FRANZ in ihrem Beitrag „Faun und Fackellauf – Leni Riefenstahl und die Missinterpretation des ‚Griechentums‘“ (34f.). – U. SINN zeichnet in seinem Artikel „Olympia neu entdeckt. 130 Jahre archäologische Forschung“ (36-40) die Grabungsgeschichte in der antiken Stätte nach. – Drei Beiträge sind in diesem Heft noch hervorzuheben, ein Interview mit dem Klassischen Archäologen TONIO HÖLSCHER „‚Gladiator‘ hat mir ausgezeichnet gefallen!“ (60f.), der Artikel „Wasser für Hadrian“ über die Villa Hadriana von H. FAHLBUSCH und CHR. OHLIG (62-67) und derjenige von ANGELIKA FRANZ über einen rätselhaften Fund aus dem Palast des Minos im kretischen Phaistos: „Der Diskos des Phaistos“ (76-79). – „Das antike Griechenland. Von Olympia bis Alexander dem Großen: Die Welt der Hellenen“ ist Gegenstand eines 178 Seiten umfassenden Heftes Nr. 13/2004 von GEO EPOCHE; als Schlagwörter der mehr als 20 reich bebilderten Aufsätze seien nur folgende genannt: Homer, Sparta, Philosophie, Theater, Klassik, Kolonisation, Olympische Spiele, Priene, Entdeckungen, Erziehung, Wissenschaft, Weltwunder, Hellenismus, Porträts, Mythologie, Pantheon.

In Heft 2/2004 von **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** bietet BARBARA DEMANDT unter dem Titel „Metamorphose eines Tores“ (26-51) Handreichungen zur Erklärung des Brandenburger Tores. In welche Richtung das Tor versetzt wurde, wie es zum repräsentativen, politischen, umkämpften, zerstörten, weltanschaulichen, schließlich friedlichen Symbol Deutschlands wurde, wird kurz dargestellt. – CORDULA BACHMANN, Berliner Preisträgerin beim *Certamen Ciceronianum* in Arpino 2004, gibt einen farbigen Erlebnisbericht vom diesjährigen Wettbewerb in CICEROS Geburtsstadt. – Von E. MENSCHING folgt ein Ausblick „Zu den Anfängen der Mommsen-Gesellschaft“ (62ff. sowie 93-

99 in Heft 3/2004). – „Caesar dementiert nicht, er leugnet nicht, er rechtfertigt sich nicht – oder besser: er rechtfertigt sich so, dass man es nicht bemerkt.“ Das ist die These für die Darstellung D. STRATHENWERTHS: „Caesar über Caesar“, zu der auch ein Anhang mit Textbelegen gehört (Heft 3, 74-87).

Interessante Beiträge bietet **Scrinium. Alte Sprachen in Rheinland Pfalz und im Saarland** Heft 1-2/2004: Mit dem Projekt „Altrömische Thermaltechnik am Beispiel der Kaiserthermen von Trier“ (3-5) nahm der Schüler MAXIMILIAN MEISER vom Robert-Schuman-Gymnasium Saarlouis 2003 am Wettbewerb „Schüler experimentieren und Jugend forscht“ höchst erfolgreich teil. – Einen sehr anregenden, mit Anekdoten illustrierten Vortrag „Dauer im Wandel. Zur Notwendigkeit der Alten Sprachen“ (6-14) bietet P. RIEMER, ergänzt durch „Latein Pro und Contra – ein Disput“ (15-17), wobei M. HAFFNER die Pro-Rolle übernimmt und W. SCHUHN das Contra formuliert.

Die Zeitschrift **Circulare. Unabhängiges Organ der klassischen Philologen Österreichs** Heft 1/2004 enthält die neuen Oberstufenlehrpläne für Latein (3-5) und Griechisch (6-7), zudem sehr hilfreiche „Arbeiten aus dem Fachdidaktikseminar der Universität Wien“ (20-23) mit Lektürevorschlägen zu einer Reihe von Unterrichtsmodulen, nämlich zu „Politik und Gesellschaft“, „Formen der Lebensbewältigung“ sowie zu „Eros und Amor“. – A. REITERMAYER schreibt in einem Rückblick auf „Euroclassica 2004 in Genua und Athen“ (8), dass F. OLIVEIRA, Präsident der Euroclassica, bis Herbst 2006 ein Europatextbuch mit lateinischen Texten über das jeweilige Land oder von Autoren, die in diesem Land in lateinischer Sprache geschrieben haben, erstellen wird.

Das Heft 25/2004 der Zeitschrift **Ianus. Informationen zum altsprachlichen Unterricht** (Graz 2004, 98 S.) enthält neben einer Fülle von Rezensionen einige wissenschaftliche und essayistische Beiträge: K. BARTELS: „Roms sprechende Steine“ (mit einem Anhang: „Roms sprechende Steine – wie ich mit ihnen ins Gespräch kam“) (7-15). – F. LORETTO: „Senecas Wertlehre“ (16-29). – W. J. PIETSCH: „Lateinische

Europa-Hymnen im Vergleich“ (30-34). – BRITA PILSHOFER: „Die römische Ehegesetzgebung vor Augustus“ (35-42). – W. RINNER berichtet über das Bundesseminar in Prein „Metamorphosen des Mythos – Zur Bedeutung der Mythologie in der Literatur“ (76-79) – H. VOGL gibt einen Rückblick auf den DAV-Kongress in Köln 2004 „Antike verbindet“. Der europäische Bildungsauftrag der alten Sprachen“ (80f.), V. STREICHER erzählt vom „Certamen Ciceronianum XXIV. Zebras, Bonifaz und Cicero – Arpino ist anders“ (86-89).

Heft 2/2004 von **Die Alten Sprachen im Unterricht** (LV Bayern und Thüringen) ist ein sehr starkes Heft. Es beginnt mit einem Rückblick von F. HEUBNER: „Eine kleine Renaissance für Weimar – das 11. Certamen Thuringiae erreicht endlich die Klassikerstadt“ (4-12). Es folgt der Aufsatz von M. GLOCK: „Ovid, Orpheus und ‚ein rechteckig begrenzter Hades‘“ (19-27) in dem es um GÜNTER KUNERTS Gedicht „Fotoalbum II“ geht, das der Autor zur Einbeziehung in den Lateinunterricht empfiehlt: „Im hier erscheinenden Hades-Motiv manifestiert sich die fort-dauernde Wirkung antiker Sinnbilder. Zugleich ermöglicht die zeitdiagnostische Aussage des Gedichts einen unmittelbaren Zugriff auf die jüngste deutsche Vergangenheit.“ – Materialien für eine Vertretungsstunde bietet H.-L. OERTEL: „Latein out? – Nicht als internationales Motto!“ (28-33). Der Autor zeigt an vielen Beispielen,

dass Latein immer noch gerne bei völkerverbindenden Devisen und Leitsprüchen verwendet wird. – Die These, dass die Visualisierung gerade im Lateinunterricht sehr zu empfehlen ist, belegt an einigen Beispielen aus dem Lektüreunterricht sehr eindrücklich H. OFFERMANN: „Nicht immer, aber immer öfter ... Sehen – verstehen – behalten: Latein visuell“ (34-46).

Im **Mitteilungsblatt des Landesverbandes NRW** Heft 2/2004 berichtet BARBARA VERWIEBE von einer Xantener Tagung zum Thema „Von Rom zur Romania: Romanische Sprachen im Lateinunterricht“ (3f.); sie empfiehlt das reiche Material auf der Webseite www.romanistik.de/service.htm – Auf den Seiten 5-9 ist der Vortrag abgedruckt („Die Iden des März und der Zwanzigste Juli – zwei Attentate im Vergleich“), mit dem sich BARBARA SCHELLHAAS als 1. Preisträgerin beim *Certamen Carolinum* 2003 u. a. für die Teilnahme am *Certamen Ciceronianum Arpinas* 2004 qualifiziert hat, das sie dann als zweite deutsche Teilnehmerin überhaupt mit Bravour gewonnen hat. Erst viermal in 24 Jahren ist dieser Preis aus Italien hinausgegangen, 1989 nach Polen, 1990 nach Deutschland, 1995 nach Ungarn und 1999 in die Schweiz; 2004 ging er nach Bergisch-Gladbach. Der Reisebericht nach Arpino durch B. Schellhaas' Lateinlehrer W. LAMMERT folgt auf den Seiten 9f.

JOSEF RABL

Besprechungen

Quo consilio Caesar in Bello Gallico digressionibus, imprimis de Germanis, usus sit

De hoc argumento NICOLAUS HOLZBERG in libro recenter divulgato¹ facunde disserit.

Antiquiores Caesaris operum periti recte censebant scriptorem contra Britannos et Germanos profectum esse non, ut eorum terras expugnaret, sed eo consilio, ut his populis vires exercitus Romani ostendens metum iniceret et a Gallis adiuvandis deterreret, simul, ut eorum mores atque instituta exploraret. Caesarem Oceanum et Rhenum fines naturales imperii Romani agnovisse. Recentiores autem viri docti Caesarem primo Britanniam et Germaniam expugnare

voluisse, sed tum ob difficultates sibi allatas rei renuntiavisse censent. Haec sententia ab Holzberg probata nullo indicio textus firmatur.

Primum Holzberg tractat de digressionibus ad Suebos pertinenti (IV 1-3) contendens (p. 176) mores his attributos causas esse eorum indolis bellicosissimae. Sed id Caesar neque affirmat neque significat. Nam *Sueborum gens bellicosissima omnium Germanorum* non eo dicitur, quod *privati agri apud eos nihil est* (1,7) *multumque sunt in venationibus* (1,8), *corpus durant* (1,10), *in universum remollescere* (2,6) nolunt. Et *libertatis vitae, qua nullo officio aut disciplina adsuefacti fruuntur*, mentio fit (1,9), sed Suebi

libertate vitae in bellandi studium incitari non dicuntur. Contra, quod *maximam laudem putant quam latissime a suis finibus agros vacare*, ad virtutem eorum militarem refertur, quia *hac re significari credunt magnum numerum civitatum suam vim sustinere non potuisse* (3,1). Rectius igitur putamus Germanorum mores et studium bellandi Caesaris sententia ex una eademque natura horum hominum manare.

In digressione de Britannis (V 12-14) eorum mores ibi descripti non, quod Holzberg vult (p. 176), demonstrant eos bellandi cupidiores esse. Ei soli, qui maritimam insulae partem incolunt, etiam *belli inferendi causa e Belgio* transisse dicuntur, sed hoc facto agros colere coepisse. In digressione de Germanis (VI 21-28) Caesar affirmat eorum *vitam omnem in venationibus atque in studiis rei militaris consistere* (21,3). Adiungit studium belli gerendi cultura agri eos commutare nolle (22,3). Etiam opinatur Germanos virtute bellica Gallos superare (24). Caesar hac in re non, ut Holzberg scribit (pp. 176-177), contendit virtutem militarem Germanorum propriam a libertate vitae singulis concessa pendere. Haec libertas absoluta non est. Nam non solum in bello *magistratus vitae necisque habent potestatem*, sed etiam *in pace principes regionum et pagorum inter suos ius dicunt* (23,4-5). Singuli igitur non sunt vere liberi. Duces quidem sequi non coguntur, sed, qui non secutus est, proditor ducitur (23,7-8). Germanorum libertatis mentio hic non fit.

Nec assentiri possumus critico nostro censenti (p.184) Caesarem digressionibus de Britannis et Germanis usum esse, ut legentes moneret hos populos valde periculosos esse et difficulter vinci posse, ita se excusans, quod expeditiones in eos non ad finem perduxisset. Sin autem Suebi, *gens maxima et bellicosissima Germanorum* (IV 1,3), Ubios finibus expellere non potuerunt (3,4), multo minus certe exercitum Romanum vincere valebant. Re vera Caesar a Britannia cum exercitu redit, quia *repentinos Galliae motus* (V 22, 4) timet. E Germania se recipit, quod *inopiam frumenti veritus* vastitatem terrae metuit (VI 29,1). Non id facit, quia se vi militari inferiorem ducit.

Praeterea Holzberg eis assentitur (p.184), qui credunt Caesarem e Britannia et Germania

secesisse, quod Romae adversarii eius tum nimis potentes facti sint. Sed ita non explicatur, cur imperator bellum gerere cum Britannis et Germanis coeperit. Si tum, ne non satis tutus esset, timebat, bella contra hos populos ei ne incipienda quidem erant. Etiam dicendum est capitibus nono et decimo libri sexti Caesarem nusquam referre se bellum magnum contra Germanos parari iussisse. Holzberg igitur perperam contendit (p. 185) eum ibi de tali bello parando pluries loqui. Criticus ipse concedit e verbis Caesaris dicentis se Rhenum transire velle, quia Germani auxilia Treveris miserint et ne Amborigem recipiant, non sequi nisi, ut Germanorum puniendorum causa eorum terram invadere voluerit. Holzberg tum secum pugnat, cum adiungit eodem iure putari posse Caesarem significare se ingentes poenas magno bello gerendo a Germanis petere in animo habere (pp. 185-186).

Criticus noster praecipue Caesaris expeditionem secundam contra Germanos tractat (pp. 186-188), sed haec tractatio probari non potest. Eius sententia Caesar res, ut sunt ante excursum de Germanis (VI,10), post excursum modo haud conspicuo paulum commutat. Hunc ibi denuo, ut ante excursum, magnae silvae mentionem facere, sed post excursum eandem silvam non iam, ut antea, locum esse, ubi Suebi Romanis periculum intentent, sed locum, quo Germani evanescent. Necopinato nos legere Caesarem ex exploratoribus certiore factum esse Suebos se in silvas recepisse (VI 29,1). Holzberg contendit re vera res post excursum easdem esse atque ante excursum, eas non commutatas esse. Germanos primo periculum intentantes et post evanescentes sibi non constare, sed post longum excursum, qui duodeviginti capitibus contineatur, legentes discrepantiam non iam animadvertere. At criticus noster res a Caesare narratas neque omnes memoratu dignas neque clare exponit. Ante excursum capite enim VI 10 Suebi, qui *omnes copias in unum locum* coegerant, postquam *certiores nuntii de exercitu Romanorum*, scilicet de eius magnis viribus, ad eos venerunt, *ad extremos fines* terrae suae se recipiunt ibique *ad initium* ingentis silvae Bacenis *adventum Romanorum expectare* constituunt. Post autem excursum capite VI 29 Caesar *per Ubios exploratores comperit Suebos*

se in silvas recepisse. Videmus igitur res re vera ac valde commutatas esse. Nam ante excursum Suebi ad initium silvae recipiunt, post autem excursum in silvas recedunt. Primo loco Germani adventum Romanorum expectant, altero longius regredi constituunt.

Holzberg etiam aliam discrepantiam se reperisse opinatur. Capite VI 10,2 Caesar exercitui *rem frumentariam providet*, capite VI 29,1 *inopiam frumenti veritus ... constituit non progredi longius et ad Rhenum redit. Sed una res cum altera non discrepat. Primo enim Caesar adhuc sperat se prope Rhenum, ubi agri a Ubiis colebantur, Suebos ad pugnandum deducere posse (§ 2). Tum, postquam Suebos se recipientes usque ad regionem, ubi agri ab eis minime colebantur, secutus est, inopiam frumenti veritus consistit et ad Rhenum redit. Etiam silva Bacenis, quam *infinita magnitudine esse dicit* (VI 10,5), Caesarem manifesto deterret, ne Suebos ulterius sequatur et cum eis pugnare audeat. De veris igitur causis reditus sui legentes non decipit. Id Holzberg non bene intelligit, quia praeiudicata opinione in errorem inductus Caesarem semper in rebus narrandis animos legentium movere voluisse ita, ut sibi faverent, credit.²*

Adnotationes:

- 1) Liber „Große Texte alter Kulturen“ inscriptus Darmstadii anno 2004 a Martino Hose editus est. Commentatio, quam Holzberg scripsit, ibi sub titulo „Der Feldherr als Erzählstrategie. Caesar über Caesar und die Germanen“ paginis 175-193 continetur.
- 2) Cf. librum meum „Caesars Politik in Gallien“ inscriptum, 2^{am} editionem, in urbe Bochumensi anno 2000 apud Brockmeyer, pp.72-74.

GODO LIEBERG, Bochum

Marcus Tullius Cicero, Orator – Der Redner. Lateinisch/Deutsch. Übers. und hrsg. von Harald Merklin, Stuttgart: Philipp Reclam jun. Verlag 2004, 240 S. UB 18273, EUR 5,80 (ISBN 3-15-018273-5).

Knapp dreißig Jahre nach dem Erscheinen seiner zweisprachigen Ausgabe des Werkes *De oratore* legt H. MERKLIN (M.), inzwischen u. a. auch als Übersetzer der Schriften *De officiis*, *De finibus* und des *Cato maior* ausgewiesen, Ciceros *Orator* ebenfalls in einer bilinguen Ausgabe des Verlages

Reclam vor. In der Einleitung (1-15) informiert M. über die rhetorischen Arbeiten des Autors, beschreibt in großen Zügen die Kontroverse um Asianismus und Attizismus und skizziert die inhaltliche Schwerpunktverlagerung vom Kunstdialog *De oratore* zum Traktat *Orator* als Abkehr vom Ziel eines universalen und als Hinwendung zum Vorbild eines idealen Redners. Mit einer ausführlichen Paraphrase des Inhalts beschließt er die Einleitung. In der Gestaltung des lateinischen Textes orientiert sich M. an der textkritischen Ausgabe, welche seinerzeit O. SEEL für die Heidelberger Texte (1952) veröffentlicht hatte, lässt aber die 2. verbesserte Auflage (o. J. <ca. 1965>) unberücksichtigt, da sie keine Veränderungen in der Textgestaltung bietet. Eigene Abweichungen werden indessen verzeichnet (205-206).

M. ist Übersetzer und damit Interpret zugleich. Mit seiner Übertragung (19-203) gelingt es ihm, die überzeugende Mitte zu wahren zwischen dem Bestreben, auch etwas vom Stil des lateinischen Originals für den Leser spürbar werden zu lassen, und zeitgemäßen Formulierungen, die eine zügige Lektüre ermöglichen, ohne sich dabei aufgesetzt wirkender Modernismen zu bedienen oder ins Jargonhafte abzugleiten. M.s Übersetzung besticht durch ursprungssprachliche Orientierung wie durch zielsprachliche Gestaltung gleichermaßen.

Mit knapp gefassten Anmerkungen (207-217), einem Glossar der Eigennamen (218-230) sowie Literaturhinweisen (231 bis 237), für die der Rez. die Aufnahme der Stichworte „Ciceroniasmus“ und „Rhetorik“ aus den Rezeptionsbänden des Neuen Pauly für erwägenswert hält, wird auch dieser Reclamband traditionsgemäß abgeschlossen.

Es bleibt zu wünschen, M. möge sein Bemühen um die Vermittlung Ciceros mit weiteren zweisprachigen Ausgaben fortsetzen. Wenn das *otium cum dignitate* des Pensionärs dieses ermöglicht, wird es der Leser ihm zu danken wissen.

HANS-ULRICH BERNER, Hannover

Karin Florian, Ovids Jahre am Pontus. Eine diachronische Analyse der Tristien und Epistulae ex Ponto als ein frühes Beispiel europäischer Exilliteratur, Diss. Innsbruck 2003, 186 S.

Nach dem großen Interesse, das OVIDS Exil-dichtung längere Zeit insbesondere in dem sehr erfolgreichen Bemühen um eine Neu- und Aufwertung seiner Elegien aus der Verbannung gefunden hat, ist es – soweit ich sehe – in den letzten Jahren doch etwas ruhiger um die Klage-lieder des relegierten Dichters geworden. Umso erfreulicher, dass KARIN FLORIAN (F.) jetzt eine Dissertation vorlegt, die sich erneut eine einheitliche Gesamtdeutung der *Tristia* und *Epistulae ex Ponto* zum Ziel gesetzt hat. Sie bewegt sich dabei grundsätzlich ganz in den v. a. von E. DOBLHOFER vorgezeichneten Bahnen, indem sie das Briefcorpus aus dem Exil unter Anwendung der von der modernen Literaturwissenschaft und Exilforschung aus der Analyse der Exilliteratur des 20. Jahrhunderts gewonnenen Deutungskategorien in einem biographisch-psychologisierenden Ansatz insgesamt als Ausdruck des unter seiner Situation leidenden Dichters (der indes mit der Zeit die Landessprache als Ausdrucksmittel adaptiert und sich von Rom gelöst habe wie auch sozial völlig integriert gewesen sei (z. B. 159 – 160)) und diesen als Archegeten der Gattung Exilliteratur versteht (14). Von diesem Grundverständnis her leitet sich als zentrales Interpretationsziel ab, die psychologische Entwicklung des Menschen Ovid in der Verbannung über die Jahre hinweg aus den Texten zu gewinnen und nachzuzeichnen (6-7), was zugleich die Begründung für die diachronische Anlage der gesamten Untersuchung bietet. Der rubrizierend angelegte Forschungsbericht handelt unter der Überschrift „Poetische Fiktion“ (8) zunächst „biographisch orientierte Interpretationen“ kurz ab, um sich dann ausführlicher mit literarisch orientierten Deutungsansätzen (9-13) und der Fiktionsthese zu befassen, die mit den S. 16-38 den breitesten Raum einnimmt. Zwar ist es verständlich, dass die Fiktionsthese überzeugend zurückgewiesen werden muss, ist doch nur unter der Voraussetzung der Historizität des Exils eine biographisch orientierte Interpretation durchführbar, Folge jedoch ist, dass die recht breit angelegte Auseinandersetzung mit dieser doch eher marginalen Forschungsrichtung dazu führt, dass die Ergebnisse und wesentliche Anliegen der (primär) literarisch orientierten Interpreten nicht präzise genug erfasst oder zumindest wie-

dergegeben und etwas zu rasch beiseite geschoben werden. Die Deutungsversuche, die über einen rein biographischen Zugang hinausweisen und denen nicht abgesprochen werden sollte, Bedeutendes zu einem tieferen Verständnis des ovidischen Spätwerks beigetragen zu haben, dürften gewiss nicht Resultat einer „Mode ...“, biographisch orientierte Interpretationsansätze von vornherein abzulehnen“ (6), sein, wie F. meint. (Dazu auch unten).

Das sich anschließende Kapitel IV „Heimat“ und „Heimatferne“ (42-62) intendiert insbesondere die Vorbereitung und Absicherung der später aus dem Briefcorpus gewonnenen Ergebnisse, indem F. die Erträge moderner Exilforschung referiert und deren Anwendbarkeit auf Ovids Elegien aus der Verbannung als Schlüssel zu deren Verständnis postuliert: Heimweh als Krankheit, deren typische Symptome (Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit, Depression, Bernhardiner-Syndrom, Chez-nous-Syndrom), typische, nicht kontinuierlich verlaufende Entwicklung und v. a. die Nicht-Einmaligkeit von Heimat, die schließlich das Einleben in der neuen Umgebung ermögliche – um nur einiges anzuführen.

Der Hauptteil der Arbeit (Kapitel V „Chronologische Entwicklung eines Heimwehkranken?“, 63-161) verfolgt nun in einem chronologischen Durchgang vom ersten Tristienbuch bis zum 4. Buch der *Epistulae ex Ponto* „eine mögliche psychologische und soziale Entwicklung in seiner [Ovids] neuen Umwelt“ (64), die sich nach F. wie folgt darstellen lasse: Das erste Tristienbuch zeige Ovid, seine Gefühlslebnisse authentisch und unmittelbar ausdrückend, einerseits von Hoffnungslosigkeit, andererseits jedoch nicht von Resignation gekennzeichnet, da er seine ausweglose Situation noch nicht realisiert habe und noch immer an seine Begnadigung glaube. Insofern stelle das die Briefsammlung eröffnende Buch „situationsbedingt einen Ausnahmezustand“ (72) dar.

Einen Sonderstatus nehme auch das folgende Buch ein, das als „Paradebeispiel für gleich zwei exiltypische Verhaltensweisen“ (74) nicht die eigene physische und psychische Befindlichkeit zum Gegenstand habe, sondern – menschlich verständlich – der Ordnung der Gedanken und

im Interesse des Selbstschutzes, „in einem exiltypischen Akt der Selbstbehauptung“ (76) der Beteuerung der eigenen Unschuld diene. Mit dem dritten Tristienbuch könne die eigentliche Untersuchung der emotionalen Entwicklung des jetzt seine Lage reflektierenden Verbannten beginnen. Diese führe – ich muss mich auf die großen Linien beschränken – zunächst über das Eingeholtwerden von überwältigender Sehnsucht nach der Heimat und völliger – gelegentlich von Optimismus durchbrochener – Verzweiflung zu dem Versuch, im Dichten eine Selbsttherapie durchzuführen, die indes an der sprachlichen Isolation scheitern müsse, und (nur) vorläufig emotionale Stabilität gewähre (T. 3 und 4). Dies lasse den Dichter zu dem Entschluss kommen, die Sprache des Gastlandes zu erlernen als Möglichkeit, sich nicht der Resignation anheimzugeben: eine von Rückschlägen gekennzeichnete Übergangsphase (T. 5), die allerdings in den *Epistulae ex Ponto* nach anfänglicher Intensivierung der nunmehr auf die beiden Aspekte „ständige Bedrohung“ und „rauhes Klima“ konzentrierten Klagen dem Entschluss, sich von nun an zusehends des fremden sprachlichen Mediums als dichterisches Ausdrucksmittel zu bedienen sowie zunehmender sozialer Integration weiche (P. 1 und 2). Seinen Abschluss finde dieser Prozess mit Ovids endgültigem Bruch mit der Vergangenheit und dem vollzogenen Schritt in die Zweisprachigkeit (P. 3 und 4).

Der Schlussbemerkung (162 – 166) folgt ein Anhang mit einer Karte zu Ovids Reiseroute und Statistiken zur Häufigkeit der Begriffe *patria*, *urbs*, *Roma*, *Paeligni/-nus*, *Sulmo*. Das Literaturverzeichnis umfasst die S. 173 – 186. Setzt man wie F. die Gültigkeit der Prämisse voraus, dass sich die Erkenntnisse der modernen Exilforschung und der Auswertung der Exilliteratur des 20. Jahrhunderts – bei durchaus eingeräumter literarischer Stilisierung – im wesentlichen ungebrochen auf Ovids Exilcorpus übertragen lassen, wird man durchaus konstatieren dürfen, dass F. bei ausnehmend konsequenter Anwendung des einmal gewählten methodischen Ansatzes ein sehr geschlossenes Bild des Dichters und seiner psychologischen Entwicklung im Exil entwirft.

Es ist andererseits gerade diese Konsequenz des methodischen Zugriffs, die doch einige kritische

Anmerkungen evoziert. Zunächst zum Verhältnis von Realität und Fiktion. Wie die biographisch orientierte Interpretationsrichtung insgesamt verfügt m. E. auch F. nach wie vor über keine verlässlichen und einsichtigen Kriterien oder Kategorien zur Klärung der grundsätzlichen Problematik der Exildichtung, nämlich aufrichtige von unaufrichtigen, ernst gemeinte von nicht ernst gemeinten, authentische von poetisch verfremdeten, bewusste von unbewussten Äußerungen des Dichters zu unterscheiden, der sich in F.s Bild einmal seiner Situation völlig unterlegen, dann sich reflektierend über diese erhebend zeigt. Aus dem gesamten Briefcorpus werden durchweg die Stellen selektiert, die sich exiltypologischer Betrachtung bruchlos einfügen lassen, während Textpartien, die sich der Einordnung in die übergreifende Konzeption sperren, dann zwar rezipiert, aber ohne ausreichende Prüfung als exiltypische Überzeichnung, als Exilpathos umgedeutet werden müssen.

Die Einengung des Beobachtungshorizontes auf exilspezifische Fragestellungen verstellt zudem den Blick auf eine möglicherweise vorhandene Aussageebene, die jenseits unmittelbarer Veranlassung eine zusätzliche Sinndimension enthält und neben dem historisch-realen Bezugsrahmen einen eigenen Bedeutungsraum darstellt. Dementsprechend treten auch der Kunstcharakter, der poetische Gestaltungswille wie auch die poetische Gestaltungskraft der Exilegien kaum in Erscheinung, es findet sich keine durchgängige Analyse auch nur eines Gedichtes.

In diesem Kontext werden auch die durchaus unterschiedlichen Deutungsansätze literarisch orientierter Interpreten im Kern verkannt, die einen Zusammenhang zwischen dem Verbannten und dem die Verbannungssituation gestaltenden Dichter ebensowenig wie Realitätsfragmente oder -signale durchweg leugnen, diese nur nicht psychologisierend gänzlich im konkreten Anlass aufgehen lassen und den poetischen Impuls nicht ausschließlich als Reflex der unmittelbaren Situation sehen.

Gegenüber diesen grundsätzlichen Erwägungen wiegt die z. T. wenig hilfreiche Begrifflichkeit weniger schwer, z. B. liberaler Charakter des Dichters (42), sozialer Fortschritt (122), Solidarisation (123), tragischer Höhepunkt (119).

Die Beurteilung der Dissertation insgesamt wird also entscheidend von der eingenommenen Grundsicht auf die Sache bestimmt sein. Wer auch in den Exilelegien nicht nur weitgehend unmittelbare Realitätsreferenz erwartet, wird eine Auseinandersetzung mit den gerade skizzierten Fragen vermissen; wer indes die Überzeugung teilt, aus den Liedern der Trauer die psychologische Entwicklung des Verbannten eruieren zu können, sieht die biographisch orientierte Ovid-Forschung um einige Aspekte ergänzt.

BURKARD CHWALEK, Bingen

Beate Fey-Wickert: Calpurnius Siculus. Kommentar zur 2. und 3. Ekloge. Trier 2002. (BAC 53) 249 S. ISBN 3-88476-557-4. E 25,00.-.

Diese Bochumer Dissertation befasst sich mit der Kommentierung von zwei der insgesamt sieben Eklogen des aus neronischer Zeit stammenden bukolischen Dichters CALPURNIUS SICULUS. Nach dem ersten prägnant die wesentlichen Aspekte erfassenden Kapitel über Leben und Werk des Calpurnius wird die Stellung der 2. und 3. Ekloge im Gedichtbuch erörtert: Sie bilden das erste Paar der rein ländlichen Gedichte (L), die in die Lücken zwischen den panegyrischen Anfangs-, Mittel-, und Schlussgedichten (P) eingebettet sind, sodass sich folgendes symmetrische Strukturschema ergibt: PLLPLL. Diese „leicht zu durchschauende strenge Ordnung“ könnte laut FEY-WICKERT bewusst als Kontrast zur komplexen Disposition von VERGILS Eclogebuch konzipiert worden sein, um zu unterstreichen, dass Calpurnius „(...) – anders als sein Vorgänger – in wohlgeordneten Zeiten lebt.“ (15). Besaßen Vergils ländliche bukolische Gedichte die eskapistische Funktion von Wunschträumen, dürften die ländlichen Gedichte des Calpurnius „als Ergänzung und Hervorhebung der panegyrischen zu verstehen“ (16) sein.

In einem weiteren Kapitel charakterisiert die Autorin die in der 2. Ekloge festzustellende Gattungsmischung von Bukolik und Georgik in der Tradition Vergils: „Während Vergil jedoch hauptsächlich bukolische Elemente in die Georgik überträgt, beschreitet Calpurnius den umgekehrten Weg.“ (22). Für die 3. Ekloge des Calpurnius weist Fey-Wickert die Gattungsmi-

schung mit Motiven, Junktoren und Begriffen der augusteischen Liebeselegie nach, die allerdings in Vergils 10. Ekloge mit der Widmung an GALLUS, den Begründer der römischen Liebeselegie, ihr Vorbild hat. Drei Kapitel über die Metrik, die handschriftliche Überlieferung und die Auflistung der Abweichungen zu den Textausgaben von KORZENIEWSKI und AMAT schließen den ersten Teil der Arbeit ab, bevor sich eine solide, nicht literarisch zu nennende Übersetzung beider Eklogen anschließt. Der sich anschließende Kommentar erklärt in vernünftiger Gewichtung, was erklärungsbedürftig ist, und führt umsichtig Similien und Motivparallelen auf. In der Kommentierung zu ecl. 3, 77-79 *his tamen, his isdem manibus tibi saepe palumbes, | saepe etiam leporem decepta matre paventem | misimus in gremium* hätte vielleicht die sexuelle Konnotation angedeutet werden können. So bezeichnet Fey-Wickert S. 215 Taube und Hase als „harmlose Tiere“. Der Hase aber war durch seine sprichwörtliche Fruchtbarkeit mit erotischen Vorstellungen verbunden (Hor. serm. 2,4,44).¹ Literaturverzeichnis und Indices zu Namen, Stellen, Wörtern und Realien beschließen ein nützliches und nie geschwätziges Werk.

Anmerkung:

- 1) Vgl. dazu und zu einer Abbildung A. Grüner, *Venus ordinis. Der Wandel von Malerei und Literatur im Zeitalter der römischen Bürgerkriege*, Paderborn 2004, S. 214: „Warum etwa im Cubiculum D (sc. der Villa unter der Farnesina) Frauen mit Hasen spielen, die auf ihrem Schoß sitzen, wird einsichtig, wenn man die erotische Symbolik dieses Tieres in der Antike kennt. Ein Eros, der einen Vogel fängt, mag an die Konnotationen erinnern, die der *passer* bei Catull besaß.“

MICHAEL LOBE, Bamberg

Barbara Feichtinger, Georg Wöhrle (Hg.): IPHIS – Gender Studies in den Altertumswissenschaften, Band 1. Möglichkeiten und Grenzen. Wissenschaftlicher Verlag Trier 2002. ISBN 3-88476-465-9, 124 S., kt., EUR 17,50.

Mit diesem Band wird eine neue Reihe für altertumswissenschaftliche Studien mit einem Schwerpunkt im Bereich der Forschungen zum Geschlechterverhältnis eröffnet, die ein zentrales Organ für die Diskussion inhaltlicher und beson-

ders auch methodischer Fragen im deutschen Sprachraum werden soll. Das Programm umfasst klassisch-philologische (inkl. patristische), althistorische und archäologische Studien und erstreckt sich von der Archaik über die Klassik bis in die Spätantike, bezieht aber auch neulateinische und rezeptions- und wirkungsgeschichtliche Themen ein, um dadurch den Anschluss an aktuelle Diskussionen der Moderne zu ermöglichen. Der erste Band enthält acht Beiträge zu einer entsprechenden Tagung im Juli 2000 an der Universität Trier. In der Einleitung gibt BARBARA FEICHTINGER, Ordinaria für Latinistik an der Universität Konstanz, einen Überblick über die hier zusammengestellten Arbeiten. (Zusammen mit G. WÖHRLE, Professor für griech. Philologie an der Univ. Trier, ist sie zugleich Herausgeberin der Reihe, deren zweiter Band unten ebenfalls kurz vorgestellt wird.) Von ihr stammt auch der erste Beitrag mit dem Titel: Gender Studies in den Altertumswissenschaften – Rückblicke, Überblicke, Ausblicke. Darin heißt es u. a.: „Betrachtet man die Entwicklung der Feminismusfrage in den Altertumswissenschaften in allerjüngster Zeit unter inhaltlicher und methodischer Perspektive, so zeigt sich – analog zu den Entwicklungen in anderen Disziplinen – eine deutliche Verschiebung des Interessenfokus weg von der ‚Frau in der Antike‘ hin zu Fragen nach den weiter gefassten Genderdimensionen der antiken Kultur. In den letzten 5 Jahren nehmen die genderspezifischen Monographien und Artikel weiblicher und männlicher Autoren signifikant zu.“ Es falle auf, dass das Wort „Frau“ in zunehmendem Maß aus den Werktiteln verschwinde, dass sich neue Standards etablieren, „die weder Mann noch Frau als gültige Norm postulieren, sondern beide Geschlechter gleichermaßen durch die Konstruktionen ihrer Kultur konditioniert, geprägt und betroffen sehen.“ (S. 19) – Die weiteren Studien des Bandes sind folgende: ELISABETH HERRMANN-OTTO: Frauen im römischen Recht. Mit einem Ausblick auf Gender Studies in der Alten Geschichte und der antiken Rechtsgeschichte. – GEORG WÖHRLE: Auf der Suche nach der verlorenen Kindheit. Die Grabepigramme von Anyte und Erinna oder: Vom Telos eines Mädchens. – SABINE FÖLLINGER: Frau und Techne:

Xenophons Modell einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. – CHARLOTTE SCHUBERT: Homo politicus - Femina privata? Fulvia: Eine Fallstudie zur späten römischen Republik. – ANDREA MALITS und THERESE FUHRER: Stationen einer Impotenz. Zur Funktion der Frauenfiguren Quartilla, Circe, Oenothea und Proselenos in Petrons Satyrica. – HENRIETTE HARICH-SCHWARZBAUER: Erinnerungen an Hypatia von Alexandria. Zur fragmentierten Philosophenbiographie des Synesios von Kyrene. – CHRISTIANE REITZ und WOLFGANG SCHIBEL: Die gelehrte Frau des Quattrocento: Fakten und Fiktionen damals und heute.

A.F.

Therese Fuhrer, Samuel Zinsli (Hg.): IPHIS – Gender Studies in den Altertumswissenschaften, Band 2. Rollenkonstrukte in antiken Texten. Wissenschaftlicher Verlag Trier 2003. ISBN 3-88476-615-5, 144 S., kt., EUR 19,50.

Der zweite Band der oben vorgestellten Reihe IPHIS enthält sieben Beiträge zu einer im Juli 2002 in Zürich durchgeführten Tagung. In der Einleitung befassen sich TH. FUHRER (Ordinaria für Latinistik an der Univ. Zürich) und S. ZINSLI (Assistent für Latinistik an der Univ. Zürich) mit dem „Begriff der Rolle, der der Theatersprache entnommen ist“, aber „auch in der Soziologie und Sozialpsychologie bei der Analyse sozialer Interaktionsprozesse als Fachterminus verwendet“ wird, und erörtern die Frage, inwiefern er auch „für die Literaturinterpretation bzw. die Beschreibung der in der Literatur dargestellten Interaktionen“ tauglich sein kann. Im Einzelnen enthält der Band folgende Beiträge: GEORG WÖHRLE: Sexuelle Aggression als Motiv in den homerischen Epen. – SABINE FÖLLINGER: Männerbilder in der frühgriechischen Dichtung. – SABINE VOGT: Die „Widernatürlichkeit“ des Kinäden: Zur Reflexion über *sex* und *gender* in der Antike. – HANS PETER OBERMAYER: Impotenz des Helden – Potenz des Erzählers: Die Intertextualität sexuellen Versagens in Petrons Satyrica. – DANIELLE VON MAL-MAEDER: L'autre voix: Représentations de femmes dans les declamations latines. – THOMAS SPÄTH: Väter, Götter, Politik: Männlichkeit und Machtkonzept im römischen Prinzipat. – ELISABETH BRONFEN: Pandoras Nachleben, Figuren

weiblicher Neugierde. – Enthielt der erste Band am Schluss noch ein „Autorenverzeichnis“, so heißt dies im zweiten bereits (dem Anliegen der *gender studies* angemessen) „Autorinnen- und Autorenverzeichnis“.

A.F.

Angelika Lozar/Sybill De Vito-Egerland (Hrsg.): Mittelalter und Renaissance in honorem Fritz Wagner, München (K. G. Saur) 2004, 120 S., , 48 EURO (ISBN 3-598-73018-7).

Der Berliner Hochschullehrer FRITZ WAGNER vertritt als Professor an der Freien Universität seit 34 Jahren überaus erfolgreich die Mittelalterliche Philologie in Forschung und Lehre und hat mit seiner Tätigkeit über die Grenzen seines Faches hinaus nationale und internationale Anerkennung erlangt. Aus Anlass seiner Emeritierung wurde am 3. Mai 2003 im brandenburgischen Kloster Lehnin ein Symposium unter dem Titel „*Medium Aevum Nova Latinitas*“ durchgeführt, dessen Beiträge nunmehr unter dem Titel „Mittelalter und Renaissance“ beim Saur-Verlag publiziert wurden. Den Herausgeberinnen ANGELIKA LOZAR und SYBILL DE VITO-EGERLAND ist für diese Arbeit zu danken, und zwar nicht nur, weil einem so renommierten Forscher wie Fritz Wagner damit auch in schriftlicher Form die gebührende Anerkennung für sein Lebenswerk zuteil wird, sondern weil auf diese Weise drei Vorträge einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, die exemplarische Einblicke in die Welt von Mittelalter und Renaissance gestatten. Den Auftakt bilden die Ausführungen des Kölner Kunsthistorikers GÜNTHER BINDING über „Schwierigkeiten bei der Nutzung mittelalterlicher Schriftquellen für die Baugeschichte dargestellt an den Begriffen *columna – pilarius*“. Anhand verschiedenster lateinischer Quellen zeigt Binding nicht nur, dass im Mittelalter offenbar eine „sich wandelnde Beobachtung und Bezeichnung der unterschiedlichen formalen Erscheinung von Stützen in der Architektur“ (45), also für Säule (*columna*) und Pfeiler (*pilarius*) existierte, sondern er führt exemplarisch die Grundlagenfunktion sorgfältiger philologischer Arbeit für andere Disziplinen, in diesem Fall der Architekturgeschichte, vor.

Einen ungemein materialreichen Einblick in die religiöse Welt des Mittelalters liefert der Präsident der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, WERNER KÖHLER, in seinem Beitrag „Blutwunder und Wunderblutbakterien“. Köhler gibt nicht nur interessante Einblicke in den im Mittelalter weit verbreiteten Blutwunderglauben, sondern als Medizinischer Mikrobiologe bietet er zugleich schlüssige naturwissenschaftliche Erklärungen für diese Phänomene, die bis in die Gegenwart hinein lebendig sind. Der Leser erfährt beispielsweise, dass der Mikroorganismus *Bacterium prodigiosum* als „Wunderbakterium“ für blutende Hostien verantwortlich zu machen ist, deren Auftreten die Entstehung z. T. bedeutender Pilgerstätten wie z. B. Bad Wilsnack in der brandenburgischen Prignitz zur Folge hatte.

Den für Philologie und Schule ganz ohne Zweifel ertragreichsten Beitrag dieses Bandes stellt CLEMENS ZINTZEN, Präsident der Mainzer Akademie der Wissenschaften und Literatur, zur Verfügung. Unter dem Titel „Ein goldenes Zeitalter. Wie schafft man sich eine Kultur? Gedanken zur Entstehung der italienischen Renaissance im 15. Jahrhundert“ erhält der Leser einen ausgesprochen informativen Überblicksartikel zur Entstehung der Renaissance. Zintzen geht von vier Grundvoraussetzungen aus, die erfüllt sein müssen, um eine Kultur entstehen zu lassen: 1. eine Basis, die nachahmenswerte Vorbilder liefert; 2. die Rückwendung zu einem Vorbild mit dem Ziel, „die eigene Kultur auf hohem Niveau angemessen zu verwirklichen“; 3. es muss politische Förderung geben; 4. es müssen hohe Begabungen vorhanden sein (83f.). Auf dieser Grundlage erläutert Zintzen an zahlreichen Beispielen und in übersichtlicher Weise die Entstehungsgründe der italienischen Renaissance: Er führt sog. „äußere Gegebenheiten“ an, nämlich die Herausbildung eines selbstbewussten Bürgertums in den norditalienischen Stadtstaaten mit entsprechender wirtschaftlicher Prosperität, den „Glücksfall der Medici“ (86) als entscheidende Förderer von Kunst und Kultur und die revolutionäre Erfindung des Buchdrucks. Zusätzlich verweist er auf die prägende Bedeutung „innerer Entwicklungen“: Hierzu zählt er die bewusste Rückwendung zur

griechischen und römischen Antike, die von den Vertretern der Renaissance-Bewegung stets „als zeitgemäße Erneuerung der Bildung und damit als eine Überhöhung des Altertums begriffen wird“ (96), ferner die Herausbildung eines neuen Menschenbildes und einer neuen positiv-optimistischen Weltsicht, beides Elemente, die geprägt sind „vom Bewusstsein der Exzellenz des Menschen“ und „von der Bejahung der Diesseitigkeit“ (87). Überzeugend legt Zintzen dar, dass die „eigentliche Initialzündung“ (100) der Renaissance in diesen geistigen Entwicklungen, aber nicht vorrangig in prosperierender Ökonomie und unterstützender Politik zu suchen ist.

„Mittelalter und Renaissance“ ist ein unbedingt lesenswertes Buch, das nicht nur mit beeindruckendem Understatement einen bekannten Forscher ehrt, sondern auch durch seine Inhalte und die insgesamt sorgfältige Gestaltung zu überzeugen weiß, wenn man von der bisweilen uneinheitlichen Rechtschreibung und einigen z. T. unbefriedigend reproduzierten Abbildungen im Beitrag von Werner Köhler absieht. Ein echter Wermutstropfen ist freilich der hohe Preis, der das Buch für Studierende und junge Lehrer/innen kaum erschwinglich macht.

STEFAN KIPF

Lukian von Samosata, „Wahre Geschichten“, übersetzt von Walter Weidner mit Illustrationen von Luise Hubel, Tübingen 2004 (72 S.; Eigenverlag; vom Autor, Stoltzestraße 59, 63073 Offenbach/M., Tel. 069-893748, für 5 Euro zu beziehen).

Die erzählenden Schriften weisen Lukian als einen begabten Erzähler aus; in den ἀληθῆ διηγήματα („wahre Geschichten“) lässt er einen Ich-Erzähler münchhausenhafte Reisen zu märchenhaften Orten schildern. Die Welt der homerischen Epen – die Szenen beherrschen vielfach Gestalten wie Odysseus, Penelope, Kalypso, Achill, Helena, Menelaos – präsentiert sich in wundervoll neu zueinander kombinierten Fragmenten, wobei auch realgeschichtliche Personen und Fakten (z. B. SOKRATES, PYTHAGORAS' Bohnenabstinenz) willkürlich beigemischt sind. Die Kenntnis dieser Ingredienzien ist freilich vorausgesetzt, wenn man die locker aneinander gereihten

Geschichten voll verstehen und genüsslich in sich aufnehmen will.

Das knappe Büchlein liest sich in der Tat als „ein tolldreister Abenteuerroman“, wie WALTER WEIDNER das Werk bezeichnet, der sich, wie es im Schlusswort heißt, „auf dem Meer, auf den Inseln und in der Luft, ... im Walfisch, bei den Heroen, schließlich bei den Ochsenfüßlern“ abspielt. Interesse kommt beim Leser auf, und auch Staunen über dieses lockere, phantasievolle Spiel mit der Tradition, über oft skurrile Situationen und bizarr gezeichnete Ereignisse, zuweilen über recht makabre Bilder (z. B. S. 42: Rhadamanthys ließ die von der Flucht zurückgeholte Helena „an den Schamteilen fesseln und in die Hölle bringen, nachdem sie ordentlich mit Malven ausgepeitscht worden war“).

Der Übersetzer gibt das griechische Original in einem gut lesbaren Text wieder, sichtlich bemüht – ohne zu übertreiben – eine moderne sprachliche Fassung zu schaffen. Die zurückhaltend gestalteten, feinstrichigen Zeichnungen von LUISE HUBEL lockern die Textabfolge auf und setzen das jeweilige Geschehnis einfallsreich in die eigene Vorstellung um.

Schriftbild, Illustrationen, Seitenlayout, Einbandgestaltung fügen sich zu einem geschmackvoll arrangierten Bändchen zusammen, das jedem Freund der Antike zur Lektüre empfohlen sei, gewiss auch bei passender Gelegenheit als Xenium nicht ungeeignet.

FRIEDRICH MAIER, München-Puchheim

Michael Lobe: Stumme Poesie. Lateinische Literaturgeschichte in Bildern. Bamberg 2004. 63 Seiten. DIN A 4-Format. Zu beziehen über das Melanchthon-Gymnasium Nürnberg (Sulzbacher Str. 32, 90489 Nürnberg) oder den Autor Dr. Michael Lobe, Franz-Ludwig-Str. 22, 96047 Bamberg. EUR 5,- zuzüglich Versandkosten. (Dafür ist ein adressierter DIN A 4-Umschlag mit Briefmarken für EUR 1,44 an Autor oder Schule zu senden.)

Die vorliegende Broschüre bietet die Dokumentation einer Ausstellung, die von Dezember 2003 bis März 2004 am Melanchthon-Gymnasium Nürnberg zu sehen war. Ausgestellt waren 30 Titelblätter zu Textausgaben klassischer latei-

nischer Autoren aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die allesamt aus der Alten Gymnasialbibliothek des Melanchthon-Gymnasiums stammen und hier in erstklassiger Qualität reproduziert sind. Ziel der Ausstellung war es, dem Publikum die Schätze der schuleigenen Bibliothek exemplarisch vor Augen zu führen und Interesse und Bewusstsein für eine Bilderwelt zu wecken, die sich dem heutigen Betrachter nicht auf den ersten Blick erschließt. Unsere Sehgewohnheiten sind zum großen Teil konditioniert durch moderne Bildmedien, in denen Bilder in rascher Folge einander ablösen. Dagegen wollen die hier vorgestellten Illustrationen geduldig betrachtet werden, bevor sie ihr Geheimnis preisgeben. Jedem Titelbild (rechte Seite) ist ein Kommentar (linke Seite) gegenübergestellt, der den literaturwissenschaftlichen Kontext herstellt, die mannigfaltigen Bezüge zwischen Bild und literarischem Text aufdeckt und ikonographische Details wie Symbole, Motive etc. zu erhellen sucht. Die Bilder sind chronologisch geordnet, jedoch nicht nach dem Erscheinungsdatum der Textausgaben, sondern entsprechend der literarhistorischen Einordnung der lateinischen Autoren. So ergibt sich eine kleine Literaturgeschichte in Bildern von ENNIUS, über TEREENZ, CAESAR, CICERO, NEPOS, LIVIUS, VERGIL, OVID, SENECA, LUKAN, PLINIUS D. J., SUTTON, TACITUS u.a. bis zur *Historia Augusta*. Der schöne Band kann sicher auch an anderen Schulen, die nicht mit einer solchen Bibliothek gesegnet sind, zur Bereicherung des Lateinunterrichts beitragen. Da der Verfasser, wie er im Vorwort schreibt, „kein zünftiger Kunsthistoriker ist, erfolgte die Kommentierung der Titelbilder vorwiegend aus philologischer Perspektive und aus seiner Kenntnis der Bildgepflogenheiten antiker Kunstwerke heraus, die bis ins 18. Jahrhundert tradiert und verstanden wurden.“ M. LOBE behauptet nicht, dass mit seinem Kommentar „alle ikonographischen Kniffligkeiten der vorliegenden Illustrationen gelöst wären“. Vielmehr sei jeder Betrachter der reizvollen Bilder eingeladen, „sich auf das geflügelte Dichterross zu schwingen, um eigene und weiterführende Entdeckungen zu machen.“ Es lohnt sich und macht Freude.

A. F.

Carl Meissner / Christina Meckelnborg: Lateinische Phraseologie. Unter Mitarbeit von Markus Becker. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2004. XVIII, 262 S. 34,90 EUR (Mitgliederpreis: 24,90 EUR; ISBN 3-534-14760-X).

Für den an der Antike Interessierten ist die Wissenschaftliche Buchgesellschaft in Darmstadt sicherlich eine der wichtigsten Adressen im deutschsprachigen Raum; fast möchte man meinen, der aktuelle Katalog starte nicht nur aus alphabetischen Rücksichten mit nicht weniger als 57 Seiten „Altertumswissenschaft“ (Rubriken wie „Archäologie“ oder „Lateinisches Mittelalter“ noch gar nicht einbezogen). Und was nicht alles (an)geboten wird: Neben Lizenzausgaben der „Sammlung Tusculum“ die eigenen „Texte zur Forschung“ mit der neuen Abteilung „SAPERE – Griechische und lateinische Texte der späteren Antike zu ethischen und religiösen Fragen“, neben den bereits ein- wie fortgeführten „Einführungen“ neue Reihen zu „Gestalten der Antike“ (bis jetzt drei Bände zu HANNIBAL, THEODOSIUS und THEODERICH) oder „Klassische Philologie Kompakt“ (Startband zu AUGUSTINUS), schließlich zahlreiche Einzelveröffentlichungen buchstäblich von A bis Z: von ØIVIND ANDERSENS „Im Garten der Rhetorik“ bis zu ECKART ZUNDELS „*Clavis Quintilianea*“.

Auf diesem zuletzt genannten weiten Feld durften sich zumal Studierende in den letzten Jahren über etliche Neuerscheinungen freuen, die speziell auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten schienen: Lehrbücher zum Selbstunterricht – „Lateinische Stilübungen“ und „Methoden der Latinistik“ von GREGOR MAURACH (1997 bzw. 1998) –, eine (gewichtig erweiterte) Neuausgabe von HERMANN MENGES griechischem ‚Repetitorium‘ (1999) und der monumentale Ersatz des lateinischen, der ‚Burkard-Schauer‘, wie man dieses Werk von Rechts wegen nennen sollte (2000). Die Freude ist allerdings nicht ungetrübt, da wenigstens drei dieser vier Neuerscheinungen höchst problematisch ausgefallen sind (wie man ziemlich bekümmert und besorgt fragen möchte: völlig unvorhersehbar bzw. unvermeidlich?).¹ Nun kann nach einer Art Atempause ein weiterer Band der blau-gelben Reihe in den Blick genommen werden.

Im Unterschied zum sog. ‚neuen Menge‘, wo nur der (Marken-)Name MENGE draufsteht, aber kein Menge drin ist, handelt es sich bei CHRISTINA MECKELNBORGS Werk tatsächlich um die Neubearbeitung von CARL MEIßNERS „Lateinische Phraseologie“: „Geblieden ist ‚die ‚mehr nach praktischen als nach streng logischen Grundsätzen‘ getroffene systematische Einteilung des Stoffes in 17 Hauptkapitel und ca. 180 Unterkapitel“ (p. XIII) und mit diesem Aufbau die Anlage des ganzen Buches. Allerdings greift Meckelnborg – wie schon Burkard-Schauer – ausschließlich auf CICERO und CAESAR als Quellen und klassischen Maßstab zurück. Die dadurch bedingten Streichungen werden rein äußerlich durch die Neuaufnahme im angesprochenen Sinne ‚klassischer‘ Wendungen mehr als ausgeglichen; Meckelnborg kommt nach eigenen Angaben auf ca. 5000 Einträge mit insgesamt ca. 7500 Phrasen (p. XVII mit Anm.17). Dennoch ist ‚der Meißner‘ der Meißner geblieben, nur eben in neuer Gestalt bzw. behutsamer Neugestaltung.²

Bleibt zu fragen und zu prüfen, was ein solches Werk leisten soll und kann. „Einen soliden Phrasenvorrat für die Studierenden bereitzustellen, mit dessen Hilfe sie imstande sind, deutsche Texte – und dies meint sowohl deutsche Übersetzungen antiker Texte als auch antikem Gedankengut nahestehende moderne Texte – in klassisches Latein umzusetzen, ist auch das Anliegen dieser Phraseologie“, heißt es dazu im Anschluss an Meißner, der einen gewissen Grad an Sprachbeherrschung nur dann für erreichbar hielt, wenn dem Lernenden „ein bestimmter, aber enger begrenzter Vorrat von Phrasen zur festen und sicheren Aneignung geboten wird, die ihm dann bei den Übungen der Komposition zur sofortigen Verfügung stehen“ (p. XII-XIII).

Für diese Zielsetzung wäre (wie beim Burkard-Schauer) zu fragen, wie weit die methodisch saubere Beschränkung auf zwei Grundlagen-Autoren trägt – und wo sie einen im Stich lässt: Wozu eine eigene Phraseologie, wenn dort nichts steht, was man nicht auch – und dort doch wohl unvergleichlich besser, richtiger, authentischer – vor Ort bei ‚C&C‘ findet?³ Und was, wenn man darüber hinaus möchte oder muss?⁴

Diese Problematik verschärft sich noch durch eine weitere ‚Hilfestellung‘ der Neubearbeitung: „Um den Studierenden einen Anhaltspunkt zu geben, welche Phrasen besonders wichtig sind, wurden 2000 Einträge ... ausgewählt und jeweils mit einem Asteriscus (*) versehen. Die Auswahl erfolgte unter drei Gesichtspunkten: 1. Häufigkeit des Vorkommens einer Phrase bei Caesar und Cicero, 2. Wichtigkeit einer Phrase in grammatikalischer und stilistischer Hinsicht, 3. inhaltliche Gesichtspunkte für die Übersetzung vom Deutschen ins Lateinische“ (p. XVII) – doch wo erfährt man, was diese Punkte (zumal 2. und 3.) konkret (oder zumindest beispielhaft erläutert) bedeuten und wann im Einzelfall welcher Gesichtspunkt zum Tragen gekommen ist?

Der ‚neue Meißner‘ präsentiert sich dergestalt als eine Art überdimensionales Vokabelheft, eine Art ‚(Autoren-)Wort-(bzw. Phrasen-)schatz nach Sachgruppen‘, eine Art Übersetzungsschule (-schulung?) im kontrastiven Zweispalten-Satz – zum letzten Punkt hatte OTTO SCHÖNBERGER im Vorwort zu seiner Phraseologie (also offenbar vor einem guten halben Jahrhundert) vermerkt: „Auf den deutschen Ausdruck ist besonderer Wert gelegt, um das berüchtigte ‚Übersetzungsdeutsch‘ zu vermeiden.“⁵ In dieser Richtung heißt es jetzt, viele Phrasen seien „mit einer moderneren Übersetzung versehen“ worden (p. XIV); hier wären genauere Ausführungen zu wünschen, ist doch das auf diesen Übersetzungen beruhende „Deutsche Wortverzeichnis“ neben Inhaltsverzeichnis und praktischem Umgang (Lesen und/oder Lernen) ein ganz wesentlicher Zugriff für die Benutzung eines solchen Buches.⁶

Zwei Stichproben aus der schulischen Praxis (Lehrer scheinen mir eine gern unterschlagene Haupt-Zielgruppe für solche Werke der studentischen Ausbildung zu sein):

Zur Einführung in den Reden-Komplex der Verrinen soll ein Satz „Cicero übernahm auf Bitten der Sikuler die Anklage gegen Verres“ dienen – wie lautet er lateinisch? Das (weithin: Einzel-!) Wortverzeichnis weist zwei Seiten zum Stichwort ‚Anklage‘, drei zum Stichwort ‚Bitte‘ (sechs zu ‚bitten‘) und acht zum Stichwort ‚übernehmen‘ aus.

Im Abschnitt „4. Anklage – Urteil“ (p. 188-189) des Kapitels „XV. Recht und Gericht“ finden sich drei Ausgangswendungen: a. „* jemanden (wegen einer Sache) gerichtlich belangen / anklagen (durch Angabe des Namens beim Prätor)“, b. „* jemanden anklagen“ und c. „jemanden auf die Liste der Angeklagten setzen“; durch ein halbes Dutzend weiterer Einträge (warum?) getrennt folgt die allgemeine Formulierung d. „* jemanden wegen eines Verbrechens anklagen“ sowie vier Einträge (mit acht konkreten Füllungen) „jemanden wegen <einer Sache> anklagen“.

Die deutschen Wiedergaben deuten Unterschiede in der sprachlichen (lateinischen) Gestaltung an (a. bis c.), doch deren genaue Bedeutung bzw. Differenz bleibt letztlich ungeklärt: Eine Aufgabe allein der Synonymik bzw. eigener Nachforschungen? Und wie ist das Verhältnis zu Wendungen wie „* den Rechtsweg gegen jemanden einschlagen / beschreiten // gegen jemanden prozessieren“, „jemanden vor Gericht stellen“, „* jemanden vor Gericht laden“, „1) jemanden (zu einem bestimmten Termin) vorladen / vor Gericht zitieren; 2) jemandem den Prozess machen // jemandem einen Prozess anhängen“ – allesamt im Abschnitt „1. Recht und Gericht im Allgemeinen“ (p. 184)? Meinen sie (bzw. ihre lateinischen Äquivalente) nicht auch ausnahmslos *irgendwie* ‚anklagen‘?

Was bedeutet ferner der Stern bei d.: Statistische (welche?) Häufigkeit – grammatikalisch-stilistische Wichtigkeit – etwas Inhaltliches? ‚Neu‘ ist bei *crimine accusare aliquem* gegenüber b. nur der Ablativ *crimine*; doch zumindest beim Redner Cicero kommt solch ein allein stehender Ablativ (im Singular seltener bzw.) gar nicht vor – sowohl im Blick auf die grammatische Konstruktion wie auch im Blick auf die kontextuelle Einbindung kommen Fragen und Bedenken auf.⁷

Näher zur gesuchten ‚Übernahme der Anklage‘ führt das verbale Stichwort in „* einen Prozess übernehmen“ (*causam suscipere / recipere // ad causam aggredi / accedere*), doch die Kapitelüberschrift „3. Prozess – Verteidigung“ (p. 187) lässt nicht gänzlich befriedigt zurück: Kann *causa* auch die Anklage bezeichnen oder tut es das im Regelfalle gerade nicht?

Ist man schließlich mit „* sich durch jemandes Bitten bewegen lassen“ – *precibus alicuius moveri* (p. 49, dann etwa: *Cicero precibus Siculorum motus* ...) gut beraten? Weitere *preces* als ‚Bitten‘ finden sich neben der Wiedergabe „Gebete“ bei „4. Gebet – Wunschformeln – Gelübde“ im Kapitel „XI. Religion und Kult“ (p. 142) und in Hermann Menges „Synonymik“ liest man zum Verbum *precari*: „ein höheres Wesen (Götter oder Menschen) bittend oder betend anrufen“ – man sieht sich zur Vorsicht geneigt.

Zum Vergleich: Ein Blick in den Burkard-Schauer führt im ‚Deutschen Wortverzeichnis‘ gleich auf „**Bitte** auf ~n § 379,7“ und zur Beispielwendung: „*Ad causam Siculorum rogatu accessi (div. in Caec. 12)*“! Und in den Reden Ciceros gibt es (nach MERGUET) ein Dutzend Belege für *rogatu alicuius* (mehr als die Hälfte davon in den Verrinen) – wie steht es da um die an und für sich so berechtigten und ‚richtigen‘ Auswahlkriterien: Häufigkeit – grammatisch-stilistische Wichtigkeit – inhaltliche Bedeutung für die deutsch-lateinische Übersetzung?

Beispiel 2: Was hatten Römer vor Augen? Ich lese in einem Lehrbuchtext: *semper mortem ante oculos habebamus et habemus* – ist das schon oder noch Latein? Ich weiß es einfach und leider nicht und die ach so geläufig-unproblematische deutsche Wendung weckt mein Misstrauen. Diese Unsicherheit oder Verunsicherung – (mit)bedingt durch unverhältnismäßige Lehrbuch-Lektüre? – liegt dabei noch deutlich unter der von ANDREAS THIERFELDER aufgelegten Messlatte: „Ein elementares Erfordernis philologischer Interpretation, nämlich die Aufgabe, stilistische Absichten zu erkennen, kann nur dann geleistet werden, wenn der Interpret in der Lage ist, anzugeben, wie der betreffende Gedanke in anspruchslos-nüchternem ‚Normallatein‘ ausgesprochen werden würde.“ Das Register führt hier unter „Auge“ zu: „* etwas schwebt mir vor Augen“ – *aliquid mihi ante oculos versatur / obversatur*, unter „Tod“ zu: „mit dem Tod vor Augen // im Angesicht des Todes“ – *morte proposita*; eine wirkliche Überprüfung vermag die Phraseologie nicht zu leisten. (Nebenbei: Inwiefern und inwieweit sind Cicero oder Caesar normal?)

Die beiden umfänglichen Register – das „Lateinische Wortverzeichnis“ (p. 211-234) und das „Deutsche Wortverzeichnis“ (p. 235-262) – verweisen zumindest den ersten Blick weithin zuverlässig; auf die Aufnahme „allzu häufig vorkommender Wörter“ wurde jedoch in beiden Fällen verzichtet, zudem „vielfach die zu einer Wortfamilie gehörenden <sc. deutschen> Begriffe unter einem Lemma zusammengefasst“ – man rührt an ein Wespennest: Wo liegen jeweils die Grenzen? Ist es eins und einerlei, ob man den in diesem Zusammenhang konturlos-blassen *homo* nicht aufnimmt oder aber den ‚Notanker in allerlei Übersetzungsschwierigkeiten‘ *afficere* (sc. *aliquem aliqua re*)? Sollte ein Wort wie *tollere* fehlen? Wer vermutet oder sucht ‚Ermordung‘ unter ‚Plan – Rat – Überlegung‘ auf Seite 67 – ohne Stichwort ‚Ermordung‘ (oder ‚ermorden‘) oder Verweis unter ‚Mord‘ sowie – in Zeiten elektronischer Datenverarbeitung – nicht leicht erklärlichen Lücken unter den ‚Lösungswörtern‘ *mors* bzw. *interficere*? Registriert wird eine ‚Seitenstraße‘, nicht aber ‚Seite‘ (vgl. aber p. 9, 12, 14, 22, 42, 63, 152, 172, 192, 195, 203-205), und man findet sich in der Situation der Einwohner Ninives, die nach Gottes strenger Einschätzung nicht rechts und links zu unterscheiden wissen (Jona 4,11 Vulg.): Man kann zwar ‚nach rechts abbiegen‘ (p. 11), nicht aber nach ‚links‘, denn das deutsche Stichwort fehlt (trotz p. 201) – die Frage nach der schlichten Umstandsangabe ‚rechts / links‘ = ‚auf der rechten / linken Seite‘ scheint, wenn ich recht sehe, mit dem ‚neuen Meißner‘ nicht beantwortbar.

Zurück bleibt ein zwiespältiger Eindruck: Genügt für die Ausgangsfrage, was ein solches Werk leisten soll und kann, die Auskunft: „... zu einer guten Übersetzung gehört natürlich mehr als ein Aneinanderreihen von Phrasen. Dennoch ist deren Kenntnis neben der Beherrschung der Grammatik und Morphologie ein sehr wichtiger Schritt auf dem schwierigen Weg zu einer guten Übersetzung vom Deutschen ins Lateinische“ (p. XVII)? Wäre nicht – gerade auch im Blick auf Studierende als Zielgruppe – etwas mehr Problembewusstsein, d. h. ausdrückliche Problematisierung zu wünschen?⁸

Oder geht es beim ‚neuen Meißner‘ doch in einem deutlich enger und bescheidener gesteck-

ten Rahmen lediglich um eine Leiter, die man – aufgestiegen – getrost hinter sich lässt? Umfang und Komplexität des vorgelegten Materials lassen mich zögern, die Sache gar so einfach ‚pragmatisch‘ zu sehen.⁹

Bleibt also eine Neuerscheinung zu begrüßen, die das Angebot für einen nicht unwichtigen und schwerlich schon ausgeschöpften Teilbereich erweitert,¹⁰ dem Verlag für seine Initiative(n) auf diesem Gebiet zu danken (und ihn zu anhaltendem Engagement zu ermutigen) – und Bedenken nebst Vorbehalten der Art: ‚S schadet sicher (sicher?) nicht, aber ist es auch wirklich zu empfehlen?‘ der praktischen Erprobung und Bewährung zu überlassen: Es wird sich weisen.

Anmerkungen:

- 1) Man vergleiche etwa Besprechungen insbesondere auf dem „Göttinger Forum für Altertumswissenschaft“ (www.gfa.d-r.de).
- 2) Über weitere Veränderungen informiert das instruktive Vorwort (p. XI-XVII).
- 3) „Selbstverständlich“ müsse „das Erlernen der Phrasen Hand in Hand gehen mit einer ausgiebigen Lektüre der Werke Ciceros und Caesars“ (p. XVII) – wäre dieses „Hand in Hand“ nicht doch etwas näher zu bestimmen?
- 4) Hatte Otto Schönberger für seine „Lateinische Phraseologie“ (zuerst 1955, in 4. unveränderter Auflage 1979) noch gelassen ungenau angegeben: „Die lateinischen Wendungen sind in der Hauptsache selbstverständlich der klassischen Latinität entnommen, allerdings ohne Engherzigkeit“, fürchtet Meckelnborg bei solchem – schon und gerade auch von Meißner praktizierten – Vorgehen „zwangsläufig ein Stilgemisch, das nicht Ziel einer guten lateinischen Übersetzung sein kann“ (p. XIII). Ist dann allerdings noch wirklich anderes möglich als Rück-Übersetzungen zu Cicero und Caesar in einem sehr (str)engen, beschränkten Sinne?
- 5) Ein sprechendes Beispiel aus dieser Zeit ist Andreas Thierfelders Vorwort zu seiner Neuausgabe des ‚Menge‘ von 1953: „Aufgabe einer Neubearbeitung wäre es auch, das ‚Deutsch‘ der Übungssätze zu reformieren. Dieses dem heutigen Leser in seiner Originalform darzubieten erregt dem Bearbeiter das größte Bedenken von allen.“ Der Absatz schließt „zumal bei Studenten“ in und mit der Hoffnung, „daß sie das Vehikel zum Verständnis des Lateinischen, welches das ‚Menge-Deutsch‘ darstellt, sich nicht gerade zum stilistischen Vorbild erküren“.
- 6) Angesichts der Zwischenzeit eines ganzen Jahrhunderts erscheint die Modernisierung auf den ersten Blick eher moderat – „der Fluss tritt“ nun etwa „über die Ufer“ statt „aus“ (übrigens in beiden Fällen nicht

unter ‚austreten‘ bzw. ‚übertreten‘ zu finden), unverändert hingegen „aus dem Leben scheiden“, „Geld auf etwas verwenden“ oder „spornstreichs“ – und bestärkt den Eindruck, einem alten Buch in lediglich erneuerter Form zu begegnen.

- 7) Man vergleiche (mit & nach dem Lexikon von Hugo Merguet): *suis eum certis propriisque criminibus accusabo; non vult populus Romanus obsoletis criminibus accusari Verrem* (Verr. II 1,43 bzw. 5,117); *ut intellegatis eis accusatum esse criminibus Oppianicum, ut ...; satis esse arbitror demonstratum, iudices, eis criminibus accusatum esse Oppianicum, ut ...; accusatus est criminibus gravissimis; paulo sedatiore tempore est accusatus quam Iunius, sed eadem fere lege et crimine; si interrogarentur, num quo crimine is esset accusatus praeterquam veneni eius ..., negarent* (alles Cluent.: 20, 49, 59, 103, 105); (*dixerisne ... quavis lege, quovis crimine (Sestium) accusandum potius fuisse?* (Vatin. 41)
- 8) Ohne dieses bodenlose Fass wirklich anstechen zu wollen: die Frage(n) nach dem Verhältnis von (Einzel-)Wort, Wortverbindung und Wendung (lateinisch wie deutsch), nach konkretem und übertragenem (Sprach-)Gebrauch („Grundbedeutung“?), nach ‚wörtlicher‘ und ‚freier‘ Wiedergabe, nach (systematischer?) Welterfassung bzw. (exemplarischer?) Strukturkenntnis („wie Römer die Welt sah“ bzw. in Worte fasste) – alles nur Fragen für eine fast unterdrückte Anmerkung?
- 9) Einem so verstandenen (*pattern drill book*) sei zudem wenigstens anmerkungsweise die ambitionierte Alternative der „Lateinischen Wortkunde“ von Rüdiger Vischer an die Seite (gegenüber-?)gestellt.
- 10) Wie wird die schier unglaubliche Leistung der Bearbeiterin angemessen gewürdigt, die sich dieser höchst mühevollen und schwerlich dankbaren Aufgabe gestellt hat?

Bibliographische Notiz:

- Fritsch, Andreas: *Index sententiarum ac locutionum. Handbuch lateinischer Sätze und Redewendungen.* Saarbrücken: Verlag der Societas Latina 1996. [IX, 625 S.]
- Mall, Joseph: *Latinitate optima originali. 5.500 formulis, verborum lusibus, sententiis, electis e poetis locis. Secunda editio.* Münster: Aschendorff 1995. [272 S.]
- Meißner, Carl: *Lateinische Phraseologie. Für den Schulgebrauch bearbeitet. Siebente verbesserte Auflage.* Leipzig: Teubner 1900 (zuerst 1878). [X, 218 S.]
- Menge, Hermann: *Lateinische Synonymik. Sechste, durchgesehene Auflage von O. Schönberger.* Heidelberg: Winter 1977. [236 S.]
- Menge, Hermann: *Lehrbuch der lateinischen Syntax und Semantik. Völlig neu bearbeitet von Thorsten Burkard und Markus Schauer. Wissenschaftliche Beratung: Friedrich Maier.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000. [XXXVIII, 1017 S.]

Menge, Hermann: *Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik.* Bearbeitet von Andreas Thierfelder. 16. Auflage, unveränderter Nachdruck der 11. Auflage <unter Rückgriff auf die 7. Auflage von 1900; Vorwort von 1953>. München: Hueber o.J. [VI, 122, 466 S.]

Schönberger, Otto: *Lateinische Phraseologie.* 4. unveränderte Auflage. Heidelberg: Winter 1979 (zuerst 1955). [148 S.]

Vischer, Rüdiger: *Lateinische Wortkunde für Anfänger und Fortgeschrittene.* 3., durchgesehene Auflage. Mit einem Fundstellenverzeichnis. Stuttgart: Teubner 1996 (zuerst 1989). [231 S.]

FRIEDEMANN WEITZ, Leutkirch

Duden 5. Das Fremdwörterbuch., 7., neu bearb. und erw. Aufl. (Duden 5). Dudenverlag Mannheim usw. 2001, 1056 S. (ISBN 3-411-04057-2).
Duden. Das große Fremdwörterbuch. 3., überarb. Aufl. Dudenverlag Mannheim usw. 2003. 1542 S. (ISBN 3-411-04163-3).

Der Dudenverlag stellt kontinuierlich – auch für den Altsprachler unentbehrliche – Nachschlagewerke bereit.

Das handliche Duden-Fremdwörterbuch (FWB) enthält gegenüber der 6. Aufl. (1997) unter anderem über 3000 neue Lemmata, also insgesamt 53000, und 160 Infokästen zu Bildungsweise, Bedeutung, Herkunft, Gebrauch von Fremdwörtern. Neu sind z. B. (ohne Ableitungen und Zusammensetzungen zu/mit den aufgenommenen Wörtern; auf griechische/lateinische Lexik Zurückgehendes ist hier kursiv gesetzt): *Babyfon, Balsamico, chatten, Chill-out-Room, Cinemax, Daiquiri, designen, D-Jane, Dokusoap (documentum, sapor), Dominoeffekt, Ebolavirus, Energydrink, Eurostar, Expo, Fake, Finissage, Fotoshooting, Friendly Fire, Gender* (es fehlt: ~ *Studies*), *Greencard, Homo = Homosexueller, Katastrophentourismus, Kollateralschaden, Konfix, Macadamia, Nanotechnologie, NASDAQ (National Association of Securities Dealers Automated Quotations System), Ökosteuern, Ostalgie* (dazu gibt's auch schon „Westalgie“), *outsourcen, Plastination, Pokémon (pocket, monster), Postdoc, Potenzpille, Powerfrau (pot-), simsen* (zu *SMS Short Message Service*), *Startup, Taliban, Teletubbies, toppen, UMTS (Universal Mobile Telecommunications System), Womanizer, Xetra (Exchange Electronic Trading).*

Es fehlt unter anderem: *Alumna/us* = AbsolventIn, *Destination* = Ziel(bahnhof usw.), *Format* = TV-Sendung, *H-Bombe* (*Hydrogenium*), *IOC* (*International Olympic Committee*), *IRA* (*Irish Republican Army*), *Kfor* (*Kosovo, fortis*), *klammheimlich* (*clam!*), *Low Budget* (*bulga*), *Masterplan*, *OPEC* (*Organization of Petroleum Exporting Countries*), *PLO* (*Palestine Liberation Organization*), *politische Klasse*, *politisch korrekt*, *Proll*, *prollig* (*proletarius*), *Reha*, *Retro*, *Schema F* (ist nicht aus dem zu *Schema* Gesagten erschließbar), *Tamagotchi*, *Trabi*. Manches ist noch zu neu, um schon berücksichtigt zu sein, so *SARS* (heute meist so)/*Sars* (*Severe Acute Respiratory Syndrome*). *Dialog* muss kein Gespräch „von zwei Personen(gruppen)“ sein: Das Wort geht nicht auf griech. *di(s)* „zweimal“ zurück, sondern auf *diá* „zwischen“; dazu und zu anderem s. meine Rez. des „Großen Fremdwörterbuchs“² in *FORUM CLASSICUM* 4/2000, 290. Zu Formalem: Der Akkusativ Sing. von *Typ* = „männliche Person“ wird heute oft mit -en gebildet: „Ich sehe den *Typen*“, auch „... den *Autoren*“ (noch nicht: „... den *Motoren*“!).

Zur 2. Aufl. des „Großen Fremdwörterbuchs“ (2000; hier kurz: *GFWB*) habe ich mich *FC* 4/2000, 288ff. detailliert geäußert. An neuen Lexemen begegnen jetzt z. B. (Griechisches und Lateinisches ist hier kursiv gesetzt): *Babyfon*, *Balsamico*, *Chill-out-Room*, *Ground Zero*, *Infopost*, *Kollateralschaden*, *Konfix*, *Pokémon*, *Postdoc*, *probiotisch*, *UMTS* (s. o.). Wie schon in der 2. Auflage fehlen Dutzende wichtiger Wörter (dazu meine Rez. *FC* 4/2000, 289ff.), außerdem: *Dominoeffekt*, *Jobfloater*, *Katastrophentourismus*, *Leitkultur* („Leitfossil“ ist drin), *Nanotechnologie*, *Ökosteuern*, *Powerfrau*, *Retro*, *Stadtmöblierung*, *Taliban*, *Trabi*, *Zählkandidat* (z. Z. häufig im Zusammenhang mit der Bundespräsidentenwahl benutzt). „Hype“ heißt vor allem „Rummel“.

Auffällt, dass das *FWB*⁷ (2001) zahlreiche Wörter enthält, die das *GFWB*³ (2003) nicht hat, obwohl es neuer und viel umfangreicher ist (ca. 70000 gegenüber 53000 Lexemen), obwohl es im gleichen Verlag erschienen ist und obwohl mindestens ein Lexikograph an beiden Werken mitgearbeitet hat. Das *GFWB* ist eben diesmal nur „bearbeitet“, noch nicht „neu bearbeitet und erweitert“ wie das *FWB*. – Zur Betonung im

GFWB: Korrekt akzentuiert sind *Kóitus*, *Diabétes mellítus*, *Vagína*, *Pátina*; bei *Kátharsis* steht: „auch *Kathársis*“, umgekehrt bei *Libido*: „auch *Libído*“. Bei *Tínnitus* ist nur Anfangsbetonung verzeichnet, bei *Angína* nur Betonung auf der vorletzten Silbe. In der Tat sind die nicht den griechischen bzw. lateinischen Regeln entsprechenden Akzentuierungen immer häufiger zu hören, s. meine Rez. des „Psyhyrembel“ und des Duden-Wörterbuchs medizinischer Fachausdrücke in *FC* 3/2003, 177ff. – Vgl. ferner zu Aspekten beider *FWB* meine Rez. des Rechtschreib-Dudens: *FC* 3/2000, 186ff., des Duden-Universalwörterbuchs: ebd. 2/2001, 143f., des Duden-Zehnbänders: ebd. 3/2002, 22ff., von KYTZLERS „Unser tägliches Griechisch“: ebd. 3/2002, 25ff., des Deutschen Fremdwörterbuchs, Neubearbeitung Bd. 3-4: *AAHG* 56, 2003, H. 3-4.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Lektüre Latein. Antike Medizin. Texte mit Anmerkungen und Zusatzmaterial bearbeitet von Dietmar Schmitz. Freising: Stark Verlagsgemeinschaft 2003 (ISBN 3-89449-643-6); 70 S., EUR 3,90 (Format 11,5 x 16,5 cm).

Der Stark-Verlag (im Internet: <http://www.stark-verlag.de>) ist vermutlich vielen Lehrern durch seine Sammlung der bayerischen Abituraufgaben zum Fach Latein bekannt. Hieraus kann man auch für die sonstige Unterrichtspraxis manche Anregung schöpfen. Weniger bekannt sind vielleicht die Materialien zur Latein-Lektüre. Bisher liegen kleine, handliche Bände zu ff. Themen vor: *SENECA, Epistulae morales ad Lucilium*, Buch 1; *Die Frau im antiken Rom*; *Historia Calamitatum*. Die Reihe wurde im vorigen Jahr erweitert um die Textausgabe unseres Redaktionsmitglieds DIETMAR SCHMITZ zur antiken Medizin. Die fachwissenschaftlichen und fachdidaktischen Grundlagen hat D. S. bereits in *FORUM CLASSICUM* 3/2002 (S. 186-192) dargestellt. Hier liegt nun eine handliche Sammlung für die Hand des Schülers vor, gegliedert in vier Kapitel: 1. Der Eid des HIPPOKRATES (lat. Fassung von IANUS CORNARIUS); 2. CELSUS und die antike Medizin; 3. Entstehungsgeschichte der römischen Medizin; 4. Antike Ärztekritik. Das Ganze jeweils übersichtlich gegliedert mit knapper Einleitung, lat. Text,

Anmerkungen, Arbeitsaufträgen. Abgeschlossen wird das Heft durch ein Verzeichnis der Mediziner der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit, ein kleines Lernvokabular zum Thema „Antike Medizin“ und ein alphabetisches Personenregister. – Dazu gibt es ein sorgfältig ausgearbeitetes Lehrerheft in Loseblattform mit Übersetzungen, Erwartungshorizonten, ergänzenden Materialien, Hinweisen auf weiterführende Literatur, Medien und Internetadressen. Insgesamt ein sehr gelungenes Ensemble. Das Textbüchlein dürfte sich wohl nicht nur für einen fachlich spezialisierten Lateinunterricht, sondern gelegentlich auch als „Mitbringsel“ für lateinfreudige Mediziner eignen.

A. F.

AUSPICIA. Unterrichtswerk für Latein als zweite Fremdsprache in drei Bänden. Band I von Klaus Karl, Harald Kloiber, Nicole Schönberger und Dr. Günther Wolf. Latein-Buch-Verlag Lappersdorf 2004, EUR 15,-.

Vorbemerkung der Redaktion:

*Die beiden nachfolgenden Besprechungen betreffen ein neues lateinisches Unterrichtswerk, das bisher nur in Bayern zugelassen ist. Beide Autoren haben nichts voneinander gewusst, sie kennen die jeweils andere Rezension nicht. Zu bemerken ist, dass Herr HOFFMANN nicht an dem von ihm gelobten Werk *Auspicia* beteiligt ist und dass sich Prof. WESTPHALEN seit fünf Jahren zwar „nicht von der Lateinidaktik, aber von seinen Verpflichtungen als verantwortlicher Herausgeber zurückgezogen hat“ (FC 3/1999). Die sehr kontroversen Besprechungen machen deutlich: Es geht nicht darum, ein neues Buch hochzuloben oder niederzumachen; es geht um die grundsätzliche Ausrichtung eines zeitgemäßen Lateinunterrichts.*

„Seit der Curriculumreform vor 25 Jahren werden die Lateinbücher immer bunter, immer anregender, immer einfallsreicher, ... – und doch fehlt es bei vielen Schülern an Begeisterung, sind die Ergebnisse des Unterrichts oft dürftig, die Sprachkenntnisse nicht selten erbärmlich.“¹ Um diese Misere zu beheben, fordert WAIBLINGER eine

Neukonzeption des Unterrichts und der Lateinbücher, die statt von überfordernden Texten auszugehen wieder die Sprache und die Grammatik zum Ausgangspunkt nehmen sollen.

Für eine derartige Neukonzeption bietet derzeit der Lateinunterricht in Bayern Gelegenheit, da dessen Lehrpläne gerade neu gefasst werden² und neue Unterrichtswerke erforderlich machen. Dem Anliegen Waiblingers verpflichtet fühlt sich das dreibändig angelegte Unterrichtswerk *Auspicia*, das von vier Kollegen im Lateinbuchverlag Lappersdorf für Latein als zweite Fremdsprache herausgegeben wurden. Ob der Name sonderlich glücklich gewählt ist, sei dahingestellt; sinnvoll hingegen – das sei gleich vorweggeschickt – ist das Konzept. Die Autoren kommen ausnahmslos aus der Schulpraxis und lassen eine reiche Unterrichtserfahrung (auch als Seminarlehrer) in dieses Unterrichtswerk einfließen.

Bereits vom Äußeren her setzen sich *Auspicia* vom bisherigen Trend ab. Statt das äußere Format ständig zu vergrößern, beschränken sich *Auspicia* auf regal-, taschen- und schülerfreundliche 23 x 17 Zentimeter, und die Mütter dürften sich beim Büchereinbinden über den geringeren Verschnitt freuen. Auch von der Reizüberflutung herkömmlicher Lateinbücher, bei denen die Texte und Übungen unter einer Fülle von Bildern, Karikaturen und sonstiger Layout-Elementen verschüttet sind, nehmen *Auspicia* wohltuend Abschied.

Deswegen ist das Buch noch lange keine Bleiwüste, im Gegenteil: Öffnet man das Buch, so findet man gleich am vorderen Buchdeckel und ebenso am hinteren Karten, die sich auf das Wesentliche konzentrieren, ohne den Schüler mit einer Fülle von Eintragungen zu überschütten. Zu jeder Lektion finden sich ein bis zwei Bilder aus der antiken Kultur, die sachgerecht ausgewählt wurden: Dabei werden auch Museumstücke, Modelle und Rekonstruktionen (JUNKELMANN), aber auch neuzeitliche Skulpturen berücksichtigt. Alle Seiten sind klar strukturiert, der Einsatz von Farbe und die sonstige Gestaltung stehen im Dienste der Sache, der lateinischen Sprache und Kultur; all das führt den Schüler nicht zum platten Amusement, sondern verhilft ihm – im eigentlichen Sinn des Wortes – zur Askese: zu einer konzentrierten Beschäftigung und Einübung.

Auspicia I umfasst 79 Lektionen und 26 Wiederholungen. Jede dieser Lektionen beinhaltet genau einen Grammatikstoff sowie etwa sieben Vokabeln und ist für eine Unterrichtsstunde gedacht. Auf diese Weise wird nicht nur der Grammatikstoff deutlicher profiliert, sondern auch die Planung erleichtert. So kann es nicht mehr passieren, dass Ferien, Krankheit oder die immer mehr um sich greifenden Schulveranstaltungen und Projekte eine Vier-Stunden-Lektion mit völlig heterogenen Stoffen zerreißt. Der Lateinunterricht bekommt dadurch einen festen Rhythmus, dessen hilfreiche Funktion auch die Allgemeine Pädagogik³ wieder erkennt. Die Rhythmisierung – es handelt sich sozusagen um einen Vierviertel-takt – geht bei *Auspicia* noch weiter: Jeweils drei Einzellektionen hintereinander bilden vom Grammatikstoff und manchmal auch vom Inhalt des Lesestückes her eine gewisse Einheit und werden von der darauf folgenden Wiederholungslektion noch einmal vertieft.

Die Einzellektion besticht durch ihre schon erwähnte (auch äußerlich) klare Strukturierung. Sie beginnt mit einer einführenden Sachinformation, um das „fremdkulturelle Schema“⁴ zu vermitteln bzw. um das Verständnis des Lesestückes zu erleichtern. Sie sollen vom Schüler als vorbereitende Hausaufgabe gelesen werden; manchmal sind sie wohl etwas lang und detailreich ausgefallen. Als thematischen Schwerpunkt wird für den ersten Band „Roms Aufstieg zur Weltmacht“ angegeben. Die Themenpalette ist allerdings breiter: Sie umfasst die gesamte römische Kultur mit kleineren Ausblicken zu den Griechen. Trotzdem liegt der Schwerpunkt bei der römischen Geschichte. Fächerübergreifendes zum Geschichtsunterricht ergibt sich damit von selbst. Die Themenanordnung folgt allerdings mehr dem Prinzip der Varietas als einem chronologischen Schema. Hier kommt es dem Lehrer zu, etwa durch eine vorstrukturierte Zeitleiste Ordnungshilfen zu schaffen. Zu hoffen bleibt, dass in den Folgebänden Griechenland (Mythen, Geschichte) stärker profiliert wird, auch im Blick auf die dritte Fremdsprache Griechisch.

Auf die Sachinformationen folgen drei bis sieben einfache Einzelsätze, anhand derer der

Lehrer den neuen Grammatikstoff mit den Schülern erarbeiten kann, falls er nicht anderen Methoden den Vorzug gibt.

Eine Neuerung stellt das nun folgende Lesestück dar. Da es innerhalb einer Unterrichtsstunde (incl. Hausaufgabe) bewältigt werden soll, ist es entsprechend kurz und umfasst manchmal nur 50 Wörter. Es orientiert sich nicht mehr an Originaltexten („nach Tacitus“, „nach Cicero“), sondern an der durchgenommenen Grammatik, in deren Dienst es steht. In nahezu jedem Satz wird aktueller Grammatikstoff umgesetzt. Es nimmt gleichsam eine Mittelstellung ein zwischen den Einzelsätzen der früheren und den überzogenen zusammenhängenden Stücken der neueren Lateinbücher. Die Folge ist allerdings, dass manche dieser kurzen und gedrängten Texte etwas holprig wirken. Hier sollten die Texte des zweiten Bandes, denen ja auch mehr Wortschatz und Konnektoren zur Verfügung stehen, auf mehr Glätte achten.

Die Einzellektion wird abgeschlossen mit einem reichhaltigen und vor allem praktikablen Übungsmaterial. Darunter finden sich sowohl Aufgaben zum Inhalt des Lesestückes bzw. zur römischen Kultur als auch zum Grammatikstoff: Einzel- und zum Teil auch zusammenhängende Sätze sowie Formenübungen (gelegentlich auch in Rätsel-form), mit denen der Stoff weiter gefestigt oder wiederholt werden kann. Positiv hervorzuheben ist das Angebot zahlreicher deutsch-lateinischer Sätze. Erfahrungsgemäß fördern sie nachhaltig die Kenntnis der lateinischen Sprache und damit auch die Übersetzungsfähigkeit, andererseits kamen sie im Unterricht mit den eher text- und kulturorientierten Lateinbüchern oft zu kurz und wurden dadurch zur Falle in den gemischten Schulaufgaben. In *Auspicia* findet der Lehrer jedenfalls ausreichendes Material zur Auswahl, um im Unterricht die Gewichte nach seinen Vorstellungen zu verteilen. Auch für Intensivierungsstunden und für die Wiederholung vor der Schulaufgabe werden noch genügend Auswahlübungen bleiben.

Auf Transparenz und Klarheit wird auch im Grammatik- und Vokabelteil des Buches geachtet. Hier kommt – im Gegensatz zur Varietas bei den Themen – die helfende Ordnung zu ihrem Recht. Die Grammatik wird mit Hilfe übersichtlicher

Tabellen sowie knapper, aber präziser Erläuterungen dargeboten. Sie ist so aufgearbeitet, dass auch Schüler, die gefehlt haben, Versäumtes eigenständig nachholen können. Durch entsprechende Siglen (**F**ach**W**örter, **F**ormen**L**ehre, **G**rammatik) und Absätze werden frühzeitig Ordnungsschemata angelegt. Großes Augenmerk wird auf die Erläuterung von grammatikalischen Fachbegriffen gelegt; durch ein eigenes Register dieser Begriffe findet der Schüler diese Erklärungen leicht wieder, wenn er deren Bedeutung vergessen haben sollte. Mit ihr werden auch wesentliche Elemente des grammatikalischen Grundwissens für Deutsch abgedeckt.

Bei der Behandlung Formenlehre scheint immer wieder der „Modellbaucharakter“ der lateinischen Sprache durch. Von vornherein wird auf einen konsequenten Aufbau geachtet und auch im Druckbild zwischen Stamm und Tempuszeichen unterschieden: *vocav-eram*, und nicht wie vielfach zu lesen ist: *voca-v-eram*. Ähnliches gilt von der Durchnahme der 3. Deklination, die konsequent nach Stämmen aufgebaut ist. Das Bemühen, möglichst alle Vertreter dieser Deklination einer Gruppe zuzuweisen und dadurch erratische Vereinzelungen zu vermeiden, ist sicher positiv zu sehen. Für *sanguis*, *lapis* und *pulvis* eine eigene Gruppe „maskuliner Ungleichsilbler auf -is“ aufzumachen, scheint mir allerdings etwas über das Ziel hinauszuschießen.

Der Wortschatz – er umfasst wie gesagt sieben Vokabeln pro Tageslektion – ist systematisch nach grammatikalischen Kategorien angeordnet. Verweise aufs Englische und auf Fremdwörter sind eine willkommene Lernhilfe. Etwas übertrieben wirkt hingegen, wenn im Wortschatz Vokabeln mitunter allzu viele Trennstriche enthalten: *con-curr-e-re*. So hilfreich dies bei der Durchnahme ist, beim Lernen und vor allem beim Wiederholen wirkt es störend.

Bei den Grammatiksequenzen⁵ gehen *Auspicia* ebenfalls eigene Wege. Dies betrifft vor allem die Entscheidung zwischen der horizontalen und vertikalen Methode⁶. Die Deklinationen werden der Reihe nach vertikal eingeführt, also erst die a-Deklination, dann die o-Deklination und schließlich die 3. Deklination systematisch mit ihren verschiedenen Stämmen. Bei den Konjugationen bringen *Auspicia* zunächst die e- Konjugation und

dann die a- Konjugation (ebenso *esse*) jeweils im Präsens. Sobald die Grundlagen des Konjugierens sitzen, werden behutsam die arbeitsökonomischen Vorteile der horizontalen Methode genutzt: Das Imperfekt und die Tempora des Perfektstammes werden für die beiden ersten Konjugationen parallel eingeführt. Auf dieser Grundlage können im zweiten Halbjahr recht zügig die i- und die 3. Konjugation erarbeitet werden. Das Futur I wird dann horizontal bzw. parallel für alle vier Großkonjugationen durchgenommen. Mit diesem Nachtrag des Futurs wird zwar die Systematik Präsensstamm – Perfektstamm verunklart, dafür können aber die drei Vergangenheitstempora Imperfekt – Perfekt – Plusquamperfekt näher zusammengerückt und kontrastiv behandelt werden. Trotz dieser kleinen Ungereimtheit steht dem Schüler gegen Ende des ersten Lateinjahres ein klares Konjugations- und Tempusschema zur Verfügung, so dass er mit diesen „*advance organizers*“⁷ auch die „kleinen Konjugationen“ *ire* und *velle* sowie im zweiten Band dann Konjunktiv und Passiv bewältigen kann.

Die anderen Wortarten (Adjektiva, Präpositionen und Pronomina) werden ebenfalls systematisch und in eigenen Einstundenlektionen eingeführt und geübt, ebenso der AcI.

Den Abschluss des ersten Lateinjahres bildet eine umfangreicher Text als „*repetitio generalis*“. Mit ihr scheinen die Herausgeber eine Forderung WAIBLINGERS⁸ umzusetzen, wonach der Text bzw. das Lesestück stets den krönenden Abschluss, gänzlich losgelöst von der Neudurchnahme, und nicht den Einstieg darstellen soll. Ein siebenseitiges lateinisches Lesestück, unterteilt in elf einzelne Kapitel, wiederholt nicht nur den Grammatikstoff des Jahres, sondern informiert eingehend über die Beziehungen zwischen Römern und Germanen, von der Frühzeit über die späte Republik bis zur Völkerwanderung. Dabei wird auch auf die wichtigsten römischen Hinterlassenschaften der Römer in Deutschland eingegangen – sei es im Stadtbild oder in verschiedenen Museen. Wer das Buch zügig durchgearbeitet hat, dem bleiben vielleicht am Schluss noch ein bis zwei Wochen für dieses Projekt übrig, das in den letzten Schulwochen noch durch Exkursionen vor Ort sinnvoll bereichert werden kann.

Mit *Auspicia* ist dem Autorenteam um KLAUS KARL ein Wurf gelungen. Die Klagen vieler Kollegen (mit Waiblinger an der Spitze) über die Textmethode und die mangelnde Systematik der neueren Lateinbücher wurde aufgenommen und produktiv umgesetzt. Schüler erhalten mit diesem – übrigens äußerst preisgünstigen – Unterrichtswerk eine systematische und wohl dosierte Einführung in das Haus der lateinischen Sprache, ohne sich – geblendet durch Reizüberflutung oder sprunghafte Vorwegnahmen – zu verirren. Für Lehrer stellt *Auspicia* ein ideales Werkzeug dar, das aufgrund der Anordnung und der Auswahlmöglichkeiten die Planung, Vorbereitung und Durchführung des Unterrichts erleichtert. Angesichts der Arbeitszeitverlängerung, die in vielen Ländern auf die Lehrer zukommt, ein nicht zu unterschätzender Aspekt. In Kauf nehmen müssen die Benutzer allerdings den Abschied von anspruchsvollen originalnahen Texten in der Spracherwerbsphase. Die Holprigkeit der L-Stücke sollten die Folgebände etwas glätten. Auf jeden Fall besteht die Hoffnung, dass mit diesem Unterrichtswerk unsere Schüler nachhaltig Latein lernen und so besser für die Lektürephase gerüstet sind als mit den bisherigen Lehrbüchern. Gespannt wartet man auf die zwei Folgebände und hofft auf einen ähnlichen Wurf für Latein als erste Fremdsprache und für Griechisch.

Anmerkungen:

- 1) Franz Peter Waiblinger, Überlegungen zum Konzept des lateinischen Sprachunterrichtes; in: FORUM CLASSICUM 1/1998, S. 9.
- 2) Vgl. Verf., Der neue bayerische Lehrplan für Latein. in FC 3/2003, S.182-187.
- 3) Klaus Prange, Lob der Routine. In: G. Brinke / A. Schirlbauer (Hg.), Lob der Schule. Wien 2002, S. 25ff.
- 4) Franz Peter Waiblinger, a.a. O. XX, vgl. auch ders., Lateinunterricht 2000 in Bayern – Bilanz und Ausblick; in: Peter Neukam (Hg.), Tradition und Zukunft. München 2001, S. 160ff.
- 5) Gemäß dem Lehrplan für Bayern beschränken sich *Auspicia* I auf das Aktiv und auf den Indikativ des Verbums sowie auf die a-, o- und 3. Deklination.
- 6) Vgl. die Diskussion in DASIU 4/96 und 1/97.
- 7) Vgl. Friedrich Maier, Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt 1. Bamberg 1979, S. 79 und 83.

- 8) Waiblinger, Lateinunterricht 2000, a.a.O., S. 167. Waiblinger geht dabei allerdings von der Einzelstunde aus, aber das Prinzip lässt sich in gewisser Weise auch auf die Gesamtsequenz eines Buches übertragen.

GÜNTHER HOFFMANN, Fürth

Schlechte Auspizien für den Lateinunterricht

Nun ist es genehmigt (in Bayern) und erschienen – trotz vieler Warnungen erfahrener Didaktiker: das Unterrichtswerk für Latein als zweite Fremdsprache mit Namen *Auspicia*. Und sehr viele bayerische Gymnasien, so hört man, haben sich zu seiner Einführung entschlossen, obwohl sie den ersten Band noch gar nicht genau kennen konnten (er war erst eine knappe Woche vor Unterrichtsbeginn erschienen).

In dieser kurzen Stellungnahme möchte ich die erheblichen Bedenken artikulieren, die ich gegen dieses Werk habe (nach gut 40 Jahren unermüdlichen Einsatzes in Praxis und Theorie für einen zeitgemäßen Lateinunterricht!). Meine Einwände richten sich nicht gegen die sprachlich-methodische Konzeption, denn in der Tat kann man unendlich viel und lange z. B. über die sog. horizontale oder vertikale Methode diskutieren – beide Konzepte dürfen sich auf ein Ordnungssystem der lateinischen Sprache berufen. Auch begrüße ich aus vollem Herzen die gute Absicht der Autoren, den Lateinanfängern in nicht zu großen Schritten ein solides Grammatikfundament zu vermitteln.

Jedoch bin ich zutiefst erschrocken, wie in *Auspicia* die antike, besonders die römische Welt den heutigen Schülerinnen und Schülern präsentiert wird. So angefochten der Lateinunterricht seit den 70er Jahren in Deutschland war, so intensiv wurde er von seinen Freunden, speziell von seinen Didaktikern verteidigt, modernisiert, aktualisiert, kurz: allen widrigen Zeitumständen zum Trotz in Ansehen und Erfolg erhalten. Werke wie *Auspicia* aber bedeuten nach meiner festen Überzeugung nunmehr eine neue, große, obendrein noch hausgemachte Gefahr.

Wie präsentiert sich das Fach Latein in diesem neuen Unterrichtswerk den Lernenden?

1. Das Unterrichtswerk erzwingt die Übersetzung unsinniger Texte

Aufgrund „sprachimmanenter Kriterien“ werden in den ersten sechs Kapiteln ausschließlich einzelne Verbformen vorgestellt (2 Kapitel nur für Praes. Ind. der e-Konjugation, 1 Kap. dto. für die a-Konjugation, 1 Kap. Imperativ der e- und a-Konjugation, zwei weitere zuzüglich einem Wiederholungskapitel über immer wieder den gleichen Stoff!). Da werden dann sinnlose „Sätze“ übersetzt wie 4 D e: „Ich schmücke, denn ihr befehlt“; W 2,4: „Schickt euch an zu geben; wir verwüsten“.

In welcher modernen Fremdsprache würden die Herausgeber es riskieren, die lernwilligen und neugierigen Anfänger in den für die Motivation entscheidenden ersten zwei Wochen ausschließlich einem sturen Formentraining ohne jeden Sinn auszusetzen?

Weitere Beispiele für sinnlose Texte: 8 C: *Femina puellam amat. Femina puellam appellat et monet: „Orna villam!“ Puella paret et villam ornat. Tum femina pecuniam dat et fabulam narrat: „Piratae insulam vastant et curas parant. Feminae et puellae piratas non arcent. Piratas appellant: „Cur patriam vastatis? Terram amamus et piratas timemus. Pecuniam vobis damus.“ Et piratae tacent et terram non vastant.“* – Diese schöne Geschichte trägt den Titel „Eine freundliche Frau“!

18 D e: 2. Der Herr besucht oft die freien Bewohner seines Landes. Er betritt die Häuser, weil er das harte Leben der redlichen (unbescholtenen) Bauern liebt. 3. Endlich wehren die unversehrten Truppen die bösen Seeräuber ab ...

2. Das Unterrichtswerk vertritt eine antiquierte Autoritätspädagogik

In erschreckender Fülle werden besonders anfangs martialische Verben wie „mahnen, befehlen, gehorchen, sich fürchten, Schmerz empfinden“ verwendet. Dadurch entstehen Sätze wie:

7 D d 2. Die Mädchen mahnen den Dichter: „Erzähle Geschichten!“ Aber der Dichter gehorcht nicht. 3. Er liest keine Geschichten vor. 4. Die Mädchen und Frauen aber empfinden Schmerz.

8 D d 1. Auch das Mädchen liebt und lobt die Frauen. 2. Denn die Frauen schenken Geld ...

12 C Z. 5-7: *Quia fabulae curas arcent, liberi cantant. Tum virum spectant. Viro femina et liberi parent; dominus familiam amat.*

13 C Z. 1-4: *Magister liberos exspectat et monet: „Laborate! Nam industria liberorum magistrum delectat.“ Magister liberis fabulam recitat, quod fabulae magistri pueros saepe delectant: „Piratae agros insulae vastare parant ...“ Magister non iam recitat, sed imperat: „Narrate finem fabulae!“ Liberi fabulas magistri et libros poetarum amant.*

14 D e 2. Dann betreten die Kinder ein Theater. 3. Dort liest ihnen der Lehrer Worte der Dichter vor. 4. Weil der Lehrer den Eifer der Kinder liebt und lobt, fürchten sie die Befehle des Lehrers nicht.

3. Das Unterrichtswerk präsentiert übertriebenen Patriotismus und Militarismus

21 D a 4. *Magister narrat: „Romani domini terrae sunt. Gloria Romanorum magna est; multae victoriae Romanorum clarae sunt.“*

64 B 4. *Romani erant cives probi et milites boni.*

68 D a 1. *Toto orbe terrarum corda multis hominibus in pectore saliunt, cum de facinoribus clarorum virorum audiunt. 2. Iure Hannibal laude dignus est, quia quinque menses in Alpibus cum hostibus pugnaverit et per montes altos in Italiam properaverit.*

4. Gelegentlich wird im Unterrichtswerk ein falsches Bild gezeichnet

24 C Z. 2: *Aulus Gellius tota Italia clarus est.*

28 D a 1. *Poetae autem Romam non amabant, quia ibi curae animos vexabant.*

36 D a: *Romani Caesarem interrogaverunt...* (folgen nicht weniger als zehn in dieser Form unmögliche Fragen der (?) Römer an Caesar)

5. Manchmal praktiziert das Unterrichtswerk einen unerträglichen lateinischen Stil

32 C Z. 4f.: *Magnam copiam agrorum tenuimus, sed quia pecunia caruimus, agros nostros obtinere non potuimus, sed vobis dare debuimus.*

6. Gelegentlich verwendet das Unterrichtswerk antiquiertes Deutsch

44 D h 1. Viele Zeitalter lang war die Bürgerschaft frei ... 3. In freien Bürgerschaften vertraut das Volk das Schicksal aller Männern von großem Ansehen an.

7. Das Unterrichtswerk bevorzugt extrem die Kriegsgeschichte

Es ist m. E. nicht zu vertreten, dass mehr als 30 % aller 79 Kapitel reine Kriegserzählungen sind! Noch schlimmer ist, dass nicht nur das jeweilige Hauptthema (die Titelseite) dieser Kapitel kriegerisch ist, sondern auch fast sämtliche Übungen im Rahmen der Lektion. Und das bei zwölfjährigen Jungen und Mädchen!

Beispiel: Kapitel 34 bis 36 behandeln den Kampf CAESARS und ARIOVISTS in nicht weniger als 15 Unterabschnitten, Übungen etc. – rein kriegerisch!

Diese Kritik an *Auspicia* mag fürs Erste ausreichen. Leicht wäre es, über diese Stichproben hinaus das Unterrichtswerk Seite für Seite auf diese und ähnliche Einwände hin durchzuarbeiten und eine noch deutlichere Kritik ausführlich darzustellen.

Was ist – zusammenfassend – zu beklagen, was ist zu befürchten?

1. Die Gutachter und das bayerische Kultusministerium haben trotz besorgter Warnungen die schweren Mängel des Buches entweder übersehen oder zu leicht genommen.

2. Die Schüler und Schülerinnen bekommen durch *Auspicia* ein Fach präsentiert, das ihnen antiquiert, bedrückend, kriegerisch und somit ganz und gar unsympathisch erscheinen wird. Entsprechend wird ihr Bild von der Antike negativ werden.

3. Eltern, die sich für das Fach Latein interessieren, werden beim Blick in *Auspicia* mit Entsetzen wahrnehmen, welche unzeitgemäße Vorstellung von den Wurzeln unserer europäischen Kultur ihren Kindern geboten und welche sonderbare Pädagogik ihnen im 21. Jahrhundert angetragen wird.

4. Gegnern des Lateinunterrichts wird es durch *Auspicia* leicht gemacht, das Fach im Allgemeinen kräftig anzugreifen.

KLAUS WESTPHALEN, Garmisch-Partenkirchen

Bornemann redivivus

Zwei neu gegründete Verlage haben das Lateinische Unterrichtswerk von EDUARD BORNEMANN, Ausgabe A für grundständiges Latein in seiner (auch im Design) ursprünglichen Form von 1964 wieder aufgelegt: Valentia GmbH (Postfach 10 37 52, 60107 Frankfurt/M.) und Domus Editoria Europaea (Postfach 10 37 55, 60107 Frankfurt am Main). Die Herausgeber sind SYDNEY SMITH, selbst noch Schüler und seinerzeit Mitarbeiter von Bornemann (1894-1976), und der Romanistikprofessor Dr. AXEL SCHÖNBERGER (Univ. Bremen). Beide sind überzeugt, dass die von Bornemann in der 1940er und 1950er Jahren entwickelte und praktizierte Methodik auch heutigen Kindern, insbesondere Migrantenkinder helfen könne, „ihr deutsches Sprachvermögen vor Einsetzen der Pubertät durch kontrastiven Sprachunterricht entscheidend zu korrigieren und zu verbessern“ und sich mit diesem vor vierzig Jahren erstmals erschienenen Lehrbuch „solide Kenntnisse der lateinischen Sprache anzueignen“. Nur im Vokabelteil wurden geringfügige Änderungen und Zusätze angebracht, der grammatische Anhang wurde leicht überarbeitet und durch Anhänge ergänzt. Auch die neue Rechtschreibung wurde beachtet (z.B. „Nusspiel“ auf S. 13).

A.F.

Brief vom Institut der deutschen Wirtschaft Köln

Am 28. Oktober 2002 führten Vertreter des DAV und des Instituts der deutschen Wirtschaft ein Gespräch (vgl. FC 4/2002, S.192f.). Anlass dieses in der Sache kontroversen Gespräches war eine Presseerklärung des Instituts, in der Latein herabgesetzt wurde. Der DAV hatte nachdrücklich protestiert und das Gespräch erbeten. Auch wenn – oder gerade weil – die gegenwärtige Form des Ökonomismus den Alten Sprachen noch immer große Probleme bereitet, scheint uns der Brief lesenswert, den der damalige Hauptgesprächspartner auf Seiten des Instituts nach dem Kongress an den DAV-Vorsitzenden schrieb:

Köln, den 26.4.2004

Sehr geehrter Herr Dr. Meißner,

dank Ihrer freundlichen Einladung hatte ich Gelegenheit, der Verleihung des Humanismuspreises Ihres Verbandes an Herrn Professor BARTOSZEWSKI in der Aula der Kölner Universität beizuwohnen.

Da ich leider unmittelbar nach der Dankesrede aufbrechen musste, war es mir nicht mehr möglich, Ihnen persönlich vor Ort zur exzellenten Wahl des Preisträgers und Laudators, zur sehr würdigen und gelungenen Festveranstaltung und zur großen Resonanz auf Ihren Kongress zu gratulieren. Bitte gestatten Sie, dass ich dies auf diese Weise nachhole.

Mit freundlichen Grüßen und guten Wünschen für Ihre Arbeit

DR. HANS-PETER KLÖS
Leiter der Hauptabteilung
Bildung und Arbeitsmarkt

Zu R. Schöneich und W. D. Lebek (FORUM CLASSICUM 2/2004)

Zunächst vorweg herzlichen Dank für die stets sehr anspruchsvolle Arbeit Ihrerseits im FORUM CLASSICUM im Sinne unserer gemeinsamen Sache! Unter Bestätigung Ihrer Zahlenfeststellungen und Tendenzen auf v. a. S. 109 in Heft 2/2004 möchte/muss ich jedoch hoch besorgte, mahnende Kritik zu den beiden Artikeln (auch zu S. 105) formulieren dürfen: 1. Es kann nicht (unsererseits noch seitens der Ministerien) bei der schönen, ach so urbanen und bürgerlichen Zurückhaltung, der Erwähnung der desaströs-katastrophalen Zahlen des „Nachwuchses“ verbleiben! Machen Sie bitte den zuständigen Ministern klar, dass im Falle einfachen weiteren Dahindümpelns ein bzw. das bildende Fach des deutschen Gymnasiums bei steigendem Schüler- und Elterninteresse mangels Möglichkeiten, die Nachfrage abzudecken, ausstirbt und somit Schläfrigkeit das schafft, was die gesamte Front aller – Entschuldigung – gehirnamputierten linken und rechten „Weltverbesserer“ nicht geschafft hat. Gehen Sie in die Offensive, stellen Sie Maximalforderungen (Förderung, Stipendien, Verkürzungen der Studiengänge aller Latinistikstudenten, evtl. auch Gehaltszulagen, Prinzip: „Angebot und Nachfrage“)!

2. Das Latinum als geforderter Nachweis schwindet keinesfalls (Sie irren völlig!). Sehen Sie doch bitte die jedes Jahr neu erscheinende Übersicht „Studien- und Berufswahl für Abiturienten“ der Bundesagentur für Arbeit ein! Tendenz ist steigend! Bitte wuchern Sie – richtig! – mit diesem Pfund unseres Faches!

UWE SAHL, Bad Iburg

Zu: W. D. Lebek, Das Latinum und die Qualität der deutschen Universitätsstudenten (FORUM CLASSICUM 2/2004)

Die mit großem Engagement und Aufwand betriebene Kölner Studie beweist zu unser aller Freude eindeutig, was wir immer schon wussten:

dass Studierende mit Latinum intelligenter sind als Studierende ohne Latinum. Sie beweist aber leider nicht, dass Studierende mit Latinum deshalb intelligenter sind, weil sie Latein gelernt haben; ebenso wahrscheinlich ist es, dass sie Latein gelernt haben, weil sie intelligenter sind. Konsequenzen wie „Lernt mehr Latein, dann

verstehet ihr auch deutsche Texte besser!“ lassen sich also trotz allen statistischen Brimboriums nicht ableiten: Es wäre ja auch zu schön, um wahr zu sein.

Prof. Dr. REINHOLD F. GLEI,
Seminar für Klassische Philologie,
Ruhr-Universität Bochum

Varia

Trier – „Die Stadt der Fremdsprachen“ Notizen zum 13. Sprachenfest des Bundeswettbewerbs Fremdsprachen vom 17. bis 19. Juni 2004

„Wir haben einen Traum“ lautete das Jahresthema 2004 zum Gruppenwettbewerb für die Klassen 6 bis 10 des Bundeswettbewerbs Fremdsprachen (vgl. www.bundeswettbewerb-fremdsprachen.de). An die eintausend Theaterstücke und Videopräsentationen sollen es gewesen sein, die in den Bundesländern eingereicht und von den Landesjurys gesichtet wurden. Im Lauf der Monate Mai und Juni wurden dann die Landessieger gekürt und zahlreiche Preise für gelungene Beiträge vergeben. Welch immense Arbeit dabei zu leisten ist, mag man beispielsweise der 50-seitigen Dokumentation „*Sapere gaude*“ entnehmen, die kürzlich zur Preisverleihung Latein/NRW 2004 am Gymnasium Theodorianum in Paderborn erschienen ist. Der Preis für die Besten beim Gruppenwettbewerb ist jeweils die Teilnahme am Sprachenfest, das vom 17. bis 19. Juni zum dreizehnten Mal veranstaltet wurde (vgl. www.sprachenfest.de). Die älteste Stadt Deutschlands, Trier an der Mosel, war hierzu der ideale Austragungsort. Vierzig Gruppen, weit mehr als dreihundert sprachbegeisterte Schülerinnen und Schüler, von Öttingen bis Ludwigslust, von Saarlouis bis Schneeberg folgten der Einladung, um ihre auf Landesebene als herausragend eingestuften Beiträge erneut zu präsentieren und um die attraktiven Preise des Festivals zu ringen. Zugelassen sind beim BWFS alle Schulsprachen; in Trier waren Englisch, Französisch, Italienisch, Latein, Russisch und Spanisch vertreten. Die Veranstaltung fand unter der Schirmherrschaft der rheinland-pfälzischen Ministerin für Bildung,

Frauen und Jugend, Frau DORIS AHNEN, statt, die sich einen ganzen Abend Zeit nahm, um mit den zahlreichen Lehrerinnen und Lehrern ins Gespräch zu kommen, und die selbstverständlich bei der Preisverleihung in St. Maximin den strahlenden Gewinnern gratulierte und den Organisatoren, allen voran ANKE FOLLMANN-HECK und Dr. VERA QUINTUS, sowie dem Leiter der Big Band des Hindenburg-Gymnasiums Trier, HENDRIK WISBAR, ihren großen Respekt zollte.

In lateinischer Sprache gab es die folgenden Wettbewerbsbeiträge aus Bayern, Hessen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Saarland und Sachsen (Kurzbeschreibungen aus dem Veranstaltungs-Info):

Albrecht-Ernst-Gymnasium, Öttingen, Klasse 7b, Lehrer: KLAUS KARRER. – Die verträumte Lateinstunde / *Abra Taberna Simsala Rom*: Zwei Mädchen, Julia und Marisa, schlafen übermüdet im Lateinunterricht ein und werden von ihrer Lehrerin ins antike Rom versetzt. Dort wollen sie römischen Mädchen erklären, was eine Disco ist („*scitisne, quid disco sit?*“) und im Colosseum wollen sie einen Gladiator vor dem Tod bewahren („*bene pugnavit, mortem non obito!*“).

Kreuzburg-Gymnasium, Großkrotzenburg, Klassen 6,7,8,10 (AG), Lehrerinnen: Frau WEIPERT und Frau LUH. – *Amor et Psyche* / Eine Videoproduktion der Latein-AG: Es war einmal eine Königstochter namens Psyche. Alle Menschen verehren sie, denn sie ist wunderschön. Darüber empört beauftragt Venus, die Göttin der Liebe und Schönheit, ihren Sohn Amor das Mädchen schrecklich zu strafen: Ein Ungeheuer soll sie



Bundeswettbewerb Fremdsprachen • Godesberger Allee 90 • 53175 Bonn

Vorankündigung

Bundeswettbewerb Fremdsprachen

Postfach 20 02 01
53 132 Bonn

Tel.: (0228) 95915-31
Fax: (0228) 95915-19
sicking@bundeswettbewerb-
fremdsprachen.de
www.bundeswettbewerb-fremdsprachen.de

2004-10-03

Betr.: der Bundeswettbewerb Fremdsprachen wird 25 Jahre alt

Sehr geehrte Damen und Herren,

der Bundeswettbewerb Fremdsprachen wird 25 Jahre alt. Ein Grund zu feiern.

Und Anlass für Rückschau und Ausblick.

Unser Jubiläum wollen wir mit vielen Gästen am 16. November 2004 in Berlin begehen.

Ich lade Sie schon jetzt herzlich ein, mit uns zusammen an diesem Tag (wahrscheinlich ab 10.00 Uhr) in der Staatsbibliothek in Berlin zu feiern.

Ich habe schon viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Bundeswettbewerbs Fremdsprachen gewonnen, uns an diesem Tag Proben ihres Könnens zu geben. Das wird kurzweilig und für alle, die sich für Fremdsprachen interessieren, sicherlich ein Gewinn.

Fühlen Sie sich schon jetzt eingeladen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie an diesem Tag dabei sein könnten. Es wäre eine große Ehre und für die jungen fremdsprachenbegeisterten jungen Menschen im Bundeswettbewerb Fremdsprachen eine Anerkennung ihrer Leistungen.

Gerne halte ich Sie auf dem Laufenden und sende Ihnen rechtzeitig die offizielle Einladungskarte. Wenn Sie mir eine andere Mail-Adresse oder eine andere Postadresse geben, sende ich die weiteren Informationen gerne auch an diese Adressen.

Ich freue mich auf die Feier

Ihr

Bernhard Sicking

Leiter der Geschäftsstelle

Der Wettbewerb ist eine Initiative des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. Er wird gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und vom Stifterverband unter Beteiligung der Länder. Träger ist der Verein Bildung und Begabung e.V.



heiraten. Doch Amor – fasziniert von Psyche – entführt sie in sein Zauberschloss, wo er sie Nacht für Nacht besucht. Niemand darf es wissen, nie darf Psyche sein Gesicht sehen. Aber eines Tages ...

Erzbischöfliches Ursulinengymnasium, Köln, Klasse 7a, Lehrerin: MARIA JAHNEL-ACHILLES. – *My fair lady*, im antiken Rom. Ein Singspiel in lateinischer und englischer Sprache nach Motiven und Melodien des Musicals ‚My Fair Lady‘: Der römische Offizier Higginensis hat von einem Britannienfeldzug die schöne aber widerspenstige britannische Sklavin Elisa mitgebracht. Er wettet mit seinen Freunden, der neuen Sklavin innerhalb von zwei Monaten die lateinische Sprache beizubringen. Zunächst widersetzt sich Elisa allen pädagogischen Versuchen und Drohungen ihres Herrn, erklärt sich aber schließlich gegen das Versprechen der Freilassung bereit, bei dem Unternehmen mitzumachen. Mit tatkräftiger Unterstützung der anderen Sklavinnen gewinnt Higginensis die Wette – und die Liebe Elisas.

Gymnasium Traben-Trarbach, Klasse 10e, Lehrer: DOMINIK HEINTZEN. – *Bona mala, mala mala* / Gute Äpfel, schlechte Äpfel: Die Geschichte beantwortet die Frage, wie es zum verhängnisvollen Streit zwischen Venus, Iuno und Minerva um den goldenen Apfel kam. Es ist die Geschichte des Helden Audax, der im Auftrag seines Vaters Iupiter den goldenen Apfel, ein Hochzeitsgeschenk, das ihm von seiner eifersüchtigen Frau entwendet worden war, wiederbeschaffen soll. Gelingt ihm dies, wird er vom Vater in den Olymp aufgenommen.

Robert-Schuman-Gymnasium, Saarlouis, Latein-AG, Lehrerin: CHRISTINE GROß. – *Romanus in caelo*. In unserer Version des Klassikers ‚Ein Münchner im Himmel‘ wird der Römer Aloisius Spectaculus nach seinem Tod von Petrus zum Engel befördert. Aber angesichts der fehlenden Getränke im Himmel mischt der unartige Römer-Engel den Himmel, wo man das ‚himmlische Latein‘ spricht, so richtig auf. Nur vor der Hölle, wo er alte Bekannte aus der Römerzeit erblickt und die Teufel ‚das barbarische Englisch‘ sprechen, macht er entsetzt Halt. In besonderer Mission wird der (B)Engel schließlich wieder auf

die Erde geschickt – und landet in der Römerstadt Trier.

J.-G.-Herder-Gymnasium, Schneeberg, Klasse 10a/d, Lehrerin: SABINE SANTO. – *Parvum somnium iustitiae*, ein Theaterstück in lateinischer Sprache: ‚Männer sind Schweine. / Traue ihnen nicht, mein Kind. / Sie wollen alle nur das Eine, / weil Männer nun mal so sind.‘ (DIE ÄRZTE) – Völlig haltlos, total übertrieben, reines Emanzengewäsch!!! Tatsächlich? Wir sind der Sache mythologisch auf den Grund gegangen und haben (rein mythologisch, versteht sich) neue Ansätze zur Behebung des kleinen Unterschieds gefunden.

Im Kultur- und Kommunikationszentrum Tuchfabrik Trier wurden am Freitag, dem 18. Juni, auf vier Bühnen gleichzeitig von 8.30 bis 15 Uhr die 40 Theater- bzw. Medienbeiträge präsentiert, neugierig von den Mitbewerbern verfolgt und neidlos mit großem Applaus bedacht. Für die Jurys (in Latein: KARL BERND BLEIKER / Warendorf, INGRID HEESEKAMP-GIESELMANN / Münster, ORM LAHANN / Friedberg, ANKE NITSCHKE / Erfurt, Dr. JOSEF RABL / Berlin, HANS-HERBERT RÖMER / Wuppertal) war es nicht einfach, den einzelnen Gruppen und ihren höchst unterschiedlichen Beiträgen absolut gerecht zu werden. Ein wenig erleichtert wurde dies durch eine vergleichsweise große Anzahl von Preisen, die zu vergeben waren. So ging der Preis des DAV an das Kreuzburg-Gymnasium in Großkrotzenburg, ein weiteren namhafter Preis an das J.-G.-Herder-Gymnasium in Schneeberg. Der Preis der Schülerjury sowie der Preis für die beste Theateraufführung insgesamt ging – und das ist ein Riesenerfolg – an das Erzbischöfliche Ursulinengymnasium Köln für das Stück ‚My Fair Lady‘, das bei der ersten Präsentation vor der Jury nicht weniger als bei der Aufführung in St. Maximin als Höhepunkt der Preisverleihung *standing ovations* erntete.

Dr. KLAUS SUNDERMANN (Ministerium für Bildung, Frauen und Jugend des Landes Rheinland-Pfalz) verabschiedete die Teilnehmer des 13. Sprachenfestes in Trier. KLAUS-DIETER POHL (Staatliches Schulamt Frankfurt/Oder) lud ein zum 14. Sprachenfest nach Potsdam im Juni 2005. Nach dem Sprachenfest ist vor dem Sprachenfest: Die Anmeldung zum Bundeswettbewerb

werb Fremdsprachen (Einzel- und Gruppenwettbewerbe, erstmals ausschließlich über die Website www.bundeswettbewerb-fremdsprachen.de) läuft bereits; Anmeldeschluss ist übrigens der 6. Oktober 2004.

JOSEF RABL, Berlin

**„Barbara Schellhaas ist eine von uns!“
Kleiner Erlebnisbericht vom Certamen Ciceronianum 2004 in Arpino**

Auch dieses Jahr fand das berühmte *Certamen Ciceronianum* in Arpino, der Geburtsstadt CICEROS, statt. Auch dieses Jahr nahmen Schüler aus allen Ländern Europas daran teil. Ich gehörte zu der Gruppe aus Norddeutschland.

Das besondere Glück unserer Gruppe bestand darin, dass wir nicht nur das Wochenende des Wettbewerbs in Italien bleiben würden, sondern noch vorher und nachher einige zusätzliche Tage in einer gemeinsamen Unterkunft in Rom zubringen konnten. Frau WIECHA und Herr LAMMERT aus Nordrhein-Westfalen hatten sich bereit erklärt, uns in dieser Zeit Rom zu zeigen. Die Anreise erfolgte allerdings individuell. So kam es, dass ich meine beiden Berliner Mitreisenden Bernd und Rebecca das erste Mal auf dem Flughafen Tegel traf. Flug und anschließende Zugfahrt zum Bahnhof Termini verliefen problemlos, wir fanden sogar unsere Unterkunft, die phantastisch zentral in der Nähe der Piazza Navona gelegen war. Die Mittagszeit und den frühen Nachmittag über besichtigten wir zu dritt auf eigene Faust Rom und am frühen Abend stießen auch schon unsere Mitstreiter Barbara, Daniel und Miriam aus NRW zu uns.

Der nächste Tag stand ganz im Zeichen einer intensiven Rombesichtigung. Die Tour führte uns neuneinhalb Stunden durch Roms Tempelreste, Kirchen und Basiliken, über die Foren, an Triumphsäulen und Brunnen vorbei, unter Triumphbögen hindurch, über Plätze und durch Palastanlagen. Frau Wiechas und Herrn Lammerts fachkundige Erklärungen verstärkten noch den Eindruck, den die gewaltigen Bauten auf uns machten.

Am nächsten Morgen nach einem echten römischen Frühstück in unserem Quartier mussten wir Rom vorläufig verlassen, weil wir ja in Arpino erwartet wurden. Auf dem Bahnhof trafen wir

Jannika und Gesa aus Berlin und Laura aus Magdeburg, die unsere Gruppe vollzählig machten. Wir fuhren mit einem Zug, der uns nach Frosinone bringen sollte. Aufgeregt berichteten zwei aus unserer Gruppe, dass sie auf ihrem Weg zur Toilette ins Nachbarabteil andere Deutsche getroffen hätten, die eifrig Cicero läsen ... Das war zu dem Zeitpunkt noch eine Sensation, andere Cicero-Teilnehmer im gleichen Zug! Als wir in Frosinone ausstiegen, stellte sich allerdings heraus, dass der Zug fast ausschließlich von „Ciceronianern“ belegt war. Ich traf noch auf dem Bahnhof meine Freundin aus Triest! Als quirlige Masse wälzten sich alle vom Bahnsteig zum Parkplatz neben der Bahnstation, der voller Reisebusse war, die sich langsam durch den aufspritzenden Schlamm wühlten, denn es regnete den ganzen Tag in Strömen. Die Masse von Teilnehmern stellte die Organisatoren vor große logistische Probleme, aber schließlich waren doch alle im jeweils richtigen Bus verstaut und die Busse brachten uns zu unseren Hotels in Fiuggi, einem Luftkurort in der Nähe von Arpino. Hier trafen wir offiziell die Süddeutschen, die mit rund 80 Schülern unser bescheidenes Häufchen in den Schatten stellten. Unser Hotel Internationale war beeindruckend! An unserem geräumigen Zimmer für vier Personen befanden sich beispielsweise drei Balkone! Auch das Essen, das uns abends serviert wurde, ließ keine Wünsche offen: Nudeln als Vorspeise, ein leckeres Hauptgericht, Nachtisch...

Am nächsten Tag ging es gleich morgens nach dem Wecken über Telephon (!) mit den Bussen nach Arpino. Hier sollten wir die Klausur schreiben, im Tullianum (wie könnte ein Gymnasium in der Geburtsstadt Ciceros anders heißen?). Der Empfang war beeindruckend: Überall an den Wänden klebten Spruchbänder und es wehten Fahnen aus allen Fenstern. Die Teilnehmer waren nach Namen sortiert auf Klassenräume aufgeteilt. Alles lief zugleich höchst formell und trotzdem entspannt ab: Zum Beispiel durfte nur auf gestempeltem Klausurpapier geschrieben werden. Das Papier befand sich in einem großen braunen Umschlag auf unserem Platz. Im großen Umschlag steckte ein kleiner brauner Umschlag, in dem wir unsere Namen verschließen sollten. Dieser Umschlag würde erst geöffnet werden, wenn die Klausur korrigiert war, damit niemand

bevorzugt werden könnte, beispielsweise weil er dem Korrigierenden bekannt war. Wir durften auch nur Stifte benutzen, die wir an unserem Platz vorfanden, damit nicht durch eine bestimmte Farbe zum Beispiel irgendein Zeichen gegeben werden konnte. Strengstens verboten war es, irgendwelche Zeichen – Kreise, Sterne, Herzen etc. – auf das Papier zu machen, weil das ja auch vereinbarte Zeichen hätten sein können ... Entspannt war die Atmosphäre auf der anderen Seite einfach deshalb, weil bei 500 Teilnehmern keiner ernsthaft an einen Sieg denkt. Man nimmt eben um des Vergnügens und der Erfahrung willen teil. Es herrschte keinerlei Rivalität. Nach der fünfstündigen Klausur wurden wir alle im Speisesaal des Gymnasiums in Schichten verköstigt und danach in unseren Bussen in den ältesten Teil Arpinos, hoch in den Bergen, einem verwunschenen, winzigen Dörfchen gefahren. Es gab dort sogar eine Art kleine Akropolis.

Der nächste Tag war großer Besichtigungstag. Zu Beginn gab es eine kleine Panne: Der italienische Tagesplan, der an der Eingangstür hing, begann eine Stunde später als der englische. Dennoch starteten wir schließlich gemeinsam und fuhren in unseren uns inzwischen bekannten Bussen diverse Sehenswürdigkeiten an. Höhepunkt war der Empfang im Kloster Monte Cassino. Zur Eröffnung gab einer der jüngeren Mönche ein kleines Harfenkonzert, dann wurden Reden von wichtigen Persönlichkeiten auf Italienisch gehalten, von denen wir nicht allzu viel verstanden. Zum Abschluss aber sprach der Abt selbst, und zwar auf Latein! Am Abend war ein riesiges Buffet organisiert worden für alle Cicero-Teilnehmer und die begleitenden Lehrer gemeinsam. Das gab mir die Möglichkeit, mich ausführlicher mit meiner Freundin aus Triest zu unterhalten, die in einem andern Hotel untergebracht war, und auch die anderen konnten Teilnehmer aus anderen Ländern kennen lernen.

Am Sonntag sollte die Preisverleihung stattfinden und zwar auf dem Forum von Arpino, unmittelbar vor dem Tullianum. Dieser Tag war der erste Tag ohne Regen und das war ein großes Glück für uns, die wir natürlich keinen Sitzplatz mehr abbekamen und auf dem Boden hockten, während auf der Tribüne wichtige Leute Reden

hielten. Endlich kam es dann zu der tatsächlichen Preisverleihung. Die zehn ersten Plätze wurden prämiert, und zwar rückwärts, von Platz zehn zu Platz eins. Als der zehnte vergeben war, war uns allen klar, dass – sollte wirklich noch jemand eine klitzekleine Hoffnung auf einen Sieg gehegt haben – er sie jetzt begraben könnte. Darum waren wir alle aufs Höchste erstaunt, als bei Platz acht mein Name gerufen wurde! Erst konnte ich es gar nicht glauben, so etwas konnte doch schlecht möglich sein. Aber ich wurde von hinten gedrängelt und geschubst, bis ich auf dem roten Teppich zwischen den Sitzreihen angekommen war. Dort wurde ich von einem jungen Italiener und einer Italienerin in Livrée abgeholt, zwischen denen ich mir in meiner sommerlichen Freizeitkleidung schrecklich schäbig vorkam. Aber wer hätte das auch ahnen können? Ich musste dann das Podest über eine furchtbar steile Treppe erklimmen. Dort drückten mir verschiedene Würdenträger Bücher und Urkunden in die Hand, die ich kaum alle halten konnte, ich musste kurz in eine Kamera lächeln, dann war ich entlassen. Meine Gruppe feierte fröhlich, als ich zu ihnen zurückkam. Von überall her grüßten mich Leute und gratulierten. Derweil ging die Preisverleihung weiter. Als man beim ersten Platz angekommen war, war die Spannung der Zuschauer auf dem Höhepunkt: Geheimnisvoll verkündete man von der Tribüne aus, dass ein Mädchen der Sieger sei...aaahhhh (laute Kundgebungen in der Runde). Und es sei keine Italienerin ... ooohhhh (noch lautere Anteilnahme). Die Siegerin heiße ... BARBARA SCHELLHAAS! Ein unüberschaubarer Tumult brach auf dem Forum los, aber er war wohl nirgendwo so emphatisch wie in unsrer kleinen „Norddeutschland“-Gruppe. Denn Barbara Schellhaas war eine von uns!!! Man zerrte sie auf die Tribüne, die Journalisten umdrängten sie, es erklang die Nationalhymne und dann die Hymne der EU. Sie sollte etwas auf Latein sagen, man wollte Autogramme, man wollte Photos. Ganz schön verspätet kamen wir zum Bus. Als wir einstiegen, klatschten alle noch einmal.

Der Bus brachte uns direkt nach Rom, wo wir unser altes Quartier an der Piazza Navona noch einmal bezogen. Am nächsten Tag, dem Montag, streiften wir wieder durch Rom, um das, was uns bei unserem ersten Besuch entgangen sein sollte,

noch anzusehen. Am Nachmittag fuhren Barbara, Herr Lammert und ich zur Redaktion der Zeitung „*Il Tempo*“, die Herr Lammert dankenswerterweise herausgefunden hatte, weil wir eine Ausgabe des Frosinone-Teils zu bekommen hofften, in dem angeblich über das *Certamen Ciceronianum* berichtet wurde. Es bereitete einige Umstände, eine Zeitung zu bekommen, aber als wir es geschafft hatten, wurden unsere Mühen belohnt. Denn die Hauptüberschrift auf der Titelseite lautete: „*Il certamen parla ...tedesco!*“

Wir ließen den Tag alle zusammen gemütlich mit viel Eis am Trevi-Brunnen ausklingen, denn am nächsten Morgen mussten wir alle ganz früh zum Bahnhof, um unsere Flüge in die Heimat zu erreichen. So trennte sich die Gruppe, aber wir versprachen, uns bald in der bewährten Besetzung wiederzutreffen.

CORDULA BACHMANN, Berlin

Der Heidelberger Affe ist wieder da

Das hübsche „Märchen vom Heidelberger Affen“, 1991 im Manutius Verlag lateinisch-deutsch erschienen, ist jetzt in nur-lateinischer Fassung (mit einigen Anmerkungen im Anhang) neu herausgegeben vom Verlag Rudolf Spann (2004). MICHAEL VON ALBRECHT: *De Simia Heidelbergensi* (ISBN 3-929280-23-X; 48 Seiten; EUR 6,-). Der Spann Verlag bietet bekanntlich auch sonst noch manche Anregung und Bereicherung zum Lateinunterricht. Der Inhalt der kleinen Schrift wird so charakterisiert: „Dem Lucius des Apuleius gefällt es nicht auf den Inseln der Seligen. Deshalb kehrt er, verwandelt – diesmal – in einen Affen, zu den Menschen zurück. Und so lebt der Affe, der Latein spricht, zunächst im modernen Rom, dann in Heidelberg, hilft jungen Lateinern und wird zum Wohltäter der Menschheit, weshalb er den Ehrentitel *Liberator* erhält.“ Das Büchlein ist auch gut als kleines Geschenk geeignet. Der Spann-Verlag ist im Internet erreichbar unter <http://www.antike-latein-spann.de>.

A.F.

Disticha Catonis – Latein-Kalender des Pädagogiums Bad Sachsa

Nach einjähriger Pause (der letzte Kalender erschien 2003) liegt nun für das Jahr 2005 wieder

ein Lateinkalender vor mit Sprüchen aus den „*Disticha Catonis*“. Schüler einer 11. Klasse haben zusammen mit ihrem Lateinlehrer aus der großen Sammlung spätantiker Sentenzen 12 markante Sprüche ausgewählt und sie ins Deutsche übersetzt. Dazu hat wiederum der bekannte Marburger Künstler, HORST FENCHEL, eine großartige Reimübersetzung geliefert. Anschließend wurden die Texte in 11 Sprachen übertragen. Beim letzten Kalender waren es die Sprachen des europäischen Parlaments, was in diesem Jahr zu einem nahezu unüberschaubaren Unterfangen geworden wäre. So wurde ein anderer Weg beschritten: Wir haben ausländische Mitbürger in Bad Sachsa ausfindig gemacht und sie um eine Übersetzung gebeten. So ist der Kalender auch dieses Jahr wieder in insgesamt 11 Sprachen übersetzt: deutsch, englisch, französisch, italienisch, spanisch, niederländisch, griechisch, polnisch, russisch, finnisch und türkisch.

Der Kalender hat das Format 23 x 32 und kostet 8,- EUR + 1.60 EUR Versandkosten (ab Mitte September lieferbar). Zu beziehen über das Pädagogium Bad Sachsa, Ostertal 1-5, 37441 Bad Sachsa, Tel.: 05523 /30010, Fax: 05523 / 999715, E-mail: Paedagogium.Bad-Sachsa@t-online.de oder über den örtlichen Buchhandel

GERHARD POSTWEILER, Bad Sachsa

Die Stätten des klassischen Altertums auf der Welterbeliste der UNESCO

Im Juli 2004 sind in China die Vertreter der Mitgliedsstaaten der UNESCO zusammengekommen, um über die Aufnahme bedeutender Stätten der Menschheit in die Welterbeliste zu entscheiden. 34 neue Welterbestätten wurden eingeschrieben, so dass nun 788 Stätten unter internationalem Schutz stehen.¹ Die Kriterien für die Aufnahme bestimmt die 1972 verabschiedete „Übereinkunft zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt“². Danach gelten als Kulturerbe „Werke der Architektur, Großplastik und Monumentalmalerei, Objekte oder Überreste archäologischer Art, Inschriften, Höhlen und Verbindungen solcher Erscheinungsformen, die aus geschichtlichen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Gründen von außergewöhnlichem universellem Wert sind“ (Artikel 1).

Zahlreiche Hinterlassenschaften der klassischen Antike erfüllen diese Bedingungen und wurden in die Welterbeliste aufgenommen. 17 Stätten sind im Ganzen oder in wesentlichen Teilen dem griechischen Erbe und 38 Stätten dem römischen Erbe zuzurechnen.³ Ihre geographische Verteilung spiegelt eindrucksvoll die Ausdehnung der römischen und griechischen Welt: Heute tragen 20 Staaten – von Großbritannien bis Libyen und von Marokko bis Syrien – das klassische Welterbe.

Die Nominierung der Stätten folgt dabei keinem System, sondern liegt ganz bei den Mitgliedsstaaten. Daher unterliegen die Nominierungen manchmal nationalem Geschmack und Interesse. Jedes Land möchte eine eigene Welterbestätte, die für die Masse der Touristen attraktiv ist. Deshalb finden sich auf der Liste viele ähnliche Monumente, wie Heiligtümer, Thermen und Theater – also Bauwerke, die die Blicke auf sich ziehen. Manche Epochen und Typen von Stätten werden vernachlässigt, auch wenn sie außergewöhnlich und universell sind. So ist erst in diesem Jahr die erste etruskische Stätte aufgenommen worden: die etruskischen Nekropolen von Cerveteri und Tarquinia. Unter dem klassischen Welterbe findet sich trotz der antiken Pionierleistungen nur eine industrielle Stätte: Las Medulas, eine römische Goldmine in Spanien. Andererseits gibt es Faktoren, die einer berechtigten Nominierung entgegenstehen. So wird das römische und griechische Erbe bisweilen als Fremderbe empfunden. Das mag erklären, warum die herausragenden Zeugnisse der kleinasiatischen Griechen in der Türkei nur zögerlich geschützt werden.

Obwohl einige Desiderate bestehen, ist das römische und griechische Erbe auf der Welterbeliste insgesamt aber sehr gut vertreten, was seiner Bedeutung für Europa entspricht. Im Vergleich zu anderen alten Hochkulturen ist es aber überrepräsentiert. Es verbietet sich von der Zahl der Einträge auf eine alles überragende Bedeutung der klassischen Antike für die Menschheit schließen zu wollen. Die hohe Zahl ist teilweise ein Politikum. Da das Erbe der römischen und griechischen Weltreiche heute auf viele Länder

zersplittert ist, gibt es mehr Nominierungen. Ohnehin ist die UNESCO von Europa personell, finanziell und ideologisch beeinflusst. Damit mag die Tatsache zusammenhängen, dass etwa die Hälfte aller Welterbestätten auf europäischem Boden liegen. Auch das Konzept des Welterbes ist europäisch. Es gibt andere hoch entwickelte Kulturformen, die weniger materiell greifbar sind und daher von der angeführten Definition des Welterbes nicht erfasst werden.⁴

Die „Übereinkunft zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt“ fördert den Schutz der Stätten der klassischen Antike. So wird das Umfeld bewahrt, aus dem die griechische und römische Literatur erwachsen sind. Viele Orte auf der Welterbeliste bekommen ihre Bedeutung erst durch ihre Referenzen in der Literatur: Mykene wäre ohne HOMER nur eine Burg, Delos ohne den Apollonmythos nur eine Insel und Pompeji wäre ohne PLINIUS' Brief nicht zum Inbegriff der Katastrophe geworden. So erfüllen viele Hinterlassenschaften der römischen und griechischen Antike spielend ein Kriterium, das die UNESCO für außergewöhnlichen universellen Wert festgesetzt hat, die Verbindung mit Werken der Weltliteratur.⁵

Anmerkungen:

- 1) Vgl. <http://whc.unesco.org> unter *World Heritage List*.
- 2) Vgl. http://www.unesco.de/c_bibliothek/welterbekonvention.htm
- 3) Vgl. die vom Autor angefertigte Untersuchung „Greek and Roman Heritage; an analysis in relation to the Global Strategy for a balanced, representative and credible World Heritage List“ (Stand 2003) mit einer Tabelle der römischen und griechischen Welterbestätten und einer Landkarte; <http://userpage.fu-berlin.de/~fabians/UNESCO/UNESCO.htm>.
- 4) Auf den Schutz solcher Kulturformen zielt die neue „Convention for the safeguarding of the intangible cultural heritage“, die die Welterbekonvention komplementär ergänzen soll; <http://unesdoc.unesco.org/images/0013/001325/132540e.pdf>.
- 5) Vgl. „Operational Guidelines for the Implementation of the World Heritage Convention“ II.C.2.(vi); <http://unesdoc.unesco.org/images/0013/001321/132128e.pdf>.

FABIAN SCHULZ, Berlin

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Dr. Konrad A d a m , Polit. Chefkorrespondent der Zeitung „Die Welt“

Hans-Ulrich B e r n e r , Schleswiger Str. 10, 30165 Hannover

Dr. Burkhard C h w a l e k , Dromersheimer Chaussee 31b, 55411 Bingen

Prof. Dr. Manfred F u h r m a n n , Auf dem Stein 40, 88662 Überlingen (Bodensee)

Prof. Dr. Reinhold F. G l e i , Seminar für Klassische Philologie,

Ruhr-Universität Bochum, 44780 Bochum

Manfred G l o c k , StD i. R., Mathildenstr. 13, 87600 Kaufbeuren

Dr. Thomas G u t s c h k e r , Bonn, Ressortleiter Außenpolitik der Wochenzeitung „Rheinischer Merkur“

Günther H o f f m a n n , OStR, Eschenauer Str. 5-b, 90411 Nürnberg, E-Mail: *cghoffmann@web.de*

Dr. Joachim K l o w s k i , Windröschenweg 28, 22391 Hamburg

Prof. Dr. Godo L i e b e r g , Cranachstr. 14a, 44795 Bochum

Dr. Michael L o b e , StR am Melanchthon-Gymnasium Nürnberg,

priv.: Franz-Ludwig-Str. 22, 96047 Bamberg

Dr. Heinz M u n d i n g , Beethovenstraße 18, 67365 Schwegenheim († 15. 1. 2004)

Uwe S a h l , Averbecks Hof 13, 49186 Bad Iburg

Fabian S c h u l z , Student an der Freien Universität Berlin (erreichbar über die Schriftleitung)

Dr. Rainer W e i ß e n g r u b e r , Fadingerstr. 7, A-4020 Linz

Friedemann W e i t z , Hochvogelstraße 7, 88299 Leutkirch im Allgäu

Michael W e n z e l , OStR, Seminarlehrer, Jesuitengasse 4, 86316 Friedberg (b. Augsburg),

michwenzel@web.de

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin

Prof. Dr. Klaus W e s t p h a l e n , Alpenstr. 2b, 82467 Garmisch-Partenkirchen

FORUM CLASSICUM auf CD-ROM

Eine Archiv-CD zu FORUM CLASSICUM und MDAV (ab 1994) kann weiterhin gegen eine Aufwandsentschädigung von EUR 10,- (incl. Porto) zugesandt werden. Sie enthält – vierteljährlich aktualisiert – sämtliche Dateien der gedruckten Ausgaben seit 1994 im Adobe®-PDF-Format zur Volltext-Recherche (vgl. dazu den Artikel in FC 4/99, 212f.). Bestellungen richten Sie bitte (wenn möglich, unter Beilage eines Verrechnungsschecks oder des Betrages in Briefmarken) an: StR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-mail: *ruediger.hobohm@altmuehlnet.de*. Die jeweils aktuellsten Dateien sind abzurufen unter *www.ruediger-hobohm.de*. Beachten Sie auch die Hinweise auf den Homepages des Verbandes: *http://www.altphilologenverband.de* und dieser Zeitschrift: *http://www.forum-classicum.de*.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften auf der folgenden Seite abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann
Am Pfarrgarten 10
79219 Staufen
Tel.: (0 76 33) 80 11 39
Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de
- 2. Bayern**
StR Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
- 4. Bremen**
Renate Albler
Leerer Str. 43
28219 Bremen
Tel.: (04 21) 39 27 57
alblerren@t-online.de
- 5. Hamburg**
OStR Dr. Uwe Petersen
Humannstr. 13
22609 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 17 92
uwe.petersen@hamburg.de
- 6. Hessen**
StDin. Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Dipl.-Phil. Leif Berling
Blumenstr. 25
18258 Rukieten
Tel.: (03 84 53) 2 00 11
Leif.Berling@t-online.de
- 8. Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Sandhauk 8
49699 Lindern
Tel.: (0 59 57) 96 72 97
bgieseler@NVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Teplitzer Str. 20
33803 Steinhagen
Tel. (0 52 04) 64 91
c.luetkeboerding@t-online.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
StD Hartmut Loos
Am Roßsprung 83
67346 Speyer
Tel.: (0 62 32) 8 31 77
loos-speyer@t-online.de
- 11. Saarland**
OStR Walter Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel.: (0 68 97) 6 45 51
WSiewert@t-online.de
- 12. Sachsen**
Dr. Bettina Meitzner
Auensteig 26
09648 Mittweida
Tel.: (0 37 27) 9 02 02
bettina.meitzner@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
Dipl.-Phil. Reinhard Bode
Vippacher Gasse 6
99880 Mechterstädt
Tel.: (0 36 22) 90 48 50
Reinhard.Bode@t-online.de

(Stand: September 2004)

B 4044

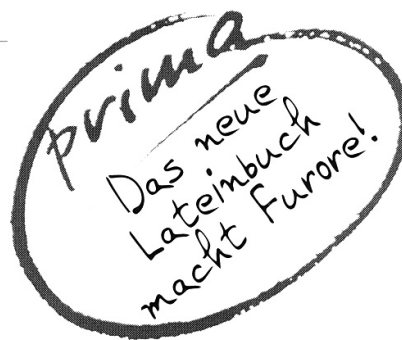
Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

Deutsche Post AG

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

prima.

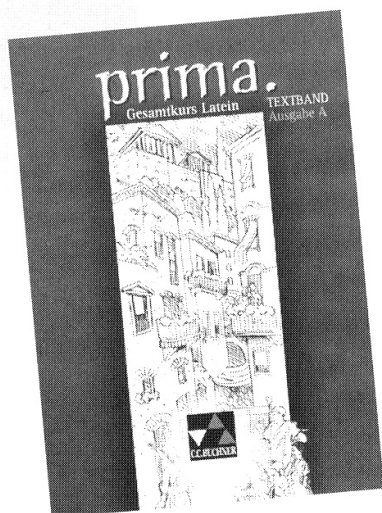
Prima A – Gesamtkurs Latein
Herausgegeben von Clement Utz



Bearbeitet von Martin Biermann, Josef Burdich, Roswitha Czimmek, Wolfgang Freytag, Wolff-Rüdiger Heinz, Gerhard Hey, Andrea Kammerer, Stefan Kipf, Anja Lücker, Bernhard O'Connor, Clement Utz, Brigitte Wilke und Edzard Visser.

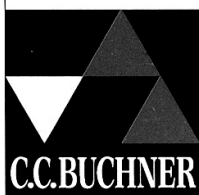
Textband, BN 5000, € 24,-

Begleitband, BN 5001, € 16,-



Erstmals erschien mit **prima** ein **kompaktes** und **in sich geschlossenes Curriculum** für den gesamten Lateinunterricht am Gymnasium, bislang bestehend aus einem **Lehrwerk für den Spracherwerb**.

In Vorbereitung befinden sich außerdem ein Band zur **Übergangslektüre** mit altersgerechten Texten und ein **Lesebuch** mit wichtigen Originaltexten sowie reichhaltiges **Zusatzmaterial**.



Fordern Sie Ihr Ansichtsexemplar an!

C.C. Buchners Verlag · Postfach 1269 · 96003 Bamberg
www.ccbuchner.de service@ccbuchner.de